

DE GRUYTER

Verena Sauer

HOCHDEUTSCH

EINE FRAMESEMANTISCHE ANALYSE
HISTORISCHER SPRACHEINSTELLUNGEN ZUM
DEUTSCHEN VOM 16. BIS 18. JAHRHUNDERT

STUDIA LINGUISTICA GERMANICA

Verena Sauer
Hochdeutsch

Studia Linguistica Germanica



Herausgegeben von
Christa Dürscheid, Andreas Gardt
und Oskar Reichmann

Band 145

Verena Sauer

Hochdeutsch



Eine framesemantische Analyse
historischer Spracheinstellungen zum Deutschen
vom 16. bis 18. Jahrhundert

DE GRUYTER

Studia Linguistica Germanica

Begründet von Ludwig Erich Schmitt und Stefan Sonderegger

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 39 wissenschaftliche Bibliotheken und Initiativen ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Germanistischen Linguistik fördern.

ISBN 978-3-11-133370-0

e-ISBN (PDF) 978-3-11-133395-3

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-133423-3

ISSN 1861-5651

DOI <https://doi.org/10.1515/9783111333953>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>.

Die Creative Commons-Lizenzbedingungen für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte (wie Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht im Original der Open-Access-Publikation enthalten sind. Es kann eine weitere Genehmigung des Rechteinhabers erforderlich sein. Die Verpflichtung zur Recherche und Genehmigung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Library of Congress Control Number: 2024939079

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 bei der Autorin, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Open-Access-Transformation in der Linguistik

Open Access für exzellente Publikationen aus der Germanistischen Linguistik: Dank der Unterstützung von 39 wissenschaftlichen Bibliotheken und Initiativen können 2024 insgesamt neun sprachwissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen.

Folgende Einrichtungen und Initiativen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Universitätsbibliothek Augsburg
Freie Universität zu Berlin
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Technische Universität Berlin / Universitätsbibliothek
Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin
Universität Bern
Universitätsbibliothek Bielefeld
Universitätsbibliothek Bochum
Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Technische Universität Dortmund
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. M.
Universitätsbibliothek Gießen
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Fernuniversität Hagen, Universitätsbibliothek
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Technische Informationsbibliothek (TIB) Hannover
Universitätsbibliothek Hildesheim
Rheinland-Pfälzische Technische Universität Kaiserslautern-Landau
Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln
Université de Lausanne
Bibliothek des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Bibliotheks- und Informationssystem (BIS) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universität Potsdam
Universitätsbibliothek Trier
Universitätsbibliothek Vechta
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Hochschulbibliothek
Zentralbibliothek Zürich



Gewidmet Marta Sauer

Vorwort

Dieses Buch stellt die leicht überarbeitete Version meiner Habilitationsschrift dar, die von der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Dezember 2022 angenommen wurde.

Mein besonderer Dank gilt Markus Hundt, Michael Elmentaler, Jörg Kilian und Ursula Götz für ihre Begutachtung der Arbeit im Rahmen des Habilitationsverfahrens. Darüber hinaus danke ich Antonia Schöwe, Levke Friedrichsen, Lykka Hagedorn und Janna Rohwedder für die sorgfältige Korrektur des Manuskripts.

Für die Aufnahme in die renommierte Reihe *Studia Linguistica Germanica* danke ich den Herausgeber*innen Christa Dürscheid, Andreas Gardt und Oskar Reichmann. Zudem danke ich Svetoslava Antonova Baumann, André Horn und Albina Töws vom Verlag De Gruyter für die sehr gute verlegerische Betreuung.

Besonders bedanken möchte ich mich bei Iris Werner, der Leiterin der Stabsstelle Gleichstellung, Diversität & Familie der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, sowie Gesche Braker, Geschäftsführerin des Postdoc-Zentrums der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, für ihre großzügige finanzielle Unterstützung der Drucklegung.

Abschließend möchte ich meinen wunderbaren Freund*innen und Kolleg*innen für die anregenden Diskussionen, die freundliche Unterstützung und die motivierenden Gespräche danken.

Inhalt

Vorwort — VII

Abbildungsverzeichnis — XV

Tabellenverzeichnis — XVIII

1 Hinführung — 1

2 Theorie — 4

- 2.1 (Sprach-)Einstellungen und Stereotype — 4
 - 2.1.1 (Sprach-)Einstellungen — 4
 - 2.1.1.1 Definitionsansätze — 4
 - 2.1.1.2 Modellvorstellungen — 5
 - 2.1.1.3 Dynamik und Funktionen von Einstellungen — 8
 - 2.1.2 Stereotype — 10
 - 2.1.3 Zwischenfazit — 15
- 2.2 Frames — 16
 - 2.2.1 Einführendes zur Framesemantik — 16
 - 2.2.2 Schemata - Frames - Konzepte — 18
 - 2.2.3 Grundlegende frametheoretische Ansätze — 20
 - 2.2.3.1 Bartlett — 21
 - 2.2.3.2 Minsky — 22
 - 2.2.3.3 Fillmore (Berkeleyer FrameNet) — 24
 - 2.2.3.4 Ziem (German FrameNet) — 25
 - 2.2.3.5 Barsalou — 26
 - 2.2.3.6 Zwischenfazit — 28
 - 2.2.4 Merkmale von Frames — 30
 - 2.2.4.1 Rekursivität — 30
 - 2.2.4.2 Hierarchisierung — 32
 - 2.2.4.3 Dynamizität — 32
 - 2.2.4.4 Perspektivierung — 33
 - 2.2.4.5 Prototypikalität — 34
 - 2.2.4.6 Entrenchment — 34
 - 2.2.5 Frame-Typen — 35
 - 2.2.5.1 Sprachliche Ebenen und Typen von Frames — 35
 - 2.2.5.2 Aggregationsstufen von Frames — 36
 - 2.2.5.3 Enzyklopädische Ebenen und Typen von Frames — 39

- 2.3 Diskurse und Frames — **40**
- 2.3.1 Diskurse — **40**
- 2.3.2 Frames als Diskursanalysetool — **45**
- 2.4 Chancen und Risiken einer historischen Framesemantik — **47**
- 2.4.1 Definitionen — **47**
- 2.4.2 Chancen einer historischen Framesemantik — **48**
- 2.4.3 Risiken einer historischen Framesemantik — **52**

- 3 Historische Spracheinstellungsforschung – Forschungsüberblick — 55**
- 3.1 Überblicksdarstellungen — **55**
- 3.1.1 Müller (1882/1969): *Quellschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts* — **55**
- 3.1.2 Socin (1888/1970): *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit* — **55**
- 3.1.3 Jellinek (1913): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik* — **58**
- 3.1.4 Straßner (1995): *Deutsche Sprachkultur* — **60**
- 3.2 Diskurseinteilungsversuche — **63**
- 3.2.1 Diskurseinteilungsversuch für das 16. und 17. Jahrhundert — **64**
- 3.2.1.1 Josten (1976): *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts* — **64**
- 3.2.1.2 Zwischenfazit 16. und 17. Jahrhundert — **67**
- 3.2.2 Diskurseinteilungsversuch für das 18. Jahrhundert — **68**
- 3.2.2.1 Faulstich (2008): *Konzepte des Hochdeutschen* — **68**
- 3.2.2.2 Leweling (2005): *Reichtum, Reinigkeit und Glanz* — **70**
- 3.2.2.3 Scharloth (2005): *Sprachnormen und Mentalitäten* — **72**
- 3.2.2.4 Zwischenfazit 18. Jahrhundert — **74**
- 3.3 Übersicht der rekonstruierten Attribute aus der Sekundärliteratur — **75**

- 4 Methodik — 77**
- 4.1 Vorüberlegungen — **77**
- 4.2 Forschungsdesign — **78**
- 4.2.1 Textkorpus — **78**
- 4.2.2 Darstellungsmodell — **83**
- 4.2.3 Erschließungsmethoden — **84**

- 5 16. Jahrhundert — 88**
- 5.1 Schriften der Schulmeister — **92**
- 5.1.1 *Teütsch* in Ickelsamers *Die rechte Weis und Grammatica* (1534) — **92**
- 5.1.2 *Deutsch* in Jordans *Leyenschuol* (1533) — **95**
- 5.1.3 *Deutsch* in Fabritius' *Nutzlich buchlein* (1532) — **97**

- 5.1.4 *Tüdtſch* in Kolroß' *Enchiridion* (1530) — **97**
- 5.1.5 *Teuſch* in Fuchßbergers *Leeßkonſt* (1542) — **99**
- 5.1.6 Zwischenfaſit — **101**
- 5.2 Schriften der Schreiber — **102**
- 5.2.1 *Duytſch* im *Schryfftspiegel* (1527) — **102**
- 5.2.2 *Teuſch* in Frangks *Orthographia* (1531) — **105**
- 5.2.3 *Teütsch* in Hugens *Rhetorica* (1532) — **106**
- 5.2.4 *Teuſch* in Meichßners *Handbüchlin* (1550) — **108**
- 5.2.5 Zwischenfaſit — **110**
- 5.3 Schriften in lateiniſcher Sprache — **111**
- 5.3.1 *Teuſch* in Albertus' *Teuſche Grammatick oder Sprach-Kunſt* (1573) — **113**
- 5.3.2 *Teuſch* in Ölingers *Underricht der Hoch Teuſchen Sprach* (1573) — **116**
- 5.3.3 *Düdiſch* in Clajus' *Grammatica Germanicae Linguae* (1578) — **119**
- 5.3.4 Zwischenfaſit — **121**
- 5.4 Faſit — **122**

6 17. Jahrhundert — 126

- 6.1 Schriften der Didaktiker — **132**
- 6.1.1 *Deuſch* in Kromayers *Deuſche Grammatica* (1618) — **132**
- 6.1.2 *Teuſch* in Helwigs *Sprachkünſten* (1619) — **133**
- 6.1.3 *Teuſch* in Brückers *Teuſcher Grammatic* (1620) — **136**
- 6.1.4 *Deuſch* in Olearius' *Deuſcher Sprachkunſt* (1630) — **137**
- 6.1.5 Zwischenfaſit — **139**
- 6.2 Schriften der Grammatiker — **140**
- 6.2.1 *Deuſch* in Gueintz' *Deuſcher Sprachlehre Entwurf* (1641) — **140**
- 6.2.2 *Teuſch* in Schottels *Teuſcher Sprachkunſt* (1641) und *Ausführlichen Arbeit Von der Teuſchen Hauptſprache* (1663) — **143**
- 6.2.3 *Deuſch* in Butſchkys *Hochdeuſchem Schlüßel* (1648) — **146**
- 6.2.4 *Deuſch* in Girberts *Deuſcher Grammatica* (1653) — **148**
- 6.2.5 *Deuſch* in Bellins *Syntaxis praepoſitionum Teutonicarum* (1661) — **150**
- 6.2.6 *Teuſch* in Pudors *Teuſcher Sprach Grundrichtigkeit* (1672) — **152**
- 6.2.7 *Teuſch* in Stielers *Deuſcher Sprache Stammbaum* (1691) — **154**
- 6.2.8 *Deuſch* in Bödikers *Grund-Sätze der Deuſchen Sprache* (1698) — **156**
- 6.2.9 Zwischenfaſit — **158**
- 6.3 Schriften der Poetiker — **161**
- 6.3.1 *Deuſch* in Opitz' *Buch von der Deuſchen Poeterey* (1624) — **161**
- 6.3.2 *Teuſch* in Harsdörffers *Poetiſchem Trichter* (1648/1650) — **163**
- 6.3.3 *Deuſch* in Zeſens *Rosen-mand* (1651) — **165**
- 6.3.4 *Deuſch* in Tſchernings *Schreib- und Sprach-Kunſt* (1659) — **167**
- 6.3.5 *Deuſch* in Buchners *Weg-Weiſer zur Deuſchen Tichtkunſt* (1663) — **168**

- 6.3.6 *Teutsch* in Morhofs *Unterricht von der Teutschen Sprache* (1682) — **171**
- 6.3.7 Zwischenfazit — **172**
- 6.4 Fazit — **173**

- 7**
- 18. Jahrhundert — 177**
- 7.1 Schriften vor Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* (1748) — **181**
- 7.1.1 *Teutsch* in Longolius' *Einleitung zu gründlicher Erkänntniß* (1715) — **181**
- 7.1.2 *Teutsch* in Freyers *Anweisung zur teutschen Orthographie* (1728) — **183**
- 7.1.3 *Teutsch* in Frischs Kommentierter Ausgabe von Bödikers *Grundsätzen der Teutschen Sprache* (1729) — **186**
- 7.1.4 *Teutsch* in Lochners *Teutscher Orthographie* (1735) — **188**
- 7.1.5 Exkurs: Schriften der Poetiker vor 1748 — **189**
- 7.1.5.1 *Teutsch* in Weichmanns *Poesie der Nieder-Sachsen* (1721) — **189**
- 7.1.5.2 *Deutsch* in Gottscheds *Dichtkunst* (1730) — **191**
- 7.1.5.3 *Deutsch* in Breitingers *Dichtkunst* (1740) — **193**
- 7.1.6 Zwischenfazit — **196**
- 7.2 Schriften der mitteldeutschen Autoren — **197**
- 7.2.1 *Deutsch* in Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* (1748) — **197**
- 7.2.2 *Teutsch* in Hempels *Teutscher Sprach-Lehre* (1754) — **200**
- 7.2.3 *Deutsch* in Heydes *Regeln vom Schreiben* (1772) — **203**
- 7.2.4 *Deutsch* in Stoschs *Beiträgen zur [...] Deutschen Sprache* (1778) — **204**
- 7.2.5 *Deutsch* in Adelungs *Umständlichem Lehrgebäude* (1782) — **206**
- 7.2.6 Zwischenfazit — **208**
- 7.3 Schriften der süddeutschen Autoren — **209**
- 7.3.1 *Deutsch* in Antespergs *Kayserlicher Deutscher Grammatick* (1747) — **209**
- 7.3.2 *Teutsch* in Aichingers *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1754) — **212**
- 7.3.3 *Teutsch* in Popowitschs *Teutscher Sprachkunst* (1754) — **214**
- 7.3.4 *Teutsch* in Dornblüths *Observationes* (1755) — **218**
- 7.3.5 *Deutsch* in Hoffmanns *Allgemeiner Sprachlehre* (1763) — **220**
- 7.3.6 *Deutsch* in Weitenauers *Zweifel von der deutschen Sprache* (1764) — **221**
- 7.3.7 *Deutsch* in Brauns *Anleitung zur deutschen Redekunst* (1765) — **223**
- 7.3.8 *Deutsch* in Bodmers *Grundsätzen der deutschen Sprache* (1768) — **224**
- 7.3.9 *Deutsch* in Hemmers *Deutscher Sprachlehre* (1775) — **227**
- 7.3.10 *Teutsch* in Nasts *Teutschem Sprachforscher* (1777) — **229**
- 7.3.11 *Teutsch* in Fuldas *Versuch einer [...] Idiotikensammlung* (1788) — **231**
- 7.3.12 Zwischenfazit — **235**
- 7.4 Schriften der norddeutschen Autoren — **236**
- 7.4.1 *Deutsch* in Heinzes *Anmerkungen* (1759) — **236**
- 7.4.2 *Deutsch* in Mätzkes *Grammatischen Abhandlungen* (1776) — **239**
- 7.4.3 *Deutsch* in Heynatz' *Anweisung zur Deutschen Sprache* (1785) — **242**

7.4.4 Zwischenfazit — 244

7.5 Fazit — 245

8 Zusammenfassung und Fazit — 248

8.1 Reflexion des framesemantischen Ansatzes — 248

8.2 *(Hoch-)Deutsch* im 16. bis 18. Jahrhundert — 251

Literatur — 259

Index — 273

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 2.1 Strukturkonstituenten eines Frames — **30**
Abb. 2.2 Beispiel-Frame Deutsch — **31**
Abb. 2.3 Typologie lexembezogener Frames — **37**
- Abb. 5.1 Token-Frame Teütsch rekonstruiert aus Ickelsamers *Teütscher Grammatica* (1534) — **94**
Abb. 5.2 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Jordans *Leyenschuol* (1533) — **96**
Abb. 5.3 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Fabritius' *Nutzlich buchlein* (1532) — **97**
Abb. 5.4 Token-Frame Tüdttsch rekonstruiert aus Kolroß' *Enchiridion* (1530) — **99**
Abb. 5.5 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Fuchßbergers *Leeßkonst* (1542) — **100**
Abb. 5.6 Type-Frame Deutsch: Schulmeister 16. Jhd. — **102**
Abb. 5.7 Token-Frame Duytzsch rekonstruiert aus dem *Schryfftspiegel* (1527) — **104**
Abb. 5.8 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Frangks *Orthographia* (1531) — **106**
Abb. 5.9 Token-Frame Teütsch rekonstruiert aus Hugés *Rhetorica* (1532) — **108**
Abb. 5.10 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Meichßners *Handbüchlin* (1550) — **110**
Abb. 5.11 Type-Frame Deutsch: Schreiber 16. Jhd. — **111**
Abb. 5.12 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Albertus' *Teutscher Grammatick oder Sprach-Kunst* (1573) — **115**
Abb. 5.13 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Ölingers *Underricht der Hoch Teutschen Sprach* (1573) — **118**
Abb. 5.14 Token-Frame Düdisch rekonstruiert aus Clajus' *Grammatica Germanicae Linguae* (1578) — **120**
Abb. 5.15 Type-Frame Deutsch: Lateinische Grammatiken des Deutschen im 16. Jhd. — **122**
Abb. 5.16 Type-Frame Deutsch: 16. Jhd. — **123**
- Abb. 6.1 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Kromayers *Deutscher Grammatica* (1618) — **133**
Abb. 6.2 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Helwigs *Sprachkünsten* (1619) — **135**
Abb. 6.3 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Brückers *Teutscher Grammatic* (1620) — **137**
Abb. 6.4 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Olearius' *Deutscher Sprachkunst* (1630) — **139**
Abb. 6.5 Type-Frame Deutsch: Didaktiker 17. Jhd. — **140**
Abb. 6.6 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Gueintz' *Deutscher Sprachlehre Entwurf* (1641) — **142**
Abb. 6.7 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Schottels *Teutscher Sprachkunst* (1641) und der *Ausführlichen Arbeit* (1663) — **146**
Abb. 6.8 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Butschkys *Hochdeutschem Schlüssel* (1648) — **147**
Abb. 6.9 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Girberts *Grammatica* (1653) — **149**
Abb. 6.10 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Bellins *Syntaxis praepositionum Teutonicarum* (1661) — **152**
Abb. 6.11 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Pudors *Teutscher Sprach Grundrichtigkeit* (1672) — **154**

- Abb. 6.12 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Stielers *Deutscher Sprache Stammbaum* (1691) — **156**
- Abb. 6.13 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Bödikers *Grund-Sätze der deutschen Sprache* (1698) — **158**
- Abb. 6.14 Type-Frame Deutsch: Grammatiker 17. Jhd. — **161**
- Abb. 6.15 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) — **163**
- Abb. 6.16 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Harsdörffers *Poetischem Trichter* (1648/1650) — **165**
- Abb. 6.17 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Zesens *Rosen-mand* (1651) — **167**
- Abb. 6.18 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Tschernings *Schreib und Sprach-Kunst* (1659) — **168**
- Abb. 6.19 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Buchners *Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst* (1663) — **170**
- Abb. 6.20 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Morhofs *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie* (1682) — **172**
- Abb. 6.21 Type-Frame Deutsch: Poetiker 17. Jhd. — **173**
- Abb. 6.22 Type-Frame Deutsch: 17. Jhd. — **174**
-
- Abb. 7.1 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Longolius' *Einleitung zu gründlicher Erkänntniß* (1715) — **183**
- Abb. 7.2 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Freyers *Anweisung zur teutschen Orthographie* (1728) — **185**
- Abb. 7.3 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Frischs Kommentierter Ausgabe von Bödikers *Grundsätzen der Teutschen Sprache* (1729) — **187**
- Abb. 7.4 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Lochners *Teutscher Orthographie* (1735) — **189**
- Abb. 7.5 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Weichmanns *Poesie der Nieder-Sachsen* (1721) — **191**
- Abb. 7.6 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Gottscheds *Dichtkunst* (1730) — **193**
- Abb. 7.7 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Breitingers *Dichtkunst* (1740) — **195**
- Abb. 7.8 Type-Frame Deutsch: Autoren vor 1748 — **197**
- Abb. 7.9 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* (1748) — **200**
- Abb. 7.10 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Hempels *Teutscher Sprach-Lehre* (1754) — **202**
- Abb. 7.11 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Heydes *Regeln vom Schreiben, Reden und Verse machen* (1772) — **204**
- Abb. 7.12 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Stoschs *Beiträge zur nähern Kenntniß der Deutschen Sprache* (1778) — **205**
- Abb. 7.13 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Adelungs *Umständlichem Lehrgebäude der deutschen Sprache* (1782) — **208**
- Abb. 7.14 Type-Frame Deutsch: Mitteldeutsche Autoren im 18. Jhd. — **209**
- Abb. 7.15 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Antespergs *Kayserlicher Deutscher Grammatick* (1747) — **212**
- Abb. 7.16 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Aichingers *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1754) — **214**

- Abb. 7.17 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Popowitschs *Teutscher Sprachkunst* (1754) — **217**
- Abb. 7.18 Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Dornblüths *Observationes* (1755) — **219**
- Abb. 7.19 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Hoffmanns *Allgemeiner Sprachlehre* (1763) — **221**
- Abb. 7.20 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Weitenauers *Zweifel von der deutschen Sprache* (1764) — **223**
- Abb. 7.21 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Brauns *Anleitung zur deutschen Redekunst* (1765) — **224**
- Abb. 7.22 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Bodmers *Grundsätzen der deutschen Sprache* (1768) — **227**
- Abb. 7.23 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Hemmers *Deutscher Sprachlehre* (1775) — **229**
- Abb. 7.24 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Nasts *Teutschem Sprachforscher* (1777) — **231**
- Abb. 7.25 Token-Frame Hochdeutsch rekonstruiert aus Fuldas *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung* (1788) — **234**
- Abb. 7.26 Type-Frame Deutsch: Süddeutsche Autoren im 18. Jhd. — **236**
- Abb. 7.27 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Heinzes *Anmerkungen* (1759) — **238**
- Abb. 7.28 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Mätzkes *Grammatischen Abhandlungen* (1776) — **241**
- Abb. 7.29 Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Heynatz' *Anweisung zur Deutschen Sprache* (1785) — **243**
- Abb. 7.30 Type-Frame Deutsch: Norddeutsche Autoren im 18. Jhd. — **245**
- Abb. 7.31 Type-Frame Deutsch: 18. Jhd. — **246**
- Abb. 8.1 Dynamizität von Frames und ihrer Strukturelemente — **250**

Tabellenverzeichnis

Tab. 2.1	Auto-, Hetero- und Metastereotyp — 14
Tab. 2.2	Strukturkonstituenten von Frames — 21
Tab. 2.3	Typologie von Frames — 35
Tab. 2.4	Gebräuchlichste Diskurskonzepte in der Linguistik — 40
Tab. 3.1	Abgeleitete Attribut-Werte-Paare bei Socin (1888/1970) — 58
Tab. 3.2	Abgeleitete Attribut-Werte-Paare bei Jellinek (1913) — 60
Tab. 3.3	Abgeleitete Attribut-Werte-Paare bei Straßner (1995) — 63
Tab. 3.4	Abgeleitete Attribut-Werte-Paare für das 16. bis 17. Jahrhundert — 68
Tab. 3.5	Abgeleitete Attribut-Werte-Paare für das 18. Jahrhundert — 75
Tab. 3.6	Übersicht über die aus der Sekundärliteratur rekonstruierten Attribute und Sub-Attribute — 76
Tab. 4.1	Historisches Textkorpus (16. Jahrhundert) — 79
Tab. 4.2	Historisches Textkorpus (17. Jahrhundert) — 80
Tab. 4.3	Historisches Textkorpus (18. Jahrhundert) — 80
Tab. 5.1	Attribute der Frames im 16. Jahrhundert — 89
Tab. 6.1	Attribute der Frames im 17. Jahrhundert — 127
Tab. 7.1	Attribute der Frames im 18. Jahrhundert — 178
Tab. 8.1	Attribute im diachronen Vergleich (16. bis 18. Jahrhundert) — 256
Tab. 8.2	Standardwerte im diachronen Vergleich (16. bis 18. Jahrhundert) — 257

1 Hinführung

Die Frage *Was ist gutes Deutsch bzw. Hochdeutsch?* beschäftigt die Menschen heute ebenso wie vor 500 Jahren. Während im 16. Jahrhundert eher über die Legitimation des Deutschen als Sprache des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens diskutiert wurde, verlagerte sich der thematische Schwerpunkt des Disputs im 17. und 18. Jahrhundert auf die Bestimmung einer Leitvarietät, die zur Konstituierung der hochdeutschen Sprachnorm herangezogen werden sollte. Auch heute wird die Frage, wo das *beste Hochdeutsch* gesprochen wird, immer noch gestellt und wissenschaftlich erforscht. So setzt sich etwa das DFG-Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* mit dem „Mythos“ um Hannover als [...] Stadt/Region mit dem ‚besten‘ Hochdeutsch“ (Conrad, Ehrlich und Schlobinski 2021: 2) auseinander. Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit dem historischen Spracheinstellungs- bzw. Sprachnormierungsdiskurs des 16. bis 18. Jahrhunderts und stellt dar, welches Wissen bzw. damit einhergehende Überzeugungen sowie Einstellungen die Gelehrten jener Zeit mit dem (*Hoch-*)*Deutschen* verknüpften.

Der Diskurs zur historischen Sprachreflexion des Deutschen war bereits Gegenstand zahlreicher Untersuchungen¹. Dementsprechend urteilt u. a. Langer (2012: 106):

Nachdem diese Thematik allerdings sowohl von Historikern der Sprachwissenschaft als auch von historischen Soziolinguisten seit nunmehr mehreren Jahrzehnten aus den verschiedensten Perspektiven untersucht worden ist, fällt es zunehmend schwer, etwas wirklich Neues herauszufinden, sei es durch die Aufdeckung bislang unbeachteter Quellen oder durch die Anwendung von neueren Theorieansätzen auf bekannte Daten.

Die Beurteilung Langers mag nachvollziehbar erscheinen, da in der Tat eine Fülle an Forschungsmonographien zum historischen Sprachnormierungsdiskurs existiert und sich die Ergebnisse zur Struktur des Diskurses – ob nun in Form von Diskursbereichen bei Faulstich (2008), Argumentationsmustern bei Josten (1976), Schlüsselwörtern bei Leweling (2005) oder als Darstellung der dominanten Positionen und ihrer Gegenpositionen bei Scharloth (2005) – stark ähneln. In der vorliegenden Untersuchung wird der Anspruch, „etwas wirklich Neues herauszufinden“ (Langer 2012: 106), im Sinne einer Erhebung bisher unerforschter Quellen oder des Bestrebens, einen gänzlich neuen theoretischen Ansatz hinsichtlich des historischen Spracheinstellungsdiskurses zu finden, nicht verfolgt. Vielmehr soll das bereits vorhandene Wissen zueinander in Beziehung gesetzt werden, bisherige Strukturierungsvorschläge miteinander verglichen und in ein allgemeines, anschlussfähiges Modell übertragen

¹ Vgl. hierzu Kapitel 3.2.

werden. Das Ziel der vorliegenden Studie ist es, die bereits vorhandene Erkenntnisse zu nutzen, zu vergleichen, zu vereinheitlichen und eine allgemeine Struktur des historischen Konzepts (*Hoch-)*Deutsch framesemantisch zu rekonstruieren. Denn bislang gibt es noch keine Arbeit, die

1. versucht, den Sprachnormierungsdiskurs des Deutschen vom 16. bis 18. Jahrhundert methodisch und theoretisch auf dem aktuellen Stand der Forschung zu untersuchen, die zentralen Erkenntnisse zu bündeln und in ein einheitliches semantisches Modell einzuordnen.
2. den Diskurs framesemantisch analysiert und somit Frames als Schemata zur Rekonstruktion von historischen Spracheinstellungen erprobt, mit denen dann auch andere (sprachhistorisch) relevante Konzepte untersucht werden können.
3. einen Vergleich der individuellen Konzepte zum *Hochdeutschen* der einzelnen Grammatiker ermöglicht und aufzeigt, wie sich diese gegenseitig beeinflussten, und anschließend Standardwerte (in Type-Frames) aus den individuellen Einstellungswerten (in den Token-Frames) ableitet.
4. ein Modell entwickelt, das anschlussfähig für weitere Untersuchungen ist.

Die Framesemantik soll folglich als *Diskursanalysetool*² erprobt und auf den historischen Spracheinstellungsdiskurs des 16. bis 18. Jahrhunderts als Untersuchungsgegenstand bezogen werden.

Nachdem im Vorangegangenen bereits erläutert wurde, was die vorliegende Studie leisten kann und will, werden in Kapitel 2 die wichtigsten theoretischen Grundlagen im Hinblick auf (Sprach-)Einstellungen und Stereotype einerseits sowie Frames andererseits dargestellt. Darauf aufbauend wird gezeigt, wie die framesemantische Modellierung zur Analyse des Spracheinstellungsdiskurses genutzt werden kann und welche Chancen sowie Risiken hinsichtlich einer historischen Framesemantik bestehen. Das darauffolgende Kapitel 3 skizziert den aktuellen Forschungsstand: In Kapitel 3.1 werden die wichtigsten Überblicksdarstellungen aufgelistet und daran anschließend werden in Kapitel 3.2 ausgewählte Arbeiten vorgestellt, die den historischen Spracheinstellungsdiskurs des Deutschen problematisieren und Diskursein-

2 Ich folge der Ansicht von Busse (2012: 536), dass „zwischen einem Wort und einem Frame [...] eher selten (wenn überhaupt) [eine Eins-zu-eins-Beziehung besteht, Einfügung: V. S.]“. Stattdessen ist von Frame-Netzen auszugehen, die das komplexe Hintergrundwissen strukturieren, das beim Verstehen von Wörtern notwendig ist (vgl. Busse 2012: 536). Frames sind linguistische Modelle zur Beschreibung von Wissen bzw. ein „Format der Organisation wie auch der Rekonstruktion des verstehensrelevanten Wissens“ (Busse 2012: 539) und werden in der vorliegenden Arbeit als Analysetools zur Rekonstruktion von Wissensstrukturen genutzt: „[F]rames as tools for the description and explanation of lexical and grammatical meaning“ (Fillmore 1985: 232). Vgl. hierzu auch die Erläuterungen in Kapitel 2.3.2.

teilungsversuche vornehmen. In Kapitel 4 wird die der Studie zugrunde liegende Methodik erläutert: Zum einen werden das Textkorpus als empirische Grundlage der framesemantischen Analyse sowie das gewählte Darstellungsmodell vorgestellt und zum anderen wird auch auf die Erschließungsmethoden eingegangen. In den drei nachfolgenden Kapiteln 5, 6 und 7 werden die Ergebnisse der framesemantischen Analyse präsentiert. Eine Zusammenfassung der zentralen Erkenntnisse und ein Fazit, in dem der methodische Ansatz kritisch reflektiert wird, schließen die Arbeit inhaltlich ab.

2 Theorie

2.1 (Sprach-)Einstellungen und Stereotype

2.1.1 (Sprach-)Einstellungen

„Diskurse [sind, Einfügung: V. S.] konstitutiv für die intellektuelle Gestaltung des öffentlichen Raumes [...] und damit absolut zentral dafür, wie wir unsere Welt durch und in Sprache erfahren, erschließen und prägen“ (Gardt 2017: 2). Als Basis dienen Äußerungen, meist Texte, die zu einem Forschungskorpus zusammengestellt werden und die sich mit einem bestimmten diskursimmanenten Thema beschäftigen. Diese schriftlichen Quellen spiegeln mehr oder weniger das Wissen bzw. die Einstellungen von Personen oder Personengruppen zum Diskursthema wider. Sie sind prägend und handlungsanleitend für den zukünftigen gesellschaftlichen Umgang mit der Thematik (vgl. Gardt 2007: 30).³ Sprachwissen ist zudem immer „sprachbiographisch motiviert und stellt ein Konstrukt individueller und sozial vermittelter Erfahrungen dar“ (Lenz 2003: 271). Es ist Bestandteil des Alltagswissens, das sich in der frühen Phase der Sozialisation formiert und in Abhängigkeit zu gesellschaftsbedingten, situationsspezifischen sowie interaktionellen Kontexten entsteht und modifiziert wird (vgl. Lenz 2003: 266).

Der historische Spracheinstellungsdiskurs zur Konstituierung einer einheitlichen deutschen Sprache entspinnt sich allmählich ab dem 16. Jahrhundert, u. a. angeregt durch das Wirken Luthers und dessen Schriften. Die Spracheinstellungen der am Diskurs beteiligten Autoren des 16. bis 18. Jahrhunderts waren prägend für die Normierung und schließlich Etablierung der überregionalen Schriftform im 19. Jahrhundert (vgl. Polenz 2009: 125).⁴ Für die Analyse des Diskurses können die überlieferten schriftlichen Belege⁵ aus dieser Zeit herangezogen und daraus die historischen Spracheinstellungen rekonstruiert werden.

2.1.1.1 Definitionsansätze

Einen der ersten Definitionsansätze (vgl. Riehl 2000: 142) erbrachte Lippmann (1922/1998), indem er „stereotypes“ definierte als „[t]he pictures inside the heads of these human beings [...]. Those pictures which are acted upon by groups of people, or by individuals acting in the name of groups“ (Lippmann 1922/1998: 29).

³ Vgl. hierzu auch Gardt (2017) sowie Busse und Teubert (1994).

⁴ Vgl. hierzu auch Polenz (1999: 37–76).

⁵ Der vorliegenden Untersuchung liegen die Korpustexte zugrunde, die in Kapitel 4.2.1 aufgeführt sind.

Diese *Bilder im Kopf* sind nicht objektiv, sondern u. a. durch die Situation bzw. den Kontext, in der/dem sich das Individuum befindet, subjektiv geprägt (vgl. Lippmann 1922/1998: 80): „Few facts in consciousness seem to be merely given. Most facts in consciousness seem to be partly made. [...] The facts we see depend on where we are placed, and the habits of our eyes“ (Lippmann 1922/1998: 80). Diese Gewohnheiten in der Anschauung der Menschen können auf deren Gedächtnisinhalte zurückgeführt werden, die eine zentrale Rolle bei der Bildung von Einstellungen spielen (vgl. Riehl 2000: 142). In der Definition von Riehl (2000) knüpft die Einstellung an das Erinnern an: Sie greift damit einen Ansatz von Bartlett (1932) auf. Dieser definiert *Erinnern* als

an imaginative reconstruction, or construction, built out of the relation of our attitude towards a whole active mass of organised past reactions or experience, and to a little outstanding detail which commonly appears in image or in language form. [...] The attitude is literally an effect of the organism's capacity to turn round upon its own ‚schemata‘, and is directly a function of consciousness.⁶ (Bartlett 1932: 213)

Dem folgend geht Riehl davon aus, dass Einstellungen sowohl mit sozialen Objekten als auch mit Gedächtnisinhalten verknüpft sind:

Das Schema, auf das sich die Einstellung bezieht, besteht entweder aus einem episodischen Gedächtnisinhalt (z. B. einem Erlebnis) oder semantischen Inhalten (z. B. das Wissen über bestimmte Gegenstände, Zustände, Gegebenheiten). (Riehl 2000: 142)

Diese Inhalte sind nicht objektiv gegeben, sondern individuell geschaffen worden in der Wahrnehmung der Menschen, die geprägt ist durch deren situative und kontextuelle Einbettung sowie deren Gewohnheiten (vgl. Lippmann 1922/1998: 80), also auch durch verbreitete Stereotype⁷ in der Gesellschaft.

2.1.1.2 Modellvorstellungen

Allgemein können Einstellungen als „Meinungen und Wertungen verstanden [werden, Einfügung: V. S.], die [...] Kompositionen aus kognitiven, evaluativen und konativen Elementen darstellen und als latente Verhaltensdispositionen interpretiert werden“ (Lenz 2003: 263). Diese Definition, die in der Spracheinstellungsforschung sehr häufig herangezogen wird⁸, geht auf das Drei-Komponenten-Modell nach Rosenberg und Hovland (1966: 1) zurück: „Attitudes are typically defined as predispositions to respond in a particular way towards a specified class of objects. [...] The types of response [...] fall in three major categories: cognitive, affective, and behavioral“.

⁶ Vgl. hierzu auch die Erläuterungen zu Bartletts Schema-Forschung in Bezug auf Frames in Kapitel 2.2.3.1.

⁷ Vgl. hierzu Kapitel 2.1.2.

⁸ Vgl. hierzu auch Lenz (2003: 263), Schmidlin (2013: 33) sowie Fiedler und Kurzenhäuser (2000: 161).

Diese dreidimensionale Struktur von Einstellungen ist bis heute weit verbreitet (vgl. Arendt 2019: 336–337).⁹

Demnach können Spracheinstellungen erstens Wissen um eine betreffende Entität beinhalten (kognitive Komponente), zweitens emotionale Werte offenbaren, die der Überzeugung zugrunde liegen (evaluative¹⁰ Komponente), und drittens potentielle Handlungsintentionen aufzeigen (konative¹¹ Komponente) (vgl. Lenz 2003: 263–264). Bezogen auf die an der Ausbildung einer hochdeutschen Schriftsprache beteiligten Spracheinstellungen könnte die kognitive Komponente z. B. das Wissen der Autoren um die verschiedenen regionalen Sprachlandschaften und ihre lautlichen Besonderheiten umfassen. Eine mögliche evaluative Komponente könnte sich auf die positive Bewertung der eigenen Dialektlandschaft bzw. die negative Bewertung fremder Dialektlandschaften beziehen. Die konative Komponente schließt dann die daraus resultierenden Handlungsabsichten ein, also beispielsweise das Bestreben der Autoren, ihre positive Haltung gegenüber der eigenen Sprechweise und ihres Vorbildcharakters schriftlich festzuhalten.

Im Hinblick auf Sprache ist jedoch nicht immer klar bestimmbar, ob sich die gemessenen Einstellungen auf die Sprache oder Varietät selbst beziehen oder vielmehr auf eine*n (stereotypische*n) Sprecher*in und dessen*ihr Sprecher*innenverhalten, den*die die Individuen (mit-) assoziieren (vgl. Riehl 2000: 141).¹² So stellte Hundt (2010) in einer Studie zu laienlinguistischen Konzeptualisierungen von deutschen Dialekten heraus, dass Personencharakterisierungen, neben der Nennung von z. B. lautlichen und lexikalischen Besonderheiten¹³, besonders häufig getroffen wurden (vgl. Hundt 2010: 204). Auf Basis dieser Charakterisierungen der Sprecher*innen

⁹ Vgl. hierzu auch Mayerl (2009: 20).

¹⁰ In der Literatur wird diese auch als „affektive“ (vgl. Fiedler und Kurzenhäuser (2000: 161), Riehl (2000: 141), Schmidlin (2013: 33)), als „affektiv-evaluative“ (vgl. Casper (2002: 113), König (2014: 26), Lenz (2014: 344)) bzw. als „emotive“ (vgl. Hermanns (2012: 222), Ortner (2014: 238), Schlobinski (1996: 21)) Komponente bezeichnet.

¹¹ Hermanns (2002: 86) und auch Arendt (2010: 11) schlagen stattdessen den Ausdruck *volitiv* vor, um den Aspekt des *Wollens* stärker hervorzuheben (Spitzmüller 2005: 68).

¹² Zur Vertiefung siehe auch den grundlegenden Aufsatz von Cooper und Fishman (1974), in dem insgesamt 18 Diskussionspunkte zur Theorie und Messung von allgemeinen Einstellungen und Spracheinstellungen dargestellt werden. U. a. werden hier auch die Fragen aufgeworfen: „What are the bases of language-attitude responses? To what extent do they reflect a stereotype in the sense of a failure of rationality? To what extent are they based on direct experience? To what extent are they generalizations from attitudes towards the functions allocated to the language or attitudes towards speakers of the language?“ (Cooper und Fishman 1974: 9).

¹³ Zur Klassifizierung des Laienwissens wurde das Klassifikationsschema von Anders (2010: 269) genutzt.

konnte der mit der jeweiligen Dialektlandschaft assoziierte „Menschentypus“ (Hundt 2010: 205) von den Forscher*innen ermittelt werden.¹⁴

Darüber hinaus weist u. a. Casper (2002: 30–31) auf die Problematik der trennscharfen Unterscheidung von kognitiven, konativen und affektiven Items bei der Erhebung von Spracheinstellungen mittels Fragebogen hin. Je nach Ausformulierung der Fragestellung kann es zu einer Überschneidung der Komponenten kommen (vgl. Casper 2002: 31).¹⁵

Neben dem weitverbreiteten Drei-Komponenten-Modell¹⁶ von Rosenberg und Hovland (1966) gibt es eine zweite, „eindimensionale“ Grundposition (Meinefeld 1977: 25), bei der Einstellungen auf die affektive Komponente beschränkt werden: Eine der ersten Arbeiten, die den Fokus auf die affektive Komponente von Einstellungen legt, stammt von Bartlett (1932). Er definiert Einstellung als „very largely a matter of feeling, or affect. [...] it is characterised by doubt, hesitation, surprise, astonishment, confidence, dislike, repulsion and so on“ (Bartlett 1932: 207). Fishbein und Ajzen (1975: 12) unterscheiden hingegen in drei verschiedene Konzepte, die sich jeweils mit einer der Komponenten decken: „[A]ttitude[s]“ werden der Kategorie „affect (feelings, evaluations)“ zugeordnet, „belief[s]“ der Kategorie „cognition (opinions, beliefs)“ und „intention[s]“ der Kategorie „conation (behavioral intentions)“. Damit beschränken sie Einstellungen ebenfalls auf den affektiven Aspekt als „characteristic that distinguishes attitude from other concepts“ (Fishbein und Ajzen 1975: 11).

Einstellung im Rahmen einer mehrdimensionalen Definition ist nach Meinefeld (1977: 24) „eine erlernte latente Reaktionsbereitschaft von zeitlicher Dauer gegenüber bestimmten Objekten oder Situationen in der affektiven, kognitiven und konativen Dimension“. Die eindimensionale Definition von *Einstellung* hängt hingegen stark von den einzelnen Kriterien der jeweiligen Autoren ab (vgl. Meinefeld 1977: 24). Allerdings ist diesen eindimensionalen Ansätzen gemein, dass sie Einstellungen nicht als ein System aufeinander bezogener Komponenten ansehen, sondern die Eigenständigkeit der Komponenten proklamieren bzw. „die Vorstellung einer generellen Konsistenz zurückweisen“ (Meinefeld 1977: 24).

¹⁴ So assoziierten die Proband*innen mit dem Bairischen einen „sehr konservativen Sprecher[]“ (Hundt 2010: 204), der als „ländlich orientiert[], teils bequem-fröhlich[], teils bäuerlich-plump[]“ (Hundt 2010: 204) beschrieben wurde.

¹⁵ Casper (2002: 31) verweist auf die Arbeit von Baker (1992), der als Beispiel für die Untersuchung der affektiven Komponente von Spracheinstellungen die Frage nach „feelings towards [...] an anxiety about learning a minority language“ (Baker 1992: 12) vorschlägt. Da hier auch konative Reaktionen, nämlich die potentielle Handlungsbereitschaft, eine Minderheitensprache zu lernen, miterhoben werden, ist die Unterscheidung der beiden Items nicht eindeutig möglich. Warum Casper (2002: 30) an dieser Stelle von Problemen bei der Trennung von kognitiven und konativen Komponenten und nicht von affektiven und konativen Komponenten ausgeht, erschließt sich indes nicht.

¹⁶ Die Bezeichnung als „mehrdimensionales“ Modell wird u. a. von Meinefeld (1977: 25) verwendet.

2.1.1.3 Dynamik und Funktionen von Einstellungen

Einstellungen sind immer in Bezug zum jeweiligen Kontext zu analysieren, d. h., dass soziokulturelle, interaktionale und situative Variablen berücksichtigt werden müssen (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 205)¹⁷. Tophinke und Ziegler (2006) schlagen deshalb eine Unterteilung in Makrokontext, Mesokontext und Mikrokontext vor, um eine kontextsensitive¹⁸ Analyse von Spracheinstellungen zu ermöglichen: Der Ansatz basiert auf der Annahme, dass Spracheinstellungen sozial bedingt, also „gesellschaftlich präfigurierte Sinnstrukturen“ (Tophinke und Ziegler 2006: 206) sind. Um die ursächlichen Einflussgrößen erfassen zu können, muss eine Kontextanalyse durchgeführt werden, die „nach der Genese [der Spracheinstellungen, Einfügung: V. S.] und ihren sozialen Bedingungsfaktoren“ (Tophinke und Ziegler 2006: 206) fragt.¹⁹ Einstellungen konstruieren Identität und schaffen zugleich Alterität, weil sie an soziale Gruppen gebunden sind und deren spezifische Standpunkte im Hinblick auf Sprache bzw. Varietäten und deren Sprecher*innen aufzeigen (Tophinke und Ziegler 2006: 206). Spracheinstellungen „erfolgen auf der Basis von sozialen Kategorisierungen“ (Tophinke und Ziegler 2006: 209) und vermitteln ein bestimmtes Bild von einer Sprache bzw. Varietät (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 209–210). Gleichzeitig entwirft das Individuum auch sein Selbstbild, in dem es sein Wissen, seine Erfahrungen und Meinungen ausdrückt (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 210). Die Stabilität des eigenen Selbstbildes steht in direkter Abhängigkeit zur positiven Bestätigung im sozialen Kontext²⁰, weshalb die Produzent*innen ihre Spracheinstellungen stets mit diesem abstimmen (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 210). Tophinke und Ziegler (2006) resümieren, dass

[n]ur solche Einstellungen, die auch auf positive Resonanz stoßen, [...] zu Bestandteilen des Selbstverständnisses [werden, Einfügung: V. S.]. [...] Einstellungen, die sich in der Interaktion bewähren, setzen sich durch und werden zum Bestandteil des sozialen Wissens. (Tophinke und Ziegler 2006: 211)

17 Dieser Artikel stellt eine Weiterentwicklung des bereits in Tophinke und Ziegler (2002) veröffentlichten kontextsensitiven Modells dar.

18 Eine gute Zusammenfassung der Mehrebenen-Analyse nach Tophinke und Ziegler (2006) sowie die Erweiterung des Ansatzes um einen Nanokontext nach Arendt (2010) gibt Jürgens (2015: 54–55).

19 Auf die Relevanz der Untersuchung von Entstehungsfaktoren von Spracheinstellungen verweisen auch schon Garrett, Coupland und Williams (2003: 15).

20 Vgl. hierzu auch die Ergebnisse von Anders (2010: 390), welche zeigen konnte, dass dem negativen Heterostereotyp des Obersächsischen in der Gesellschaft eine durchaus positive Eigenbewertung der Obersächsischen Sprecher*innen gegenübersteht. Innerhalb der Obersächsischen Sprecher*innengemeinschaft (sozialer Kontext), die die eigene Sprechweise positiv bewertet, ist auch das Selbstbild der individuellen Sprecher*innen positiv. Allerdings müssen hier auch internalisierte vermutete Heterostereotype berücksichtigt werden.

Bezogen auf die Makroebene interessiert zunächst der kulturelle Gesamtzusammenhang, in den die Spracheinstellungen innerhalb eines kommunikativen Geschehens einzuordnen sind (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 212). Die „allgemeine[n] Sinn- und Ordnungsstrukturen, wie [...] etwa soziale Kategorisierungen, Normen und Werte, soziale Rollenmuster und Situationsmodelle“ (Tophinke und Ziegler 2006: 212) stehen hier im Vordergrund. Diese allgemeinen Strukturen sind dynamisch, da sie in der Kommunikation immer wieder angepasst und modifiziert werden und zudem historisch verankert sind (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 212). Der Mesokontext beschäftigt sich mit der sozialen Situation, in die die konkrete Spracheinstellung eingebunden ist. Innerhalb dieses Rahmens müssen die sprachlichen Äußerungen interpretiert werden und Einflussgrößen wie „spezifische[] Rollenmuster, ein bestimmtes Verhältnis von Nähe und Distanz, Öffentlichkeit und Privatheit, Spontaneität und Reflektiertheit sowie auch ein bestimmter Handlungsspielraum“ (Tophinke und Ziegler 2006: 213) berücksichtigt werden. Die Einstellungsäußerung muss immer in Bezug auf die soziale Situation, also auf den Mesokontext hin interpretiert werden. Die konkrete sprachliche Interaktion wird von Tophinke und Ziegler (2006: 214) als „Mikrokontext“ bezeichnet, der sich auf die Äußerungsebene bezieht. Dem geht die Annahme voraus, dass Spracheinstellungen immer in einen Äußerungskontext eingebunden sind, der sie vorbereitet, zulässt bzw. provoziert (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 214). Die Etablierung des kontextsensitiven Ansatzes soll den Anstoß geben für einen Paradigmenwechsel in der Spracheinstellungsforschung, „der die Spracheinstellung nicht nur als Explanans für Sprachverhalten betrachtet, sondern als Explanandum sui generis begreift“ (Tophinke und Ziegler 2006: 221).

Das kontextsensitive Modell von Tophinke und Ziegler (2006) wurde in der linguistischen Forschung breit rezipiert²¹ und stellt eine wichtige Perspektiverweiterung in der Spracheinstellungsforschung dar. Qualitative Erhebungsmethoden, die „eine Analyse der sozialen Bedingungsfaktoren einbeziehen“ (Tophinke und Ziegler 2006: 207), d. h., „Einstellungsäußerung als Handlung im Kontext“ (Tophinke und Ziegler 2006: 216) verstehen und einen interaktionistisch-konstruktivistischen Ansatz verfolgen, treten hier in den Vordergrund (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 216). Tophinke und Ziegler (2006: 217–220) führen als Beispiel die Erhebung von Spracheinstellungsäußerungen im Rahmen von Interviews bzw. Small Talk an, um die kontextsensitive Methode zu erläutern und die Besonderheiten des Ansatzes gegenüber dem „experimentell[en]“ und „inhaltsanalytischen“ (Tophinke und Ziegler 2006: 216) darzustellen. An dieser Stelle muss kritisch angemerkt werden, dass Spracheinstellungsäußerungen, „die ‚spontan‘ innerhalb des ‚Small Talks‘ entstehen“ (Tophinke und Ziegler 2006: 217), nur sehr schwer bzw. gar nicht erhoben werden

21 Vgl. hierzu u. a. Lenz (2003: 266–267), Anders (2010: 60), Arendt (2010: 9–10) sowie Arendt (2014).

können, da etwa forschungsethische Aspekte bei der Datenerhebung berücksichtigt werden müssen. Insofern muss der kontextsensitive Ansatz in seiner methodischen Umsetzung noch evaluiert bzw. reflektiert werden. Auch die interaktionistisch-konstruktivistische Erhebung von historischen Spracheinstellungsdaten muss in der Forschungscommunity noch eingehender diskutiert werden.

Es kann festgehalten werden, dass Spracheinstellungen dynamisch sind und durch die Äußerungskontexte, in denen sie produziert werden, geprägt sind. Dementsprechend ist ein kontextsensitiver Ansatz, wie ihn Tophinke und Ziegler (2006) vorschlagen, notwendig. Im Hinblick auf die Erhebung historischer Spracheinstellungen ist es m. E. ebenfalls wichtig, den historischen Kontext zu rekonstruieren, in dem die Einstellungsäußerung zu verorten ist. D. h., dass die soziale Situation²², in der die Äußerung getätigt wurde, sowie deren allgemeine bzw. spezifische Funktion²³ rekonstruiert werden müssen. Darüber hinaus müssen auch gruppen- oder statusspezifische Effekte²⁴ berücksichtigt werden (vgl. Tophinke und Ziegler 2006: 221).

Neben der Kontextsensitivität von Spracheinstellungen ist auch deren Dynamik ein wichtiger Faktor, der in der Analyse Berücksichtigung finden muss. In der Definition von Meinefeld (1977) sind Einstellungen immer nur von einer bestimmten Dauer. Sie sind folglich dynamisch, ebenso wie die Kontexte, in die sie eingebettet sind.

2.1.2 Stereotype

Ein Stereotyp ist ein „verbale[r] Ausdruck einer auf soziale Gruppen oder einzelne Personen als deren Mitglieder gerichteten Überzeugung, die in einer gegebenen Gemeinschaft weit verbreitet ist“ und „die logische Form eines Urteils [hat, Einfügung: V. S.], das in ungerechtfertigt vereinfachender und generalisierender Weise, mit

22 Im historischen Sprachnormierungsdiskurs des Deutschen im 18. Jahrhundert muss z. B. dargestellt werden, ob die geäußerte Spracheinstellung ggf. eine Reaktion auf eine zuvor publizierte Einstellungsäußerung eines anderen Diskursteilnehmers darstellt, wie etwa im Fall des Gedichts „Bemühungen der Oberrn Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottscheds zu besänftigen“ von Aichinger (1750) als Reaktion auf die Schrift „Klag-Lied des Herrn Professor Gottsched über das rauhe Pfälzer-Land in einer Abschieds-Ode“ von Gottsched (1750).

23 So könnte eine mögliche Funktion des Gedichts Aichingers gewesen sein, Gottscheds Position zu unterminieren und so das Ansehen der oberpfälzischen Sprachlandschaft zu verbessern.

24 Die Diskursakteure Aichinger und Gottsched gehören bspw. zwei unterschiedlichen Lagern an. Während Gottsched das Obersächsische als Leitvarietät anerkennt (vgl. hierzu Erläuterungen in Kapitel 7.2.1), lehnt Aichinger dies ab (vgl. hierzu Erläuterungen in Kapitel 7.3.2).

emotional-wertender Tendenz, einer Klasse von Personen bestimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen zu- oder abspricht“ (Quasthoff 1998: 48).

Die menschliche Wahrnehmung – und damit verbunden auch jegliches Lernen und Verstehen – beruht auf Kategorien, „die als hilfreiche Einteilungen, die Ordnung und Übersicht schaffen, Systematisierung erleichtern und neue Informationen in bereits vorhandene Wissensstrukturen einordnen“ (Thiele 2015: 24). Nach Allport (1971: 200) ist ein Stereotyp eine „überstarke Überzeugung, die mit einer Kategorie verbunden“, aber nicht mit dieser identisch ist (vgl. Allport 1971: 200). Stereotypen umfassen immer eine Attribuierung, mittels derer der kategorisierten Entität bestimmte Eigenschaften zugesprochen werden (vgl. Thiele 2015: 26). Sie dienen dem*der Verwendenden u. a. zur Orientierung, weil sie es ermöglichen, „Dinge in vorgefertigten, generalisierenden Schablonen zu betrachten“ (Hundt 1992: 7) und so sehr komplexe Sachverhalte überschaubar werden zu lassen. Diesbezüglich haben sich verschiedene Hypothesen herausgebildet, die das Prestige bzw. Stigma von sprachlichen Varietäten erklären sollen:

Die *inherent value hypothesis*²⁵ führt die Bewertung von Varietäten auf deren inhärente (Laut-)Struktur zurück. Varietäten, die über universell angenehme Laute verfügen, werden auch von den Hörenden als besonders angenehm empfunden und positiv bewertet. Die *imposed norm hypothesis*²⁶ begründet das Prestige von Varietäten durch kulturell weitergegebene Normvorstellungen, die bestimmte Varietäten, etwa die der sozial höher stehenden Gruppen, als besonders angenehm empfinden und dementsprechend positiv bewerten. D. h., aufgrund kultureller Normen empfinden die Hörer*innen z. B. die Standardform am angenehmsten, weil sie etwa von geschulten Sprecher*innen verwendet wird, und dementsprechend werden standardnähere Varietäten positiver bewertet als standardfernere. Diese Aspekte aufgreifend spricht Bezooijen (2002: 14) hinsichtlich der *inherent value hypothesis* von der „sound driven hypothesis“ und in Bezug auf die *imposed norm hypothesis* von der „norm driven hypothesis“. Beide Hypothesen spielen jedoch eine deutlich untergeordnete Rolle bei der Bewertung von Varietäten (vgl. Hundt (2017: 150) sowie Hundt (2011: 93)). Stattdessen scheint die *social connotation hypothesis*²⁷ einen „tragfähigeren“ (Hundt 2011: 93) Erklärungsansatz zu bieten. Hier steht u. a. das (stereotypische) Wissen der Hörer*innen über die Sprecher*innen der zu

25 „The inherent value hypothesis is an argument which claims that a dialect or accent is elevated to its prestige position owing to the fact that it is inherently the most pleasing form of that language“ (Giles et al. 1974: 405).

26 „The imposed norm hypothesis [...] suggests that the prestige variety has gained consensual validity as the most pleasing form simply because of cultural norms“ (Giles et al. 1974: 406).

27 Die Hypothese geht zurück auf die Arbeit von Trudgill (1976/2013: 13) und stellt eine Erweiterung der *imposed norm hypothesis* (vgl. Giles et al. 1974: 406) dar.

bewertenden Varietät im Mittelpunkt, also außersprachliche bzw. kontextbezogene²⁸ Variablen, die der Bewertung zugrunde liegen. Neben diesen drei Hypothesen unterscheidet Bezooijen (2002: 15) noch die „intelligibility driven hypothesis“, die „familiarity driven hypothesis“ und die „similarity driven hypothesis“. Demzufolge werden Varietäten auch entsprechend ihrer Verständlichkeit (*intelligibility*)²⁹, Vertrautheit (*familiarity*)³⁰ und ihrer Ähnlichkeit zur Standardvarietät (*similarity*)³¹ hin bewertet.

Hundt geht davon aus, dass die Bewertung von Sprachen bzw. Varietäten eher auf außersprachliche Faktoren zurückzuführen ist, da die Spracheinstellungsträger*innen immer aus einem bestimmten politischen, kulturellen, wirtschaftlichen etc. Kontext heraus agieren (vgl. Hundt 2011: 94).³² Sobald sich die Umgebungsfaktoren für das Individuum ändern, kann sich auch dessen Spracheinstellung ändern:

Der Unterschied zwischen einer Sprache mit hohem Prestige und einer stigmatisierten Sprache ist also nicht in den Sprachen selbst begründet, sondern wird von den Einstellungsträgern im Zuge ihrer Bewertung, die auch auf Tradition beruhen kann, etabliert. (Jürgens 2015: 59)

Stereotype können unterteilt werden in Auto-, Hetero- und Metastereotype (vgl. Thiele 2015: 30). Hundt (2018b: 103) definiert *Auto-* bzw. *Heterostereotyp* als die Einstellung zur eigenen sprachlichen Varietät bzw. gegenüber fremden Sprechweisen. Diese Definition kann noch im Sinne von Thiele (2015: 30) erweitert werden auf Einstellungen gegenüber „Objekte[n], Sachverhalte[n] oder Personen(-gruppen)“. Aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive bezeichnet das Autostereotyp dementsprechend das Selbstbild des*der Produzenten*Produzentin, also dessen*deren Sichtweise auf sich selbst bzw. seine*ihre Ingroup (Personen(-gruppe)) oder die eigene sprachliche Varietät (Sachverhalt) bzw. eigene Schriften (Objekt). Das Fremdbild oder Heterostereotyp nimmt Bezug auf die Anderen, umfasst also die Einschätzung des*der Produzenten*Produzentin hinsichtlich anderer Personen bzw. der Outgroup, fremder Varietäten bzw. fremder Schriften. Thiele (2015: 31) verweist darauf, dass Heterostereotype meist weniger komplex sind und zudem eine Tendenz ins Negative aufweisen, während Autostereotype die positiven Eigenschaften stärker in den Fokus rücken und deren Komplexitätsgrad höher ist (vgl. Thiele 2015: 31).

28 Um die Kontextgebundenheit der Bewertung hervorzuheben, spricht Bezooijen (2002: 14) von der „context driven hypothesis“.

29 Jene Varietäten werden als angenehm empfunden, die die Hörer*innen gut verstehen können.

30 Jene Varietäten werden als angenehm empfunden, die den Hörenden vertraut sind aus deren Umfeld.

31 Jene Varietäten werden als angenehm empfunden, die der Standardvarietät besonders nahe kommen bzw. dieser ähneln.

32 Vgl. hierzu auch die Erläuterungen zur kontextsensitiven Modellierung nach Tophinke und Ziegler (2006) in Kapitel 2.1.1.3.

Neben dem Selbst- und Fremdbild spielen auch Metastereotype eine wichtige Rolle, wenn sich Menschen orientieren wollen. Metastereotype sind Vermutungen des*der Produzenten*Produzentin darüber, wie sich die anderen Personen selbst einschätzen (vermutetes Autostereotyp) bzw. wie sie andere Personen einschätzen (vermutetes Heterostereotyp). Das vermutete Autostereotyp beschreibt die Vermutung des*der Produzenten*Produzentin darüber, wie sich die andere Person einschätzt: *So, vermute ich, sieht sich die andere Person.* Bzw: *So, vermute ich, sieht die andere Person ihre eigene Gruppe, ihre eigene sprachliche Varietät oder ihre eigenen Schriften.* Das vermutete Heterostereotyp kann umschrieben werden mit dem Satz: *So, vermute ich, sehen mich die anderen Personen.* Bzw: *So, vermute ich, sehen die Anderen meine eigene Gruppe, meine eigene sprachliche Varietät oder meine eigenen Schriften.* Darüber hinaus beschreibt Thiele (2015: 32) noch das „vermutete, vermutete Autostereotyp“ sowie das „vermutete, vermutete Heterostereotyp“. Ersteres umfasst die Vermutung des*der Produzenten*Produzentin, was die andere Person vermutet, wie sich der*die Produzent*in selbst sieht (vgl. Thiele 2015: 32). Zweites stellt die Vermutung des*der Produzenten*Produzentin dar, was die anderen Personen vermuten, wie der*die Produzent*in sie sieht (vgl. Thiele 2015: 32). Auto-, Hetero- und Metastereotype werden in Tabelle 2.1 auf Grundlage von Beispielen aus den historischen Korpustexten veranschaulicht:

Tab. 2.1: Auto-, Hetero- und Metastereotyp

Stereotyp	Beispiel	Erklärung
Autostereotyp	„die Österreichische Mundart von der Hochteutschen öfters abgehet“ (Popowitsch 1754: 11)	Was Popowitsch über die eigene Mundart denkt.
Heterostereotyp	„Daß auch die Sachsen, Schlesier und ihre Nachfolgere im Übersetzen um kein Haar geschickter seyn“ (Dornblüth 1755: 4v)	Was Dornblüth über die anderen Sprecher*innen(-gruppen) denkt.
vermutetes Autostereotyp	„einer unserer berühmtesten Sprachlehrer noch vor einigen Jahren selbst in dem Wahne gestanden, man müßte, um Hochdeutsch schreiben zu können, ein gebohrner Sachs oder Schlesier seyn“ (Popowitsch 1754: 31)	Was Popowitsch vermutet, wie sich Gottsched sieht.
vermutetes Heterostereotyp		
vermutetes, vermutetes Autostereotyp	„bin also der Meinung nicht, welche zu behaubten mir jemand [Gottsched, Einfügung: V. S.] angesonnen hat, dass nicht einerley Sprachlehre durch ganz Teutschland gelten koenne“ (Aichinger 1754: VIII)	Was Aichinger vermutet, was Gottsched vermutet, wie Aichinger sich sieht.
vermutetes, vermutetes Heterostereotyp		

Wie bereits in Kapitel 2.1.1 dargelegt, hängt die Stabilität des eigenen Selbstbildes stark von der positiven Bestätigung im sozialen Kontext ab. D. h., dass internalisierte vermutete Heterostereotype durchaus die Eigenbewertung der Sprechweise beeinflussen können. Wenn die Sprecher*innen davon ausgehen, dass Fremde ihre Sprechweise eher negativ beurteilen, kann dies auch zu einer negativen bzw. negativeren Bewertung der eigenen Sprechweise führen:

Die Stigmatisierung eines Dialekts und seiner Sprecher geht meist auch mit einer Internalisierung der Negativbewertung durch die Sprecher selbst einher. Umgekehrt kann man beobachten, dass diejenigen Dialekte, die zu den Prestigedialekten gehören, auch von deren Sprechern selbst positiv eingeschätzt werden. (Hundt 2018b: 100)

Für die Interpretation von Auto- und Heterostereotypen stellt eine kontextsensitive Modellierung der Spracheinstellungen die essenzielle Grundlage dar. Um einen Zugang zu diesem stereotypischen Wissen zu erhalten, können Frames als konzeptuelle Wissensseinheiten genutzt werden (vgl. Fraas 1996: 16).

2.1.3 Zwischenfazit

Ausgehend von der Definition von Lippmann (1922/1998: 29) sind (sprachliche) Stereotype als *Bilder im Kopf* zu definieren, die durch sprachliche Varietäten bzw. die Sprecher*innen evoziert werden. Diese sind durch die Situation, in der sie auftreten, bzw. durch den Kontext, in den sie eingebettet sind, geprägt. In Anlehnung an Bartlett (1932) basieren Spracheinstellungen auf Erinnerungen, d. h., auf der (Re-)Konstruktion vergangener Reaktionen auf eine Varietät oder auf Sprecher*innen einer Varietät bzw. den daraus resultierenden Erfahrungen. Die (Re-)Konstruktion erfolgt individuell, ist somit subjektiv sowie situativ und kontextuell eingebettet zu verstehen.

Spracheinstellungen umfassen drei Komponenten: Sie geben das Wissen um eine sprachliche Entität wieder (kognitive Komponente), mit dieser verbundene Überzeugungen (evaluative Komponente) sowie damit verbundene potentielle Handlungsintentionen (konative Komponente). Spracheinstellungen sind dynamische Konstrukte, die kontextsensitiv rekonstruiert werden müssen entsprechend der Modellierung von Tophinke und Ziegler (2006). Zur Orientierung werden häufig Stereotype herangezogen als generalisierende Schablonen, die in einer Gemeinschaft gelten bzw. angenommen werden.

Stereotype können grob in Auto- und Heterostereotype unterteilt werden, also in Selbstbild und Fremdbild. Das vermutete Fremdbild, also die Vermutung eines*einer Sprechers*Sprecherin, wie seine*ihre Sprechweise von einem*einer Sprecher*in einer anderen Sprecher*innengruppe bewertet werden könnte, hat Auswirkungen

auf das Autostereotyp des Individuums. Dementsprechend muss das soziale Umfeld bzw. der Kontext, in den das Stereotyp eingebunden ist, dringend mitberücksichtigt werden bei der Interpretation. Prinzipiell kann angenommen werden, dass Stereotype bei der Konstituierung von Spracheinstellungen eine zentrale Rolle spielen. Sie fungieren gewissermaßen als *Standardwerte*, die assoziiert werden, wenn eine bestimmte Varietät beurteilt wird. Diese Standardwerte können sich auf unterschiedliche *Attribute* beziehen, z. B. auf die *AUTORITÄTEN*³³ oder auf die *LEITVARIETÄTEN*.

2.2 Frames

2.2.1 Einführendes zur Framesemantik

Die Framesemantik kann der kognitiven Linguistik zugeordnet werden, die „Prozesse und Strukturen der kognitiven Repräsentation und Konstruktion sprachlicher Bedeutungen“ (Ziem 2020: 28) untersucht. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um eine einheitliche Theorie. Vielmehr bestehen viele disziplinenabhängige Ansätze (u. a. Künstliche-Intelligenz-Forschung) nebeneinander. So wählt die Framesemantik einen empirischen Zugang, um Wortbedeutungen auf Basis des jeweiligen Gebrauchszusammenhangs oder der situativen Einbettung zu erschließen (vgl. Ziem 2020: 26).

Die Bedeutung eines Ausdrucks wird in der Framesemantik auf den Sprachgebrauch zurückgeführt, sie entsteht folglich „aus Generalisierungen von Wissensspekten über konkrete Äußerungsbedeutungen eines sprachlichen Ausdrucks in konkreten Verwendungskontexten“ (vgl. Ziem 2020: 32). Damit Sprachbenutzer*innen einer semantischen Einheit eine Gebrauchsbedeutung zuweisen können, müssen sie Kategorisierungsbeziehungen zwischen den z. B. textuell gegebenen Informationen (konkreten Füllwerten) und den aus der Erinnerung abgerufenen³⁴ Annahmen (Standardwerten) konstruieren (vgl. Ziem 2008: 247). Busse (2012: 685) verweist diesbezüglich darauf, dass „eigentlich alle Rahmen ‚aufgerufen‘ werden“ und „‚Evozieren‘ [...] dann nur eine Metapher für möglicherweise so etwas wie ‚regelmäßig /konventionell nahe legen‘ [wäre, Einfügung: V. S.]“.³⁵

³³ Die Notationsrichtlinien sind in der Tabelle 2.2 in Kapitel 2.2.3 erläutert.

³⁴ „Eine phonetische Einheit evoziert eine semantische Einheit. Die Relation [...] symbolisiert somit den Prozess des Aufrufens. Die Gebrauchsbedeutung resultiert hingegen aus dem Abrufen von Frames aus dem Hintergrundwissen. Mit der Realisierung der Relation [...] werden aufgerufene Frames zueinander in Beziehung gesetzt; diese stellen [...] Kohärenz her“ (Ziem 2008: 237).

³⁵ Vgl. hierzu die Diskussion in Kapitel 2.2.3 bzgl. der Dichotomie *Explizite* vs. *implizite Bedeutungsdimension*.

Sprachliche Bedeutungen entsprechen „konzeptuellen Einheiten, die ganz eng mit unserer Kognition, also auch unseren sinnlichen Erfahrungen und unserem erworbenen Wissen (Weltwissen³⁶), verbunden sind“ (Ziem 2020: 25). Ob eine Entität einer bestimmten Kategorie zugeordnet werden kann, muss das Individuum auf Basis vorangegangener Erfahrungen entscheiden. Diese Fähigkeit zu kategorisieren ist die „Voraussetzung jedes kognitiven Prozesses“ (Ziem 2008: 250), d. h., dass z. B. sprachliche Interaktion ohne den vorgeschalteten Kategorisierungsakt durch die Sprachbenutzer*innen nicht möglich wäre (vgl. Ziem 2008: 251). Das (Alltags-)Wissen der Sprecher*innen ist individuell strukturiert und basiert auf deren Erfahrungen sowie den jeweils vorherrschenden situativen und kontextuellen Gegebenheiten. Es ist das Ziel framesemantischer Analysen, mittels solcher individuen-spezifischen mentalen Repräsentationen von Wissen über einen Begriff oder Sachverhalt auf dessen allgemeine bzw. interindividuelle Organisationsstruktur zu schließen. Anders formuliert: „[E]s werden wissenschaftliche Modelle von individuen-spezifischen Modellen ‚der Welt‘ erstellt“ (Konerding 1993: 78).

Ziem unterscheidet diesbezüglich zwei Assoziationsprinzipien³⁶, die Ähnlichkeit und die Kontiguität, die es dem Individuum ermöglichen, Informationseinheiten zu identifizieren und zu kategorisieren. Objekte bzw. Entitäten, die zueinander in einem Ähnlichkeitsverhältnis stehen, können derselben Kategorie zugeordnet werden, auch wenn weder ein räumlicher noch ein zeitlicher Bezug zwischen ihnen besteht: Diese Ähnlichkeitsbeziehungen können auf Kontrast³⁷, Superordination³⁸, Subordination³⁹ oder Koordination⁴⁰ beruhen. Die Kontiguität beruht hingegen auf einer Nähe-Beziehung der betreffenden Entitäten zueinander, die entweder räumlich oder zeitlich miteinander assoziiert werden. Hier können drei Varianten von Kontiguität unterschieden werden: die räumliche Kontiguität⁴¹, die zeitliche Konti-

36 Zum Assoziationsprinzip der Ähnlichkeit siehe auch die Arbeiten von Konerding (1997) und Schwarz (1992) sowie zum Assoziationsprinzip der Kontiguität die Arbeiten von Bartlett (1932) und Wertheimer (1923).

37 Hier wird die Ähnlichkeit über die antonymische Beziehung der Begriffe zueinander abgeleitet (z. B. *kultiviert* zu *ungebildet*) (vgl. hierzu auch Konerding 1993: 10).

38 Die Begriffe stehen in einem hyperonymischen Verhältnis zueinander (z. B. *Hochdeutsch* zu *Meißnisch*).

39 Die Begriffe stehen in einem hyponymischen Verhältnis zueinander (z. B. *Bairisch* zu *Oberdeutsch*).

40 Sprachliche Kategorien korrelieren hier miteinander, sie entstammen demselben Wissensbereich und unterscheiden sich nicht in ihrem Abstraktionsgrad (z. B. *Oberdeutsch*, *Mitteldeutsch*, *Niederdeutsch*).

41 Die Entitäten *Nord-*, *Mittel-* und *Südbairisch* stehen in einer räumlichen Kontiguitätsbeziehung zueinander.

guität⁴² und die zeitlich-kausale Kontiguität⁴³. Die Kategorisierung von Entitäten (auf Basis von konkreten Füllwerten bzw. Standardwerten) und damit einhergehend die Zuschreibung von Bedeutungen beruhen also auf der kognitiven Eigenleistung des Individuums, Ähnlichkeits- sowie Kontiguitätsbeziehungen assoziieren zu können (vgl. Ziem 2008: 247). Dieses spezifische Weltwissen haben sich die Sprachbenutzer*innen in einem langwierigen und andauernden Sozialisationsprozess angeeignet (vgl. Konecny 1993: 12).⁴⁴

Dieser Assoziationsvorgang – einer Entität eine Bedeutung zuzuschreiben – basiert auf dem Gebrauch von Schemata⁴⁵: So können Ähnlichkeitsbeziehungen abgeleitet werden, wenn z. B. Ausdrucksbedeutungen „innerhalb eines Schemas einen spezifischen Wissensaspekt mit verschiedenen Werten belegen“⁴⁶ (vgl. Ziem 2008: 255). Kontiguitätsbeziehungen werden hingegen assoziiert, wenn zwei Ausdrucksbedeutungen „innerhalb eines Schemas verschiedene Wissensaspekte spezifizieren“⁴⁷ (Ziem 2008: 256).

2.2.2 Schemata – Frames – Konzepte

Bei Frames handelt es sich um spezifische semantische Schemata, „da sie verstehensrelevantes Wissen repräsentieren und strukturieren, das zur Interpretation

42 Zwischen den Entitäten *Mittelhochdeutsch*, *Frühneuhochdeutsch* und *Neuhochdeutsch* besteht eine zeitliche Kontiguitätsbeziehung.

43 So stehen etwa der *Niedergang der Hanse* und der damit einhergehende *Prestigeverlust des Niederdeutschen* sowie der *Aufstieg des Meißnischen* in einem zeitlich-kausalen Zusammenhang.

44 Die Fähigkeit zu kategorisieren (kategoriale Wahrnehmung) ist eine Grundvoraussetzung bereits beim Spracherwerb. Dieses Kategorisierungsvermögen, also das Erkennen bzw. Wiedererkennen und Zuordnen von Entitäten und Objekten zu Konzepten, stellt die Grundvoraussetzung des Spracherwerbs dar (vgl. Aitchison 1997).

45 Die Grundlage für die Schema-Forschung bereitet Bartlett (1932). Vgl. hierzu die Erläuterungen in Kapitel 2.2.3.1.

46 Die Entität *Hochdeutsch* vom 16. bis 18. Jahrhundert könnte räumlich u. a. dem ‚Obersächsischen‘, ‚Bairischen‘ oder auch ‚Schweizer Raum‘ zugeordnet werden. Diese Werte wären bedeutungsähnlich, weil sie den spezifischen Wissensaspekt RAUM mit verschiedenen Werten belegen. Die Werte ‚rein‘, ‚kultiviert‘ oder ‚künstlich‘ sind zu den obengenannten Werten hingegen nicht bedeutungsähnlich, da sie nicht dem Wissensaspekt RAUM zugeordnet werden können. Stattdessen sind die Werte ‚rein‘, ‚kultiviert‘ oder ‚künstlich‘ bedeutungsähnlich im Hinblick auf den Wissensaspekt STILISTIK.

47 Die Werte ‚Luther‘ (Wissensaspekt: AUTORITÄTEN), ‚Sächsische Kanzlei‘ (Wissensaspekt: AUTORITÄTEN) und ‚Meißen‘ (Wissensaspekt: RAUM) sind benachbart, da zwischen ihnen eine räumlich-zeitliche Kontiguität besteht. Eine zeitlich-kausale Kontiguität besteht zwischen den Werten ‚Luther‘ (Wissensaspekt: AUTORITÄTEN), ‚Sächsische Kanzlei‘ (Wissensaspekt: AUTORITÄTEN) und ‚Meißnisch‘ (Wissensaspekt: LEITVARIETÄT), da das hohe Ansehen Luthers und seiner Schriften sowie das Prestige der Sächsischen Kanzlei auch die Wahrnehmung der Varietät ‚Meißnisch‘ beeinflusst haben.

sprachlicher Ausdrücke herangezogen wird“ (Ziem 2008: 257). In den 1970er- und 1980er- Jahren wurden Frames häufig als *Muster* (vgl. de Beaugrande und Dressler 1981: 90), *Strukturen* (vgl. Minsky 1974: 1) oder *Rahmen*⁴⁸ (vgl. Fillmore 1975: 123) angesehen, die dazu genutzt werden konnten, um Alltagswissen, Sachverhalte bzw. Konzepte oder Begriffe⁴⁹ innerhalb einer Matrix bzw. eines Systems zu organisieren (vgl. Konerding 1993: 22).⁵⁰ Sie werden aus dem Gedächtnis abgerufen, um innerhalb eines akuten situativen Kontextes auf ein spezifisches semantisches Problem bzw. eine Fragestellung angewendet zu werden (vgl. Konerding 1993: 6–8). Verallgemeinernd können Frames als „Format der Organisation wie auch der Rekonstruktion des verstehensrelevanten Wissens aufgefasst werden“ (Busse 2012: 539).

Was unterscheidet nun aber *Frames* von *Konzepten*? Frames werden als „Kollektionen aus Konzepten“ (Busse 2012: 540), als „konzeptuelle Einheiten“ (Ziem 2020: 25), „frameworks of concepts“ (Fillmore 1975: 123) bzw. „global patterns [...] about some central concepts“ (de Beaugrande und Dressler 1981: 90) definiert. Fraas interpretiert Frames als „Raster für das Kontextualisierungspotenzial des [...] Konzepts“ (Fraas 1996: 40). Die Fragen, die im Frame eröffnet werden (bzw. dessen Prädikationspotenzial) stellen hier auch die Leitfragen zur Kontextualisierung des Konzepts dar (vgl. Fraas 1996: 40). Die in den Texten enthaltenen Füllwerte fungieren als Antworten auf diese Fragen im Frame und zeigen auf, wie das Kontextualisierungspotenzial des Konzepts im jeweiligen Text ausgeschöpft wurde (vgl. Fraas 1996: 40). Frames stellen folglich übergeordnete Systeme dar, mit Hilfe derer die kontextuelle Verarbeitung von Konzepten in Texten analysiert und dargestellt werden kann. Da das Fragenraster auf alle Korpustexte eines Diskurses angewendet werden kann, wird ein Vergleich der Vertextung des Konzepts im Diskurs möglich (vgl. Fraas 1996: 40).

Nach Busse (2012) fungieren Konzepte als „Struktureinheiten des Wissens und der Kognition“ (Busse 2012: 541). Konzepte sind in Form von Frames organisiert und weisen auch die entsprechenden Strukturmerkmale auf. Frames zeichnen sich u. a. durch ihre Rekursivität⁵¹ aus, dementsprechend können Konzepte in verschiedene Teilkonzepte innerhalb von Subframes unterteilt werden. Vice versa ist jeder Frame Teil eines übergeordneten (Matrix-)Frames, der Verbindungen (Attribut-Kanten) zu verwandten Frames enthält. Die darin organisierten Konzepte bilden dementspre-

⁴⁸ Dies ist die deutsche Übersetzung des englischen Terminus *framework*, in Abgrenzung zum Terminus *frame*, der in der vorliegenden Arbeit mit *Wissensrahmen* gleichgesetzt wird.

⁴⁹ In der vorliegenden Arbeit wird der Ausdruck *Begriff* verwendet, wenn „das mit dem Wort verbundene und zu seinem adäquaten Verstehen notwendig zu verbindende Wissen“ (Busse, Felden und Wulf 2018: 18), also das *Wissen hinter dem Wort* gemeint ist.

⁵⁰ Nach de Beaugrande und Dressler (1981) sind Frames „global patterns that contain commonsense knowledge about some central concept“ (de Beaugrande und Dressler 1981: 90).

⁵¹ Vgl. hierzu die Erläuterungen in Kapitel 2.2.4.1.

chend auch Konzept-Felder aus (vgl. Busse 2012: 541). In diesem Sinne bilden Frames die Organisationsstruktur von Konzepten bzw. sind Konzepte innerhalb von Frames organisiert.⁵²

Schemata fungieren in diesem Zusammenhang als Oberbegriff, sie umfassen „alle komplexen konzeptuellen Strukturen“ (Ziem 2008: 257). Damit Schemata bzw. Frames genutzt werden können, um Entitäten zu interpretieren, müssen kognitive Verarbeitungsprozesse ablaufen. Zunächst müssen die aktuellen Stimuli von dem*der Sprachbenutzer*in erkannt und mit vergangenen Erfahrungen abgeglichen werden (Schemaerkennung). Darauf aufbauend wird ein Schema aktiviert (Schemaaktivierung) und die aktuellen Stimuli mit diesem korreliert (Schema-Instantiierung). In einem letzten Schritt wird das Schema „mit aufgerufenen Schemata anderer Modalität“ (Ziem 2008: 259) korreliert.

2.2.3 Grundlegende frametheoretische Ansätze

Im vorangegangenen Kapitel 2.2.2 wurde darauf verwiesen, dass Frames dazu genutzt werden können, um Wissen zu organisieren und zu strukturieren. Die Beschaffenheit des Wissens, welches der*die Sprachbenutzer*in hat, um sprachliche Ausdrücke zu verstehen, ist unterschiedlich. So kann das Wissen über eine Entität seiner*ihrer aktuellen Wahrnehmung entspringen (konkrete Füllwerte) oder als inferiertes Weltwissen (Standardwerte) im Langzeitgedächtnis abgespeichert sein (vgl. Ziem 2008: 284). Es stellt sich die Frage: Wie wird dieses Wissen im Frame strukturiert, um abgerufen werden zu können und Verstehen zu ermöglichen?⁵³

⁵² Busse definiert Frames als „Gefüge aus epistemischen Relationen“ (Busse 2018: 16).

⁵³ Die relativ heterogenen Bezeichnungen für die Strukturkonstituenten eines Frames sind in Tabelle 2.2 zusammengefasst. Die fettgedruckten Termini werden in der vorliegenden Arbeit zur Bezeichnung der Strukturkonstituenten verwendet.

Tab. 2.2: Strukturkonstituenten von Frames

Terminus GFN	Synonyme	Erklärung	notiertes Beispiel
Frame-Evozierendes Element (FEE)	lexikalische Einheit (LE); Target; Zielausdruck	Ausdruck, der einen Frame evoziert	<i>Hochdeutsch</i>
Frame-Element (FE)	Slot; Datenkategorie; Leerstelle; Attribut	Prädikationspotenzial des Frames	RAUM
Wert	Instanz; Phrase	Antwort auf die Frage, die der Frame eröffnet	
– konkrete Füllwerte	fillers; explizite Füllwerte	Werte, die sich auf die aktuelle Wahrnehmung stützen bzw. eine explizite Prädikation im Text	„Meißen“
– Standardwerte	default values; implizite Füllwerte	Werte, die im Langzeitgedächtnis abgespeichert sind und auf Erfahrung oder Erinnerung beruhen	„Meißen“

2.2.3.1 Bartlett

Die Wahrnehmung eines Individuums beruht noch immer auf Schlussfolgerungen⁵⁴, die aktiv hergestellt, also konstruiert⁵⁵, sind. Die Individuen nehmen ihre Umwelt jedoch nicht objektiv wahr, sondern immer interessengeleitet, d. h. subjektiv⁵⁶. Dementsprechend sind auch die von ihnen konstruierten Bedeutungen individuenspezifisch und subjektiv. Die Reaktion des Individuums auf Reize in seiner Umwelt wird durch die Aktivierung geeigneter Schemata bestimmt und geleitet⁵⁷. Obwohl Bartlett (1932: 201) den Terminus „schema“ für nicht angemessen befindet, da dieser „too definite and too sketchy“ sei, nutzt er diesen in Ermangelung geeigneterer Alternativen dennoch. „Schema“ beschreibt Bartlett (1932: 201) als

54 „[W]hat is said to be perceived is in fact inferred“ (Bartlett 1932: 33).

55 „[E]ven the most elementary looking perceptual processes can be shown frequently to have the character of inferential construction“ (Bartlett 1932: 33).

56 „[W]hat is imaged and when images occur are both strongly determined by an active subjective bias of the nature of interest“ (Bartlett 1932: 38).

57 „Any reaction of [...] an organism [...] is determined by the activity of a schema in relation to some new incoming impulse set up by an immediately presented stimulus“ (Bartlett 1932: 205).

an active organisation of past reactions, or of past experiences, [...]. That is, whenever there is any order or regularity of behaviour; a particular response is possible only because it is related to other similar responses which have been *serially organised*, yet which operate, not simply as individual members coming one after another, but as a unitary mass. [...] All incoming impulses of a certain kind, or mode, go together to build up an active, organised setting [...]. There is not the slightest reason, however, to suppose that each set of incoming impulses, each new group of experiences persists as an isolated member of some passive patchwork. They have to be regarded as constituents of living, momentary settings belonging to the organism, [...], and not as a number of individual events somehow strung together and stored within the organism.

Sie stellen aktive und bewusste Prozesse dar, nämlich die Re-Produktion von Erinnerungen aus dem Gedächtnis, die mit dem aktuellen Wahrnehmungsereignis verknüpfbar sind und ein (Wieder-)Erkennen ermöglichen. Erinnerung ist eine „schematische Form [...], in der eine frühere Wahrnehmung im Gedächtnis re-produziert wird“ (Busse 2012: 332). Schemata bilden also ganzheitliche Strukturen, in denen komplexes Wissen organisiert ist. Sie dienen der Abstraktion, also der Reduktion von Komplexität, sowie der Strukturierung und Ordnung des Wissens (vgl. Busse 2012: 333).

Schemata sind dynamisch und interessenspezifisch, da die ihnen zugrundeliegenden Vorstellungen ebenfalls einem ständigen Wandel unterliegen (vgl. Bartlett 1932: 214): Das Schema bzw. „general setting“ besteht aus „items“, die variabel sind und ausgelagert werden können, um sich der „constantly varying environment“ anzupassen, ohne dass die „general significance and functions“ des Schemas zerstört werden (Bartlett 1932: 220).⁵⁸

Busse (2012: 322) erkennt hierin bereits die Anlage einer „Struktur aus Kernelementen und situativ Weglassbarem (‘Frames‘, ‘slots-fillers-Modell‘)“, welche in der Arbeit Bartletts jedoch nicht explizit benannt wird. Bartletts Arbeit ist grundlegend im Hinblick auf die nachfolgenden frametheoretischen Ansätze; vor allem dessen Erkenntnis, dass Kognition immer auf der Aktivierung von Schemata beruht, die subjektiv und interessengeleitet sind. Alle kognitiven Operationen sind folglich vom Individuum konstruiert (vgl. Busse 2012: 335). Schemata dienen der Komplexitätsreduktion und gewährleisten so die Informationsverarbeitung im Alltag. Bartletts Überlegungen zum Begriff *Schema* prägten u. a. Minskys Framemodell stark (vgl. Minsky 1986: 259) und fanden so Einzug in die Frametheorie bzw. Framesemantik.

2.2.3.2 Minsky

Minsky verfolgte einen kognitionswissenschaftlichen Ansatz (vgl. Busse 2012: 533). So spricht Minsky (1974: 1) im Hinblick auf Frames von einer „data structure for

⁵⁸ „The active settings [...] are living and developing, are a complex expression of the life of the moment, and help to determine our daily modes of conduct“ (Bartlett 1932: 201).

representing a stereotyped situation. [...] It can be viewed as an organized matrix of slots for given states of affairs“. Sowohl für Minsky (1974) als auch für Barsalou (1992) stellen Frames das Format dar, in dem menschliches Wissen strukturiert ist, und in dieser Form auch im Langzeitgedächtnis abgespeichert bzw. daraus abgerufen werden kann (vgl. Busse 2012: 539).

When one encounters a new situation (or makes a sustainable change in one's view of the present problem) one selects from memory a structure called a *frame*. This is a remembered framework to be adapted to fit reality by changing details as necessary. (Minsky 1974: 1)

Nach Minsky (1974: 1) bestehen Frames aus Knoten („nodes“) sowie Verbindungen („relations“) und können eingeteilt werden in obere Ebenen („top levels“), die immer wahr⁵⁹ sind, sowie untere Ebenen („lower levels“), die wiederum aus „slots“ bestehen, die mit Daten („data“) gefüllt werden müssen. Jeder Slot stellt spezifische Bedingungen, denen die Daten entsprechen müssen, um zugeordnet werden zu können (vgl. Minsky 1974: 1). Diese Daten entsprechen selbst ebenfalls kleineren „sub-frames“ (Minsky 1974: 1). Zudem können mehrere Frames zu „frame-systems“ (Minsky 1974: 1) verknüpft werden. Innerhalb dieses Frame-Systems zeigen die einzelnen Frames eine Szene („scene“, Minsky (1974: 1)) aus verschiedenen Blickwinkeln. Das ist möglich, weil sich alle Frames innerhalb eines Systems die gleichen Slots teilen (vgl. Minsky 1974: 1). In der Regel sind die Slots bereits mit Standardannahmen („default assignments“, Minsky (1974: 1)) belegt, diese sind jedoch nicht zwangsläufig durch eine spezifische Situation gerechtfertigt. Vielmehr dienen sie dazu, Verallgemeinerungen („generalizations“, Minsky (1974: 1)) zu machen, um so eine Situation einordnen und verstehen zu können. Da die Standardannahmen relativ lose mit den Slots verbunden sind („default assignments are attached loosely to their terminals“, Minsky (1974: 1)), können sie durch Werte („items“, Minsky (1974: 1)) ersetzt werden, die besser zur aktuellen Situation passen. Minsky setzt Slots mit Fragen gleich, die

59 „The top levels of a frame are fixed, and represent things that are always true about the supposed situation“ (Minsky 1974: 1). Zur Erklärung der Prädikation *immer wahr* bedient sich Minsky eines Beispiels: Die top-level-Struktur des Frames Raum, also das einfachste bzw. prototypische Schema, umfasst die Werte bzw. Instanzen ‚Boden‘, ‚Decke‘, ‚linke Wand‘, ‚rechte Wand‘ und ‚mittlere Wand‘. Jede Raumtransformation, die wir uns vorstellen, kann auf diese top-level-Struktur des Raum-Frames zurückgeführt werden. Sie ist dementsprechend *immer wahr* (vgl. Minsky 1974: 4–5). Konerding (1993: 26) interpretiert diese *top levels* als „eine sprachbestimmte Darstellung der konstitutiven Bestandteile typischer Situationen“, sie stellen dementsprechend das „allgemeine Wissen über den Situationstyp“ dar. Mittels der Beispielsituation *Betreten einer Küche* versucht Konerding die Beschaffenheit von *top levels* zu veranschaulichen: „[...] dasjenige propositional verfügbare Wissen, das für alle europäischen Küchen uneingeschränkt gilt: etwa, wozu es Küchen gibt und welche Handlungen dort typischerweise verrichtet werden“ (Konerding 1993: 26). Dem folgend würde Wissen innerhalb der *top levels* auf Konventionen beruhen und wäre konsensuell wahr.

sinnvollerweise an ein Referenzobjekt gestellt werden können, und gelangt so zu einer zweiten, alternativen Definition von Frame als „a collection of questions to be asked about a hypothetical situation: it specifies issues to be raised and methods to be used in dealing with them“ (Minsky 1974: 40).

2.2.3.3 Fillmore (Berkeleyer FrameNet)

Fillmore (1982), der Begründer des Berkeleyer FrameNets, verfolgte einen rein linguistischen Ansatz (vgl. Busse 2012: 533). Für ihn stellen Frames „certain schemata or frameworks of concepts or terms which link together as a system“ (Fillmore 1975: 123–124) dar.

Sie entsprechen „slot-filler representations“ (Fillmore und Baker 2009: 314), die auf einer empirischen Basis beruhen. D. h., dass authentisches Korpusmaterial ausgewertet werden und daraus der Bedeutungsrahmen abgeleitet werden muss (vgl. FrameNet 2020: o. S.). Die Frames werden zunächst in „lexical units“ (Fillmore und Baker 2009: 324) (LU) zerlegt, also in Zielausdrücke, die einen Frame evozieren⁶⁰ (vgl. GermanFrameNet 2020a: o. S.). Die LU eröffnet „frame elements“ (Fillmore und Baker 2009: 321) (FE), die als framespezifische „semantic roles“ (Fillmore und Baker 2009: 325) aufgefasst werden können. Fillmore unterscheidet diesbezüglich in „core and peripheral FEs“ (Fillmore und Baker 2009: 325), also in obligatorische und fakultative Elemente innerhalb eines Frames. Obligatorisch sind jene FE, „that are obligatorily expressed“ (Fillmore und Baker 2009: 325). Hierunter fallen bspw. die syntaktischen Relationen *Subjekt* und *direktes Objekt* als Kernelemente sowie „phrases with lexically specific morphological marking“ (Fillmore und Baker 2009: 325). Nicht-Kern-Elemente sind z. B. „semantic roles that are always available [...] place and time specifications and various other circumstantial notions“ (Fillmore und Baker 2009: 325). Der framesemantische Ansatz Fillmores ist stark verbzentriert und weist Parallelen zur Valenztheorie auf (vgl. Busse 2012: 534). So bezeichnet Fillmore die FE u. a. als semantische Rollen (vgl. Fillmore und Baker 2009: 325), die er unterteilt in „obligatorily“ und „peripheral“ FE (Fillmore und Baker 2009: 325). In der Valenztheorie werden ebenfalls verschiedene semantische Rollen im Satz bestimmt und auf syntaktischer Ebene zwischen obligatorischen und fakultativen Komplementen unterschieden. Dem folgend werden Frames im Sinne Fillmores auch als *prädikative Frames* oder *Verbframes* bezeichnet (vgl. Busse 2009: 82). Die FE werden von „instances“, das können z. B. „phrases and sentences“ sein, besetzt (Fillmore und Baker 2009: 321). Zudem unterscheidet Fillmore zwischen invozierten und evozierten Instanzen (vgl. Fillmore und Baker 2009: 316). Wird ein Frame invoziert, werden

⁶⁰ „[W]ords from all parts of speech that evoke and depend on the conceptual backgrounds associated with the individual frames“ (Fillmore und Baker 2009: 321).

die Instanzen, die die Frame-Elemente besetzen, aus dem Gedächtnis abgerufen. Handelt es sich jedoch um Instanzen, die explizit gegeben sind, z. B. in Form eines Textes, werden diese evoziert:

On the one hand, we have cases in which the lexical and grammatical material observable in the text ‚evokes‘ the relevant frames in the mind of the interpreter by virtue of the fact that these lexical forms or these grammatical structures or categories exist as indices of these frames; on the other hand, we have cases in which the interpreter assigns coherence to a text by ‚invoking‘ a particular interpretive frame. An extremely important difference between frames that are evoked by material in the text and frames that are invoked by the interpreter is that in the latter case an ‚outsider‘ has no reason to suspect, beyond a general sense of irrelevance or pointlessness in the text, that anything is missing. (Fillmore 1982: 124)

Busse wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, „ob man *überhaupt* zwischen Sprachwissen und Weltwissen sowie *evozieren* und *invozieren* klar unterscheiden könne“ (Busse 2012: 129). Im Hinblick auf oben stehendes Zitat Fillmores, in dem zwei verschiedene Arten der Frameaktivierung unterschieden werden, schlussfolgert Busse (2012: 685): zum einen „Zeichen-induziertes Frame-Wissen“, das *abgerufen* wird, und zum anderen „Interpreten-induziertes Frame-Wissen“, das *aufgerufen* wird. Entsprechend müssten dann jedoch „eigentlich alle Rahmen ‚aufgerufen‘ werden“, da „alle Frames des verstehensrelevanten Wissens in irgendeiner Weise durch die Verstehenden in ihrem geistigen Prozess aktiviert werden müssen“ (Busse 2012: 685).⁶¹

Ziem (2008) unterscheidet ähnlich wie Fillmore (1982) zwischen dem Abrufen (Invozieren) von Wissen aus dem Gedächtnis und Aufrufen (Evozieren) von Wissen auf Basis phonologischer Einheiten, vertritt jedoch den Standpunkt, dass es sich auch bei aufgerufenem, d. h. evoziertem Wissen, „um inferentielle Leistungen von TextinterpretInnen [handelt, Einfügung: V. S.]“ (Ziem 2008: 235). Allerdings resultieren abgerufene Frames „stärker aus inferentiellen Konstruktionsleistungen“ (Ziem 2008: 235) als aufgerufene Frames.⁶²

2.2.3.4 Ziem (German FrameNet)

Ziems Frame-Verständnis basiert auf Fillmores Grundannahmen und ist dementsprechend stärker auf prädikative Frames ausgerichtet als auf nominale Frames. So unterscheidet Ziem zwischen impliziten und expliziten Prädikationen, die Leerstel-

61 „Woher soll kommen, was im Text an Bedeutung ist, wenn nicht vom Interpretieren? Der Schall oder die Tinten-Flecken können nicht selbst sprechen und ihre ‚Bedeutung‘ verraten; die muss schon ein Interpret aus seinem Gehirn holen. Alles andere wäre unwissenschaftlicher Mystizismus“ (Busse 2012: 129).

62 Zur Problematik der Zwei-Ebenen-Semantik siehe auch Ziem (2008: 67).

len/Slots im Frame besetzen können. Implizite Prädikationen sind „Standardwerte (default values) [...] [und stellen, Einfügung: V. S.] Einheiten des Langzeitgedächtnisses“ (Ziem 2008: 262) dar, also inferiertes (abgerufenes) Welt- bzw. Hintergrundwissen zu einer sprachlichen Referenz. „Konkrete Füllwerte (fillers) zeichnen sich schließlich gerade dadurch aus, dass sie in der Regel nicht im Langzeitgedächtnis abgespeichert sind“ (Ziem 2008: 262), sie stützen sich auf die aktuelle Wahrnehmung oder auf eine explizite Prädikation im Text. Ziem distanziert sich diesbezüglich von einer Dichotomie *explizite vs. implizite Bedeutungsdimension* (Ziem 2008: 173):

Die Unterscheidung zwischen einer sprachlich festgelegten (oder ‚expliziten‘) Bedeutungsdimension auf der einen Seite und einer sprachlichen nicht ausgedrückten (oder ‚impliziten‘) Bedeutungsdimension auf der anderen Seite existiert in dieser Konzeption nicht. Sie würde auf eine Trennung von Sprachwissen und Weltwissen hinauslaufen, die sich theoretisch nicht begründen lässt und empirisch zu inadäquaten Erklärungen führt.

Sowohl die expliziten Füllwerte, die der aktuellen Wahrnehmung des Individuums entspringen, als auch die impliziten Standardwerte, die aus der Erfahrung oder Erinnerung des Individuums inferiert werden, stellen Prädikationen zum Referenten dar; dem FEE (vgl. Ziem 2008: 267). Das Prädikationspotenzial eines Ausdrucks (bzw. FEEs) wird durch die frameeigene Slotstruktur festgelegt, die im German FrameNet (GFN) synonym auch als Frame-Elemente (FE) bezeichnet werden (vgl. GermanFrameNet 2020a: o. S.).

2.2.3.5 Barsalou

Barsalou (1992: 21) definiert Frames als „fundamental representation of knowledge in human cognition“ bzw. als „dynamic relational structures whose form is flexible and context dependent“, die aus drei Komponenten, den „attribute-value sets, structural invariants, and constraints“ bestehen.

Attribute werden als „concept that describes an aspect of at least some category members“ (Barsalou 1992: 30) definiert. D. h., dass *Farbe* nur dann ein Attribut darstellt, wenn es z. B. als ein Aspekt der Kategorie *Vogel* auftritt. Wird *Farbe* hingegen isoliert gedacht, z. B. wenn Menschen an ihre Lieblingsfarbe denken, handelt es sich um ein Konzept (vgl. Barsalou 1992: 30). Dieses definiert Barsalou als „descriptive information that people represent cognitively for a category“ (Barsalou 1992: 31). Werte (*values*) entsprechen ebenfalls Konzepten, sind aber den aufnehmenden Attributen untergeordnet und erben „information from their respective attribute concepts“ (Barsalou 1992: 31). Barsalou verweist auf den *Auto*-Frame, in dem das Attribut *Motor* durch den Wert *Vier-Zylinder* besetzt sein könnte und dieser Wert *Vier-Zylinder* wiederum die Eigenschaften von *Motor* erben würde (z. B. wenn *Kraftstoffverbrauch* als Aspekt von *Motor* und *Vier-Zylinder* fungiert) (vgl. Barsalou 1992: 31). Daraus folgt, dass Werte eines Attributs immer auch Konzepte und somit selbst Frames sind.

Bezogen auf den *Auto*-Frame stellt *Vier-Zylinder* einerseits einen Wert zum Attribut *Motor* dar, definiert aber andererseits auch einen eigenen Frame mit einer eigenen Attributstruktur, die vom übergeordneten *Auto*-Frame geerbt wird.

In einem Frame gibt es zudem häufig Kern-Attribute, die sog. „core attributes“⁶³ (Barsalou 1992: 34), die besonders häufig auftreten und sich als Struktur im Gedächtnis etabliert haben. Zwischen den (Kern-) Attributen eines Frames bestehen häufig korrelationale und konzeptuelle Verbindungen, von Barsalou (1992: 35) als „correlational relations“ bezeichnet, die für eine relativ invariante Struktur zwischen diesen Attributen sorgen⁶⁴. Als Beispiel nennt Barsalou die Attribute *Fahrer* und *Motor* im Frame *Auto*, die sowohl Kern-Attribute darstellen, weil sie implizit mitgedacht werden, als auch strukturelle Invarianten⁶⁵, da sie fest über die Relation „operates“ (Barsalou 1992: 35) miteinander verbunden sind.

Neben diesen „relativ konstanten Relationen“ (Busse 2012: 375) bestehen „constraints“-Relationen⁶⁶ zwischen den Strukturkonstituenten, d. h., „values of frame attributes are not independent of one another [...] [, they, Einfügung V. S.] constrain each other in powerful and complex manners“ (Barsalou 1992: 37). Barsalou (1992: 37) unterscheidet hier zwischen „attribute constraints“, „value constraints“, „contextual constraints“ und „optimizations“. Während Attribut-Constraints globale Regeln darstellen, die die Werte von Attributen einschränken, sind Werte-Constraints spezifische Regeln, die sich auf ein bestimmtes Werte-Set innerhalb eines Frames beziehen und dieses beschränken (vgl. Barsalou 1992: 38–39). Beide Constraints-Typen spiegeln statistische Muster bzw. persönliche Vorlieben wider, stellen aber keine formal logischen oder empirischen Schlüsse (vgl. Barsalou 1992: 39) dar. Die kontextuellen Constraints beziehen sich auf konkrete Situationen, in denen ein Aspekt einen anderen einschränkt. Als Beispiel nennt Barsalou (1992: 39) die Aktivität *Surfen*, die die Einschränkung auf bestimmte Orte, z. B. *Meer*, mit sich bringt. Dieser Constraints-Typ beruht häufig auf kulturellen Konventionen. Die Optimierungen beziehen sich hingegen auf die „agent’s goals“ (Barsalou 1992: 39), sind also individuelle Einschränkungen, die die Attribute und Werte im Frame bestimmen. Prinzipiell kann festgehalten werden, dass nach Ansicht von Barsalou „sachbezogene inhaltliche Einflüsse bzw. Wechselwirkungen zwischen konkreten Ausfüllungen einzelner Attribute“ (Busse 2012: 376) bestehen.

63 „[T]hese attributes become integrated in memory to form an established structure, namely, the core of a frame“ (Barsalou 1992: 35).

64 „[P]roviding relatively invariant structure between attributes, [...] *structural invariants*“ (Barsalou 1992: 34).

65 „[R]elatively constant relations between a frame’s attributes“ (Barsalou 1992: 37).

66 *Constraints* im Sinne von Einschränkungen, die für die Besetzung der Attribute mit Werten gelten.

Der Fokus liegt hier klar auf den nominalen Frames, die strukturell aus Attributen und den zugeordneten Werten aufgebaut sind (vgl. Barsalou 1992: 21).⁶⁷ Die erläuterten Beispielframes beziehen sich dementsprechend ausschließlich auf nominale Kategorien, wie *car* (vgl. Barsalou 1992: 33), *companion* (vgl. Barsalou 1992: 30), *vacation* (vgl. Barsalou 1992: 38) oder *bird* (vgl. Barsalou 1992: 48). Barsalou merkt an, dass in der Merkmal-Semantik Bedeutung hauptsächlich durch Merkmalslisten, sog. „feature lists“ (Barsalou 1992: 25), rekonstruiert wird und die abstrakteren, geteilten Attribute, denen diese Werte zugeordnet werden, außer Acht gelassen werden (vgl. Barsalou 1992: 25). Es ist jedoch sinnvoll, beide Komponenten, Attribute und Werte, zu bestimmen, um prototypisches oder Exemplarwissen rekonstruieren zu können. Während Merkmalslisten isolierte Komponenten darstellen, die auf einer Analyseebene angesiedelt sind, stellen *Attribute-value sets* miteinander verbundene Komponenten auf mindestens zwei Analyseebenen dar (vgl. Barsalou 1992: 25). Der Einbezug beider Komponenten bei der Rekonstruktion von Wissen innerhalb von Frames ist deshalb so wichtig, weil Menschen nicht nur isolierte Werte im Gedächtnis abspeichern, sondern auch die abstrakteren Attribute, die durch diese Werte besetzt werden (vgl. Barsalou 1992: 27). Darüber hinaus verfügen sie auch über Wissen um die Relationen zwischen Attributen und Werten.⁶⁸

2.2.3.6 Zwischenfazit

Bei der Rekonstruktion historischer Spracheinstellungen stehen nominale Ausdrücke wie *Hochdeutsch*, *Meißnisch*, *Luther*, *Gottsched* usw. im Zentrum. Dementsprechend folgt die vorliegende Untersuchung stark den Grundgedanken Barsalouns, der ein Frame-Modell genuin zur Beschreibung nominaler (*statischer*⁶⁹) Konzepte entwickelte (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 159). FE werden als Attribuierungen angesehen und nicht als Leerstellen, wie etwa bei Fillmore (1982). In der Bezeichnung als *Leerstelle* oder *Slot* kommt implizit der Valenzgedanke zum Tragen, der jedoch bei (sorta-

⁶⁷ „I assume that frames represent all types of categories, including categories for animates, objects, locations, physical events, mental events, and so forth“ (Barsalou 1992: 29).

⁶⁸ „Although *robin* and *feather* are both highly correlated with *bird*, – people would never claim that a feather is a bird or that a robin is part of a bird“ (Barsalou 1992: 27).

⁶⁹ Der Ausdruck *statisch* wird in diesem Zusammenhang gebraucht, um zu beschreiben, dass das FEE keine aktive Handlung bzw. keine Zustandsveränderung beschreibt, wie bei den meisten Verbal-Frames, sondern eher einen abstrakten, statischen Begriff darstellt, der jedoch auch dynamische Aspekte enthalten kann. Dementsprechend meint *statisch* in diesem Zusammenhang nicht, dass das Bedeutungskonzept keinen Veränderungen, z. B. im Rahmen von Synchronisierungsprozessen (vgl. J. E. Schmidt und Herrgen 2011), unterliegt und dementsprechend immer wieder neu konstruiert wird von den Sprachbenutzer*innen.

len) Nomina⁷⁰ keine Rolle spielt. Deshalb werden die FE als Attribute verstanden, als Aspekte von Kategorien (vgl. Barsalou 1992: 30). Allerdings müssen diese Attribute semantisch ausgefüllt werden, da sie als Anschlussstelle fungieren. Die Beschaffenheit von Anschlussstellen beschreibt Busse (2012: 554–555) sehr anschaulich:

Trotzdem ist eine Anschlussstelle ja nicht einfach nichts, sondern ein Etwas, da es eine bestimmte Form oder Struktur hat. Metaphorisch gesprochen: an einer Anschlussstelle kann nicht alles angeschlossen werden, sondern nur etwas, das der Form entspricht, die die Anschlussstelle erfordert oder zulässt.

Werte, als zweiter Bestandteil der Attribute-Werte-Verbindungen, sind den Attributen zugeordnet oder – metaphorisch umschrieben – *angeschlossen*. Sie entstammen entweder der aktuellen Wahrnehmung und sind durch phonologische Einheiten motiviert (*konkrete Füllwerte*) oder werden aus dem Gedächtnis abgerufen (*Standardwerte*).

In der vorliegenden Untersuchung wird der Ausdruck, der einen Frame evoziert, als Zielausdruck bzw. Frame-Evozierendes Element (FEE) bezeichnet. Dieses stellt den zentralen Knoten im Frame dar. Die Attribute⁷¹ strukturieren den Frame und fungieren als Merkmalskategorien, die mit passenden (Standard-)Werten⁷² besetzt werden. Das in diesem Exemplar-Frame Hochdeutsch modellierte Konzept *Hochdeutsch* setzt folglich vier Attribut-Kanten voraus, die an den zentralen Knoten *Hochdeutsch* angebunden sind, sowie vier Werte-Knoten, die die Attribut-Kategorien besetzen. Die graphische Darstellungsform, die in der vorliegenden Untersuchung genutzt wird, ist angelehnt an das Darstellungsmodell von Busse, Felden und Wulf (2018).

⁷⁰ „Sortal nouns [...] are neither inherently unique nor relational. They specify their potential referents by means of characteristic properties. Thus they describe a sort [...] of objects. Since the number of objects that meet the description may happen to apply in zero, or one, or more cases, sortal nouns are not inherently unique“ (Löbner 2015: 47).

⁷¹ Vgl. hierzu die Attribut-Kategorien LEITVARIETÄT, AUTORITÄTEN, ZEIT und RAUM in Abbildung 2.1.

⁷² Vgl. hierzu die Werte-Knoten ‚Meißnisch‘, ‚Adelung‘, ‚18. Jahrhundert‘ und ‚Obersachsen‘ in Abbildung 2.1.

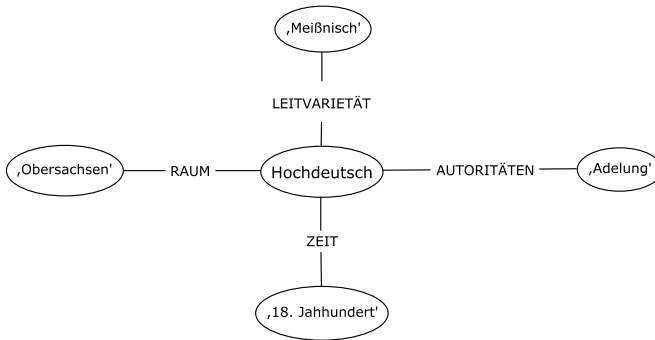


Abb. 2.1: Strukturkonstituenten eines Frames

2.2.4 Merkmale von Frames

2.2.4.1 Rekursivität

Jede Instanz, also jeder konkrete Füllwert bzw. jeder Standardwert, kann zum Schema, d. h. Frame für andere Instanzen werden.⁷³ Diese Eigenschaft von Frames wird als „rekursive Einbettung qua Instantiierung“ (Ziem 2008: 270) bezeichnet. Instantiierung bedeutet, dass einem Attribut kategorisch Füllwerte zugeordnet werden, die entweder aus dem Gedächtnis abgerufen (Standardwerte) oder durch die konkrete aktuelle Wahrnehmung (konkrete Füllwerte) aufgerufen werden (vgl. Ziem 2008: 272).⁷⁴ Die rekursive Einbettung von (Sub-)Frames in Frames durch Instantiierung ist in Abbildung 2.2 dargestellt:

⁷³ „Filler sind selbst Frames! Damit ist jeder instantiierte (voll ausgefüllte) Frame im Prinzip bereits ein System (eine Struktur) aus Frames“ (Busse 2012: 255).

⁷⁴ Vgl. auch Busse (2012: 424).

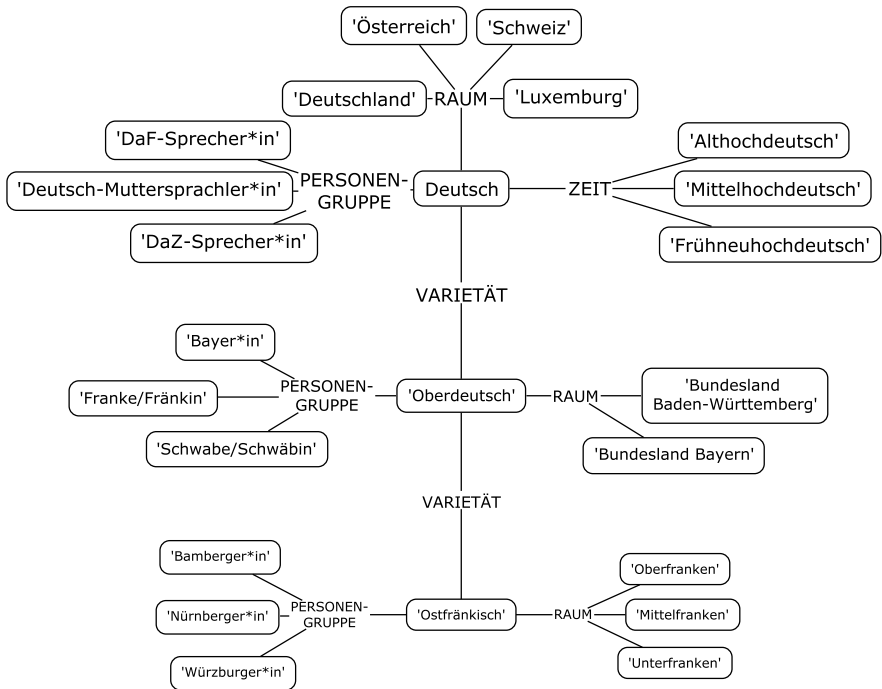


Abb. 2.2: Beispiel-Frame Deutsch

Das FEE *Deutsch* eröffnet u. a. das Attribut VARIETÄT, das durch den Wert bzw. die Instanz ‚Oberdeutsch‘ besetzt ist. Dieser Wert ‚Oberdeutsch‘ bildet wiederum den (Sub-)Frame Oberdeutsch, der die Attribute PERSONENGRUPPE, RAUM und VARIETÄT eröffnet.⁷⁵

2.2.4.2 Hierarchisierung

Übergeordnete Frames sind dementsprechend abstrakter als ihre untergeordneten Instanzen/Füllwerte, sie verweisen auf unterschiedliche Abstraktionsebenen und Hierarchieebenen (vgl. Ziem 2008: 271). In Abbildung 2.2 sind die Werte ‚Deutschland‘, ‚Österreich‘ und ‚Schweiz‘, die das Attribut RAUM im Frame Deutsch belegen, abstrakter als die Werte ‚Bundesland Bayern‘ und ‚Bundesland Baden-Württemberg‘ des untergeordneten Frames Oberdeutsch. Darüber hinaus gilt: Frames sind immer Strukturen aus Frames (vgl. Busse 2018: 16). Der Subframe Ostfränkisch erbt die Struktur des übergeordneten Frames Oberdeutsch, der wiederum die Struktur des Frames Deutsch erbt. Wichtig ist hierbei zu beachten, dass die Struktur nur lesartenspezifisch vererbt wird. D. h., dass der Frame Schwabe rekursiv in den Frame Oberdeutsch eingebettet ist, weil *Schwabe* hier in der Lesart *Sprecher*in des Oberdeutschen* definiert wird und nicht etwa in der Lesart *Bewohner*in des mittelalterlichen Herzogtums Schwaben*. Die zweite Lesart wäre auf einen anderen Frame zurückzuführen, da nicht das Konzept *Schwabe als Sprecher*in einer oberdeutschen Varietät* im Fokus steht.⁷⁶

2.2.4.3 Dynamizität

Alle Strukturelemente eines Frame sind dynamisch, weshalb auch der Frame selbst ein dynamisches Konstrukt darstellt. Die stärkste Dynamizität weisen die Werte auf, die die Attribute belegen. So werden Standardwerte allmählich neuen Erfahrungen des Individuums angepasst. Durch Überschreibung von abweichenden konkreten Füllwerten können Standardwerte ihren Status als „konventionelle Bedeutungsaspekte“ (Ziem 2008: 207) verlieren und aus dem Frame ausgefiltert werden (vgl. Busse 2012: 424). Ebenso ist es möglich, dass sich hochfrequente explizite Füllwerte zu Standardwerten wandeln. Diese müssen dann nicht mehr direkt beobachtet wer-

⁷⁵ Vgl. hierzu auch Barsalou (1992: 43): „Because frames represent attributes, structural invariants, and constraints themselves, the mechanism that constructs frames builds them recursively. Frames for what were once primitive concepts produce complex concepts that are used to build new, more specific concepts.“

⁷⁶ „So ‚erbt‘ z. B. der Kategorien-Frame für einen Unterbegriff wie *Kuh* wesentliche FE (Attribute) von seinem Oberbegriff *Säugetier*, der wiederum Elemente erbt von seinem Oberbegriff *Wirbeltier*, der von *Lebewesen* usw.“ (Busse 2018: 24).

den, sondern können als implizite Erfahrungswerte aus dem Gedächtnis abgerufen werden. Dynamizität kann auch auf Ebene der Attribute beobachtet werden. Diese sind „aus der Abstraktion von Standardwerten“ (Ziem 2008: 270) entstanden und können sich ebenfalls verändern, jedoch sind sie im Vergleich zu den konkreten Füll- und Standardwerten wesentlich stabiler (vgl. Ziem 2008: 270).

2.2.4.4 Perspektivierung

Wie bereits in Kapitel 2.2.1 erläutert, wird in der Framesemantik ein empirischer Zugang gewählt, um Bedeutung bzw. Wissen zu rekonstruieren. Als empirische Basis können bspw. Texte dienen, die den interessierenden Sachverhalt, etwa Spracheinstellungen zum Deutschen des 16. bis 18. Jahrhunderts, zum Gegenstand haben. Die im Text enthaltenen expliziten Füllwerte belegen die Attribute und rekonstruieren die Bedeutung des FEEs. Wird die Bedeutung des FEEs *Deutsch* nur auf Basis dieser Texte rekonstruiert, muss eine Perspektivierung angenommen werden. D. h., dass die gewonnenen Erkenntnisse als perspektivisch interpretiert werden müssen und abweichen können, wenn weitere bzw. andere Texte analysiert werden würden. Je umfangreicher⁷⁷ das Textkorpus ist, umso expliziter ist auch der daraus rekonstruierte Frame.

Es muss jedoch beachtet werden, dass auch bei der gleichen Auswahl an Texten verschiedene Rezipient*innen unterschiedliche Frames rekonstruieren könnten (interindividuelle Differenzen) bzw. der*dieselbe Rezipient*in zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche Frames rekonstruiert (intraindividuelle Differenzen). Diese Abweichungen können zurückgeführt werden auf die Attribute innerhalb des Frames, die mit Standardwerten⁷⁸ besetzt sind. Sie gehen der Identifikation des Referenzobjektes voraus und beeinflussen die Wahrnehmung von konkreten Füllwerten im Textkorpus (vgl. Ziem 2008: 335–336). Je nach Belegung der Attribute mit impliziten Standardwerten können die Sprachbenutzer*innen konkrete Füllwerte zu einem Referenzobjekt auf Grundlage identischer Texte ganz unterschiedlich bewerten und einordnen. So sind schon vor der Analyse der Texte mehr oder weniger Attribute im Frame des Individuums aktiviert bzw. sind die Attribute mit mehr oder weniger impliziten Standardwerten belegt. Dieses Erfahrungs- bzw. Kontextwissen der

⁷⁷ *Umfangreicher* bedeutet in diesem Fall, dass mehr bzw. weitere explizite Füllwerte aus den zusätzlichen Texten rekonstruiert werden können, die wiederum weitere Attribute belegen und dementsprechend auch der rekonstruierte Frame bzw. das rekonstruierte Konzept expliziter wird, d. h. ausführlicher und differenzierter ist.

⁷⁸ Wie bereits in Kapitel 2.2.3 dargestellt, werden die Standardwerte im Langzeitgedächtnis abgespeichert und beim Aufrufen eines Frames automatisch mit aktiviert. Sie sind stark subjektiv (so entstehen interindividuelle Differenzen) und können durch neue Erfahrungen allmählich überschrieben werden (so entstehen intraindividuelle Differenzen).

Sprachbenutzer*innen hat einen Einfluss auf die Wahrnehmung bzw. Interpretation der konkreten Füllwerte im Text.

Ein FEE, z. B. *Hochdeutsch* ruft also einen Frame auf, der durch explizite Füllwerte im Text, z. B. *18. Jahrhundert* als Belegung des Attributs ZEIT bzw. den Verweis auf *Adelung* als Autor des Textes (Attribut AUTORITÄT) spezifiziert und damit auch perspektiviert wird. Ohne diese empirische Basis, auf der die expliziten Füllwerte rekonstruiert wurden, würde das Attribut ZEIT vielleicht eher durch den impliziten Standardwert ‚21. Jahrhundert‘ belegt werden und eher ‚Nachrichtensprecher*innen‘ als typische AUTORITÄTEN assoziiert werden, da diese vielleicht eher der Lebensrealität des Individuums entsprechen und dementsprechend auch dessen Normvorstellungen konstituieren.

2.2.4.5 Prototypikalität

Semantische Prototypen sind, nach Ziem (2008), eine „Form typischerweise erwartbarer Annahmen, die in der Summe den konventionalisierten Bedeutungsaspekten der semantischen Einheit [...] entsprechen“ (Ziem 2008: 340). Ob ein Wert als prototypisch angenommen wird, hängt zum einen von der „Aktivierungsfrequenz bestimmter Leerstellen“ (Ziem 2008: 341) ab. Je häufiger ein Attribut mit expliziten Füllwerten belegt wird, umso stärker verfestigen sich bestimmte Annahmen, wohingegen andere als eher untypisch in den Hintergrund rücken (vgl. Ziem 2008: 341). Anders formuliert: Je stärker der*die Sprachbenutzer*in in seinem*ihrem alltäglichen Umfeld mit bestimmten Werten konfrontiert wird, d. h., je häufiger ein bestimmter Wert ein Attribut innerhalb des Frames belegt, desto besser kann der*die Sprachbenutzer*in zwischen typischen bzw. eher untypischen Merkmalen (Werten) des Referenzobjektes unterscheiden und umso stärker verfestigt sich das zugeordnete Attribut (vgl. Ziem 2008: 341). Tritt z. B. das FEE *Hochdeutsch* besonders häufig mit dem Attribut RAUM auf, das durch explizite Füllwerte besetzt wird, verfestigt sich dieses Attribut und wird Teil des semantischen Prototyps. Tritt darüber hinaus ein expliziter Füllwert des betreffenden Attributs gehäuft auf, steigt dessen Typikalitätswert ebenfalls an. Der explizite Füllwert kann sich dann im zeitlichen Verlauf zu einem impliziten Standardwert entwickeln (vgl. Ziem 2008: 341).

2.2.4.6 Entrenchment

Eine solche Verfestigung von Strukturkonstituenten im Frame wird als „entrenchment“⁷⁹ (Ziem 2008: 343) bezeichnet. Dabei gilt: „Nur diejenigen Leerstellen, in denen

79 „Every use of a structure has a positive impact on its degree of entrenchment, whereas extended periods of disuse have a negative impact. With repeated use, a novel structure becomes progressively

Werte häufig instantiiert werden, erweisen sich als primär verstehensrelevant. Sie bilden [...] das Verstehenspotential eines Ausdrucks“ (Ziem 2008: 341). Umgekehrt kann ein veränderter Sprachgebrauch dazu führen, dass zuvor hochfrequente Attribute nicht mehr aufgerufen werden bzw. implizite Prädikationen nicht mehr abgerufen werden und diese entsprechend nicht mehr salient sind. Sie sind dann nicht mehr Teil der prototypischen Frame-Struktur (vgl. Ziem 2008: 344). Meist sind nur einige Attribute bzw. Standardwerte im Frame salient. Je nach Spracherfahrung des*der Benutzers*Benutzerin evoziert diese*r stets „nur eine geringe Menge an ‚default-Wissen‘“ (Ziem 2008: 347).

2.2.5 Frame-Typen

2.2.5.1 Sprachliche Ebenen und Typen von Frames

Nach dem Klassifikationsansatz von Busse (2012) kann in Konzept-Frames einerseits und prädikative Frames andererseits unterschieden werden (vgl. Busse 2012: 551):

Tab. 2.3: Typologie von Frames nach Busse (2012: 550–628)

Typ	FEE	Thema	Attribut	Synonyme
Konzept-Frame	Nomen	nominale Kategorien	Attribute im Sinne von Eigenschaften des FEE	lexembezogener Frame/ Nominal-Frame
prädikativer Frame	Verben	Ereignis- o. Handlungstypen	semantische Rollen im Sinne von Aktanten	Prädikationsbezogener Frame/ Verb-Frame

Konzept-Frames bzw. nominale Frames werden meist durch Nomen evoziert und orientieren sich eher an Kategorien (Busse 2012: 551):

entrenched, to the point of becoming a unit; moreover, units are variably entrenched depending on the frequency of their occurrence“ (Langacker 1987: 59).

Der ‚Frame-Kern‘⁸⁰ in solchen Frames wird typischerweise durch eine nominal verstandene ‚Kategorie‘ gebildet; ‚Frame-Elemente‘ entsprechen dann möglichen ‚Attributen‘, die wichtige Eigenschaften unterschiedlichster Art des von der Kategorie bezeichneten Typs von Objekten kennzeichnen bzw. ausdifferenzieren.

Prädikative Frames orientieren sich an Satzstrukturen und werden meist durch Verben bzw. Konstituenten evoziert, die eine klare Valenzstruktur aufweisen. Diese Frames können folglich auch als „Satz-Bedeutungs-Frames“ (Busse 2012: 551) bezeichnet werden. Im Zentrum steht häufig ein konkretes Ereignis bzw. eine konkrete Handlung, die auf Basis des Frames rekonstruiert werden soll. Die Attribute (hier besser als *Slots/Leerstellen* zu bezeichnen) entsprechen den semantischen Rollen, also den Aktanten, die am Ereignis oder der Handlung beteiligt sind. Diese auch als ‚Verb-Frames‘ (Busse 2009: 82) oder als „Prädikations-bezogene Frames“ (Busse 2012: 619) bezeichneten Konstrukte stehen im Fokus der Arbeiten von Fillmore (1982) bzw. bilden sie die Grundlage des von ihm aufgebauten FrameNets.

In der vorliegenden Untersuchung werden Konzept-Frames zum historischen Spracheinstellungsdiskurs des Deutschen vom 16. bis 18. Jahrhundert rekonstruiert. Als FEE fungiert u. a. der nominale Ausdruck (*Hoch-)*Deutsch. Die Eruiierung, Analyse und Interpretation der Attribute sowie der expliziten Füllwerte, die aus den Primärtexten⁸¹ rekonstruiert werden, bilden die zentrale Aufgabe der Untersuchung.

2.2.5.2 Aggregationsstufen von Frames

Im Hinblick auf die Konzept-Frames kann eine weitere Unterteilung in lexembezogene Type-Frames und lexembezogene Token-Frames erfolgen.⁸² Busse wendet sich hier der in der Frame-Theorie vorherrschenden *type-token*-Problematik zu, die auf die Existenz von zwei unterschiedlichen sprachlichen Ebenen von Frames hinweist: die übersituativen Type-Frames und die situationsbezogenen Token-Frames. Eine dichotomische Unterscheidung in *type* („Muster“) bzw. *token* („Exemplar“) ist aufgrund

⁸⁰ Busse (2012: 592) bezeichnet den Gegenstand bzw. das Thema eines Frames u. a. als „Frame-Kern“, der „von einer Entität gebildet [wird, Einfügung: V. S.], die den Referenzpunkt für die Zuschreibung von Attributen [...] darstellt“. Dieser Definition nach fallen FEE und Frame-Kern synonymisch zusammen.

⁸¹ Vgl. hierzu Kapitel 4.2.1.

⁸² Für die prädikativen Frames nimmt Busse (2012) ebenfalls eine Unterscheidung in Type-Frames und Token-Frames vor. Während die sprachlichen Prädikations-Frames „Sets von Frame-Elementen [definieren], die möglicherweise nicht alle zugleich in demselben Satz realisiert [...] werden können“ (Busse 2012: 620), sind die konkreten Satz-Frames „oft nur Teile des übergeordneten Prädikations-Frames“ (Busse 2012: 620). Erstere stellen Muster dar, die „eine kognitive und epistemologische Entsprechung“ (Busse 2012: 620) aufweisen, aber nicht konkret ausdrucksseitig realisiert wurden. Zweitere beziehen sich auf Sätze oder Teilsätze, die also „in sprachlicher Form ausdrucksseitig realisiert [wurden, Einfügung: V. S.]“ (Busse 2012: 619).

der Rekursivität von Frames immer nur im Hinblick auf eine bestimmte Relation möglich (vgl. Busse 2012: 617). Busse schlägt deshalb eine Unterscheidung in Muster, Exemplar-Typ und Exemplar vor, die zueinander in einer taxonomischen Hierarchie stehen (vgl. Busse 2012: 617).

Beispielsweise würde der Hochdeutsch-Frame⁸³ für ein Muster stehen, das keinen konkreten empirischen Referenten aufweist, sondern vielmehr alle möglichen Attribute, die ein empirischer Referent aus der Kategorie *Hochdeutsch* umfassen könnte. In diesem Zusammenhang würde sich der Meißnisch-Frame zwar auf einen Vertreter der Kategorie *Hochdeutsch* beziehen, der nur bestimmte Werte zulassen und andere ausschließen würde, aber dennoch kein konkretes Exemplar darstellen, sondern vielmehr einen Exemplar-Typen. Als konkretes Exemplar würde etwa Adlungs Einstellung zum Meißnischen im 18. Jahrhundert angenommen werden können, da hier ein empirischer Referent im Sinne einer kognitiven Struktur⁸⁴ in einer konkreten Situation verfügbar ist. Allerdings müssen auch diese Zuordnungen als relativ und keinesfalls als dichotomisch angesehen werden (vgl. Busse 2012: 617).

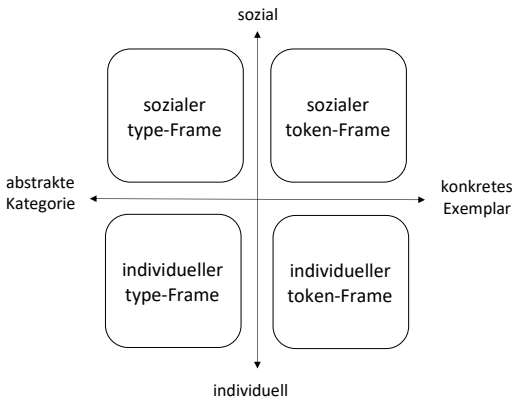


Abb. 2.3: Typologie lexembezogener Frames

⁸³ Vgl. hierzu die Abbildung 2.1.

⁸⁴ Grundlegend sind hier Busses „Abstufungen in Hierarchien epistemischer Konkretisierungen“ (Busse 2012: 617) in kognitive Strukturen einerseits und außerkognitive Entitäten in der Welt andererseits. Letztere können vornehmlich für Konkreta angenommen und als *Exemplare* bezeichnet werden. Kognitive Strukturen sind hingegen eher als *Exemplar-Typen* einzustufen, da sie auf keinen empirischen Referenten, im Sinne einer außersprachlichen, realweltlichen Entität verweisen (vgl. Busse 2012: 618).

Lexembezogene Type-Frames sind prinzipiell übersituativ, d. h., sie existieren als „allgemeine Muster im Gedächtnis“ (Busse 2012: 615). Lönneker spricht in diesem Zusammenhang auch von *allgemeinen Frames*, die stereotypisches Wissen enthalten (vgl. Lönneker 2003: 8), während Barsalou von *Prototypen-Frames*⁸⁵ ausgeht. Die sozialen Type-Frames⁸⁶ werden aus dem Gedächtnis abgerufen und beruhen z. B. auf Traditionen, die im kulturellen Gedächtnis abgespeichert sind. Dementsprechend werden sie von Busse als „überindividuell“ (Busse 2012: 619) bezeichnet, da sie sich aus dem kulturellen Nachlass der Menschheit speisen bzw. auf Konventionen sowie Stereotypen beruhen und nicht aus individuellen Erfahrungswerten schöpfen (vgl. Busse 2012: 588). Dem gegenüber stehen die individuellen Type-Frames⁸⁷, die ebenfalls aus dem Gedächtnis abgerufen werden, aber aus dem individuellen Langzeitgedächtnis der betreffenden Person. Wird ein Frame in einer konkreten Situation aufgerufen, ist dieser also situationsgebunden, dann handelt es sich um lexembezogene Token-Frames. Diese werden von Lönneker als *Einzel-Frames* bezeichnet, da sie sich auf ein konkretes Exemplar einer Kategorie beziehen (vgl. Lönneker 2003: 8). Lexembezogene Token-Frames können noch weiter in soziale Token-Frames⁸⁸, bei denen soziale Wissensstrukturen bzgl. des (prototypischen) Exemplars im Kurzzeitgedächtnis in der jeweiligen Situation aufgerufen werden, und individuelle Token-Frames, die auf individueller Kognition beruhen (vgl. Busse 2012: 618), unterschieden werden.⁸⁹

Es kann festgehalten werden:

Während in *token-Frames* (auch: instantiierte Frames oder ‚Exemplar‘-Frames) die Slot-Filler-Relationen im Sinne ‚gefüllter Slots‘ darzustellen sind, also logisch gesprochen funktionale Relationen darstellen (jedem Slot ist in einem instantiierten Frame genau ein Filler zugewiesen), definieren Slots (bzw. Attribute) in *type-Frames* (z. B. für lexikalische Bedeutungen) Wertebereiche, lassen also unterschiedliche Ausfüllungen alternativ zu. Die sich jeweils ergebenden (z. B. graphischen) Darstellungen weisen daher eine deutlich unterschiedliche Struktur auf. (Busse 2012: 677–678)

⁸⁵ „[F]rame representations of prototypes“ (Barsalou 1992: 24).

⁸⁶ Busse bezeichnet diese als „soziale, überindividuelle, übersituative Kategorien-Frames“ oder „soziale types“ (Busse 2012: 619).

⁸⁷ Busse spricht hier von „individuelle[n], übersituative[n] Kategorien-Frames“ oder „individuelle[n] types“ (Busse 2012: 619).

⁸⁸ Busse spricht hier von „soziale[n], überindividuelle[n], situationstyp-bezogene[n] Exemplar-Typ-Frames“ oder „soziale[n] token“ (Busse 2012: 619).

⁸⁹ Busse unterscheidet nochmals in „individuelle, situations-bezogene Exemplar-Typ-Frames“ und „individuelle, situations-bezogene Einzel-Exemplar-Frames“ (Busse 2012: 619).

In der vorliegenden Untersuchung werden aus den Primärquellen individuelle Token-Frames rekonstruiert, die sich aus der individuellen Kognition des Autors speisen und an einen zeitlich-situativen Kontext gebunden sind.

Aus der Summe der lexemgebundenen Token-Frames (Hoch-)Deutsch kann dann in einem zweiten Schritt ein lexemgebundener, prototypischer Type-Frame (Hoch-)Deutsch abgeleitet werden. Dies ist aufgrund der Repräsentativität der historischen Korpus-texte im Hinblick auf den Spracheinstellungsdiskurs des 16. bis 18. Jahrhundert möglich, da sowohl diachrone (Primärtexte aus dem 16. bis 18. Jahrhundert), diatopische (Texte aus dem gesamten deutschsprachigen Raum aus Deutschland, Österreich und der Schweiz) als auch diastratische Aspekte (Texte mit diskursdominanten und -peripheren Inhalten bzw. Einstellungen) berücksichtigt wurden.⁹⁰ Jene Werte und Attribute, die besonders häufig innerhalb der individuellen Token-Frames auftreten, können als prototypisch abgeleitet werden und strukturieren einen allgemeinen Type-Frame, der Aufschluss über die stereotypischen Spracheinstellungen zum Deutschen vom 16. bis 18. Jahrhundert geben kann (vgl. Busse 2012: 538).

2.2.5.3 Enzyklopädische Ebenen und Typen von Frames

Nachdem die Aggregationsstufen sowie die sprachlichen Ebenen von Frames im Hinblick auf das der Arbeit zugrunde liegende Frame-Modell erläutert wurden, sollen abschließend die enzyklopädischen Ebenen und Typen von Frames beleuchtet werden (vgl. Busse 2012: 678). Busse (2012) schlägt vor, eine Differenzierung auf lexikologischer Ebene zwischen Objekt-Frames, die auf Konkreta oder Abstrakta Bezug nehmen, und auf syntaktischer Ebene zwischen Handlungs-Frames bzw. Vorgangs-Frames, die sich auf Zustands-Prädikate, Vorgangs-Prädikate, Handlungs-Prädikate oder epistemische Prädikate beziehen, vorzunehmen (vgl. Busse 2012: 682–683). Darüber hinaus kann zwischen statischen Frames, die „zwar komplex [...], aber doch mehr oder weniger auf einen deutlichen Kern oder Bezugspunkt zentriert sind“ (Busse 2012: 683) und Ablauf-Frames, die „eher als Ketten einzelner, im Sinne verschiedener Stadien aufeinander folgender Teil-Frames aufzufassen“ (Busse 2012: 683) sind, unterschieden werden. Demzufolge entsprechen Handlungs-Frames meist Ablauf-Frames und Objekt-Frames eher statischen Frames.

In dieser Arbeit wird ein Objekt-Frame rekonstruiert, da es sich bei dem Abstraktum (*Hoch-)Deutsch* um ein Konzept handelt, dem kein direktes Korrelat in der dinglichen Welt entspricht (vgl. Busse 2012: 683). Zudem handelt es sich beim

⁹⁰ Vgl. hierzu Erläuterungen in Kapitel 4.2.1.

(Hoch-)Deutsch-Frame um einen *statischen*⁹¹ Frame, da dieser klar auf einen Bezugspunkt *Hochdeutsch* zentriert ist (vgl. Busse 2012: 683).

2.3 Diskurse und Frames

2.3.1 Diskurse

Über den Begriff *Diskurs* wurde in der Linguistik so ausführlich diskutiert und reflektiert wie über kaum einen anderen sprachwissenschaftlichen Gegenstand (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 9). Allerdings erscheint das Konzept hinter dem Ausdruck *Diskurs* immer noch „vage“ (Keller et al. 2006: 41) bzw. abhängig zu sein von der jeweiligen Disziplin⁹², die ihn zum Gegenstand macht (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 18). Spitzmüller und Warnke (2011: 18–19) sprechen disbezüglich von einer „Unmöglichkeit einer gesamtdisziplinären begrifflichen Fixierung von ›Diskurs‹“. Um diese transdisziplinäre Synonymie aufzulösen, stellen sie die gebräuchlichsten Diskurskonzepte in der Linguistik gegenüber:

Tab. 2.4: Gebräuchlichste Diskurskonzepte in der Linguistik nach Spitzmüller und Warnke (2011: 9)

Disziplin/Schule	Begriffsdefinition ‚Diskurs‘
Bildungssprachlich	Soziolektal geprägtes Synonym für <i>Debatte</i> oder <i>Gespräch</i> , seit den 1980er-Jahren in den Medien (zunächst im Feuilleton, dann auch in anderen Ressorts) verbreitet
Ansatz nach Habermas	Kensorientierter Gedankenaustausch unter prinzipiell gleichgestellten Bürgern; ‚herrschaftsfreier Diskurs‘ als Teil eines kommunikationsethischen Programms
Konversationsanalytischer Ansatz	Gesprochensprachliche größere Äußerungseinheit oder auch eine durch Interaktivität gekennzeichnete sprachliche Entität, die durch Musterhaftigkeit charakterisiert ist
Ansatz nach Foucault	Formationssystem von Aussagen, das auf kollektives, handlungsleitendes und sozial stratifizierendes Wissen verweist

⁹¹ Natürlich ist der Frame im Hinblick auf seine Struktur bzw. seine Konstituenten nicht als *statisch*, sondern als dynamisch zu bezeichnen. Vgl. hierzu auch Erläuterungen in Kapitel 2.2.3.6 und 2.3.1.

⁹² Mögliche Lösungsansätze, wie der Diskursbegriff in der Textlinguistik mit dem der Diskurslinguistik verbunden werden kann, geben u. a. Spitzmüller und Warnke (2011).

Die Definition von Spitzmüller und Warnke (2011) basiert auf einer „grobe[n] Vereinfachung“ (Spitzmüller und Warnke 2011: 24): „Diskurse sind demnach (vorläufig) übergeordnete Konstituenten von Texten und bilden deren virtuelle Kontexte“ (Spitzmüller und Warnke 2011: 24). Mit dieser Definition wird die Diskussion eröffnet, wie die implizierte bloße „Einordnung von Diskurs als nächstgrößere Einheit zu Satz, Wort, Morphem“ (Spitzmüller und Warnke 2011: 116) einzuordnen ist. Da der Begriff *Diskurs* keine klar abgrenzbare Einheit darstellt, wie etwa die übrigen linguistischen Einheiten (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 116), scheint die obenstehende Reihenbildung durchaus problematisch zu sein. Ein Diskurs hat zwar „einen Anfang, mit Sicherheit aber kein Ende [...] – spätestens in dem Moment, wo ein vermeintlich abgeschlossener Diskurs analysiert und das Ergebnis der Analyse publiziert wird, findet er seine Fortsetzung“ (Stenschke 2002: 114). In welchem Verhältnis *Diskurs* und *Text* letztendlich zueinander stehen, ist vom Erkenntnisinteresse des*der Forschenden geprägt bzw. der Zuordnung zur jeweiligen (Teil-)Disziplin (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 117).

Linke und Schröter (2018: 452) definieren *Diskurs* als ein „Ensemble von 1) tatsächlich gemachten 2) sprachlichen Äußerungen oder Texten zu 3) einem Thema oder Themenkomplex“. Diese drei Aspekte treten innerhalb der linguistischen Forschung besonders häufig als Bestandteile der Definition von *Diskurs* auf (vgl. Linke und Schröter 2018: 452). Framesemantische Untersuchungen haben ebenfalls eine empirische Basis, z. B. geschriebene Texte, aus denen die FEE abstrahiert werden. Die Struktur des Frames konstituiert sich aus Attributen, die durch konkrete Füllwerte belegt werden, die in den Texten enthalten sind und aufgerufen werden. Übertragen auf den Ansatz von Linke und Schröter (2018) kann festgehalten werden, dass aus framesemantischer Perspektive die tatsächlich gemachten sprachlichen Äußerungen bzw. Texte den konkreten Füllwerten und das Thema dem FEE gegenübergestellt werden können.

In der vorliegenden Arbeit werden die Definitionsansätze nach Spitzmüller und Warnke (2011), Stenschke (2002) und Linke und Schröter (2018) zugrunde gelegt und der folgende Definitionsansatz rekonstruiert: *Ein Diskurs ist eine dem Text übergeordnete, dessen Kontext bildende Konstituente, die durch Einbezug weiterer Texte unbegrenzt erweiterbar bzw. fortführbar ist.*

Als *Texte* können alle Formen von sprachlichen Äußerungen (z. B. die Vorreden in den Grammatiken und Orthographielehren des 16. bis 18. Jahrhunderts) zu einem bestimmten Thema (z. B. zum Sprachnormierungsdiskurs) subsumiert werden.

Die Diskursanalyse ist ein wichtiges Verfahren, u. a. in der historischen Semantik (vgl. Warnke 2007: 8). Hier steht die Geschichte der Bedeutung von Wörtern in diskursiven Textnetzen im Fokus (vgl. Warnke 2007: 8). Die Entwicklung der Bedeutungskonstituenten eines Begriffs im zeitlichen Verlauf wird dargestellt und *Bedeutung* somit als „diskursiv bedingte Dimension natürlicher Sprachen, die sich

aus dem Konnex mit bedeutungsrelevantem Wissen je neu herausbildet“ (Warnke 2007: 8) definiert. Die Bedeutung von Wörtern wird in gesellschaftlichen Diskursen verhandelt und geprägt.

Bedeutungsrelevantes Wissen ist einerseits individuell konstruiert und andererseits sozial strukturiert. D. h., es wird „durch geistige Aktivität in jedem einzelnen Individuum [hervorgebracht und, Einfügung: V. S.] durch in sozialer Interaktion [im Diskurs, Einfügung: V. S.] vermittelte, überindividuelle Einflüsse und Vorgaben“ (Busse 2018: 11) strukturiert. Im Hinblick auf die Erkenntnisse von Bartlett (1932) spielen Schemata bei der Strukturierung von Wissen eine wichtige Rolle. Das Wissen wird schematisch geformt durch die Konstruktion schematischer Prototypen, die geprägt sind von den bereits vorhandenen Wissensstrukturen, d. h., den Schemata sowie den Interessen des*der Konstrukteurs*Konstrukteurin (vgl. Busse 2018: 9–11). Die Sprache stellt das Medium dar, in dem Wissen konstituiert und strukturiert wird. Busse (2018: 13–14) spricht in diesem Zusammenhang von Sprache als „Suchregister“, das nur Verweise enthält, also „Verweise auf etwas, was jeder Sprachverstehende für sich im Prozess des Verstehens [...] epistemisch realisieren, konkretisieren muss“. Die der Diskursanalyse zugrunde liegenden Texte können auch erst durch die Aktivierung von Schema- bzw. Framewissen verstanden und mit Bedeutung gefüllt werden (vgl. Busse 2018: 14). Die Diskurse wirken sich auf das Wissen der Beteiligten und in der Folge auf deren (sprachliches) Handeln aus. Diese Dynamik des gesellschaftlichen Wissens spiegelt sich auch in der Struktur der Diskurse wider, etwa in der Ausprägung von dominanten Diskursen und Gegendiskursen. Beispielsweise war die „Abwertung der Sächsischen Kultur und die Ablehnung des Obersächsischen“ (Scharloth 2005: 297) im 18. Jahrhundert noch Thema des Gegendiskurses, ist heute aber Gegenstand des dominanten Diskurses geworden (vgl. Plewnia und Rothe 2012: 26). Dies hängt mit der Dynamik der Spracheinstellungen in der Gesellschaft zusammen, die u. a. auf Stereotypen, also weit verbreiteten, oft generalisierenden und ungerechtfertigt vereinfachenden Urteilen basieren (vgl. Quasthoff 1998: 48). Warnke (2013: 103) fasst dies pointiert zusammen: „Diskurse konstruieren Welt einerseits, sie repräsentieren diese aber zugleich auch“.

Darüber hinaus konstituieren Diskurse Wissen im Rahmen „semantischer Kämpfe“ (Felder 2006: 13). Der Diskurs stellt das Regelsystem dar, nach dem Wissen durch Konstruktion, Argumentation und Distribution sprachlich konstituiert wird (vgl. Warnke 2009: 118). Aus konstruktivistischer Sicht ist Wirklichkeit ein mentales Konstrukt, das aus der Zusammenarbeit bzw. dem Wettkampf von Akteur*innen im Diskurs entsteht, also sozial konstruiert wird (vgl. Warnke 2009: 118). So beruht das geteilte Wissen um das Konzept *Hochdeutsch* im 17. Jahrhundert u. a. auf den Standpunkten verschiedener Schulen (Anomalisten vs. Analogisten), territorial-politischer und kultureller Interessen (Oberdeutscher Raum vs. Obersächsischer Raum) und konfessionellen Zugehörigkeiten (Katholiken vs. Protestanten). Die Akteur*innen

argumentieren, um Geltung für ihre Aussagen etablieren zu können und Dissens zu bearbeiten (vgl. Hannken-Illjes 2018: 21). Die im Diskurs konstruierte Wirklichkeit wird durch die Argumentation immer wieder neu verhandelt, ist also nicht statisch⁹³ (vgl. Warnke 2009: 119). Allerdings sind nur jene Aussagen erfahrbar und können einen Anspruch auf Geltung erheben, die Materialität besitzen, bspw. in Texten geäußert werden. Das Wissen der Akteur*innen ist jedoch nicht immer bzw. nur selten in Form von für die Wissenschaft zugänglichen Texten aufbereitet, weshalb nur ein Bruchteil des Wissens in Bezug auf das diskursrelevante Thema überhaupt untersucht werden kann (vgl. Bendel Larcher 2015: 13).

Wichtig ist darüber hinaus, dass die Gesellschaft bzw. gesellschaftlichen Gruppen den Diskurs prägen und vice versa der Diskurs auf die Gesellschaft wirkt, die ihn führt (vgl. Bendel Larcher 2015: 13). Die Texte, die den Diskurs konstituieren, stellen wiederum selbst eine Form sozialen Handelns dar und wirken unmittelbar auf die Gesellschaft ein (vgl. Bendel Larcher 2015: 13). Die Gesellschaft darf folglich nicht als homogene Masse verstanden werden, die sich durch konformes Denken und Handeln auszeichnet. Vielmehr handelt es sich hier um extrem heterogene Strukturen, die als Akteur*innen redend und schreibend am Diskurs beteiligt sind (vgl. Bendel Larcher 2015: 13). Diese versuchen, ihre Positionen bzw. normativen Geltungsansprüche im Diskurs im Rahmen von semantischen Kämpfen durchzusetzen (vgl. Warnke 2009: 120). Als *semantischen Kampf* bezeichnet Felder (2006: 14) den Versuch, „in einer Wissensdomäne bestimmte sprachliche Formen als Ausdruck spezifischer, interessensgeleiteter und handlungsleitender Denkmuster durchzusetzen“. Wissen ist dementsprechend nicht nur sozial konstruiert und argumentativ ausgehandelt, sondern auch „umkämpft“ (Warnke 2009: 120). Es wird nicht konsensuell geschaffen, sondern resultiert aus agonalen Diskursen zwischen widerstreitenden Akteur*innen (vgl. Felder 2006: 43). Über verschiedene Distributionswege, z. B. über die Massenmedien, wird das Wissen gestreut und einzelne Positionen können sich schließlich als dominant durchsetzen (vgl. Warnke 2009: 120).

Im Diskurs um das Hochdeutsche des 18. Jahrhunderts konnte sich etwa die These vom *Vorrang der obersächsischen Kultur und Sprache* durchsetzen und wurde zum Topos des dominanten Diskurses (vgl. Scharloth 2005: 179). Die Gegner der

⁹³ Dieser Aspekt, dass Diskurse nicht statisch sind, sondern dynamisch auf die Gegebenheiten der Wirklichkeit reagieren, verdeutlicht, dass auch Frames nichts Statisches sein können. In Frames wird das Wissen der Individuen, z. B. zum Ausdruck *Hochdeutsch*, rekonstruiert. Da dieses Wissen im Diskurs stetig neu verhandelt wird, passt es sich dynamisch der (veränderten) Wahrnehmung des Individuums an. So werden konkrete Füllwerte zu Standardwerten, wenn sie häufig auftreten. Diese müssen dann nicht mehr konkret erfahren werden, sondern können aus dem Gedächtnis des Individuums abgerufen werden, wenn ein Ausdruck einen Frame evoziert. Vgl. hierzu auch die Erläuterungen in Kapitel 2.2.4.3.

Obersachsen-These, die die Kultur und Sprache Bayerns sowie Schwabens als vorbildlich ansahen, konnten sich hingegen nicht durchsetzen und bildeten einen Gegendiskurs „in der Debatte um die Norm des Hochdeutschen“ (Scharloth 2005: 240).

Sowohl der dominante Diskurs als auch der Gegendiskurs sind auf einen bestimmten historischen Zeitpunkt, nämlich das 18. Jahrhundert – und darüber hinaus auf schriftlich fixierte Aussagen – eingegrenzt, was Einfluss auf deren Reichweite hat. Um die unterschiedlichen Reichweiten eines Diskurses darstellen zu können, unterscheidet Bendel Larcher (2015: 15) vier Kategorien:

1. Diskurs innerhalb eines potenziellen Gedankenraums: Hierunter werden alle möglichen Gedanken, Haltungen, Äußerungen etc. zu einem gesellschaftlich relevanten Thema gefasst, die prinzipiell möglich sind. Beispielsweise die potenziell mögliche, aber wissenschaftlich abzulehnende Haltung zum Sprachwandel, dass durch den vermehrten Gebrauch von Anglizismen das Hochdeutsche aussterben wird.
2. Weiter Diskurs: Dieser ist auf eine bestimmte historische Zeit beschränkt, umfasst jedoch alle prinzipiell möglichen Ansichten, Haltungen und Wissensbestände zu einem gesellschaftlich relevanten Thema, auch jene, die nicht konkret mündlich oder schriftlich realisiert wurden.
3. Enger Diskurs: Unter diesem Begriff werden alle konkret mündlich oder schriftlich realisierten Aussagen zu einem gesellschaftlich relevanten Thema in einer bestimmten historischen Zeit zusammengefasst.
4. Diskurs innerhalb eines Korpus: Nur die schriftlich realisierten Aussagen zu einem gesellschaftlich relevanten Thema innerhalb eines definierten Textkorpus werden untersucht.

Die vorliegende Untersuchung behandelt den Diskurs zu den historischen Spracheinstellungen des 16. bis 18. Jahrhunderts innerhalb eines historischen Textkorpus'. Die Auswahl geeigneter Primärtexte basiert u. a. auf den Überblicksdarstellungen von Socin (1888/1970), Straßner (1995) und Jellinek (1913). Darüber hinaus wurden Kriterien für die Textauswahl festgelegt, die u. a. einen diatopischen und diachronen Vergleich ermöglichen.⁹⁴ Die aus der Inhaltsanalyse resultierenden Erkenntnisse zum historischen Spracheinstellungsdiskurs stehen dementsprechend stellvertretend für das Wissen über das Konzept (*Hoch-*)*Deutsch* der Sprachgemeinschaft der jeweiligen Zeit.

Diskurse können darüber hinaus aus verschiedenen Perspektiven geführt werden. D. h., zu einem bestimmten Thema gibt es verschiedene Diskurse bzw. innerhalb eines Diskurses gibt es verschiedene Stimmen, die unterschiedliche Haltungen ein-

⁹⁴ Vgl. hierzu die Erläuterungen in Kapitel 4.2.1.

nehmen, Ansichten vertreten und Aussagen treffen. Beispielsweise wird im 17. Jahrhundert die Frage *Wie kann eine hochdeutsche Norm bestimmt werden?* im Rahmen des Disputs zwischen Analogisten und den Anomalisten diskutiert. Während aus der Perspektive der Analogisten einzig „Vergleichsgrößen, die aus einem grammatischen Regelsystem bzw. aus analog gelagerten Fällen gewonnen [werden, Einfügung: V. S.]“ (Hundt 2000: 42) zur Bestimmung der Sprachnorm herangezogen werden dürfen, orientieren sich die Anomalisten am *usus*, also am „akzeptierten Sprachgebrauch der Gebildeten“ (Hundt 2000: 43). Der Sprachnormierungsdiskurs im 17. Jahrhundert zeichnet sich demzufolge durch seine „Mehrstimmigkeit“ (Bendel Larcher 2015: 15) aus. Es können, im Hinblick auf die obenstehende Streitfrage, mindestens zwei Diskurse, nämlich der *Vergleichsgrößen*-Diskurs und der *Sprachgebrauchs*-Diskurs, ermittelt werden.⁹⁵

Ein weiterer wichtiger Aspekt von Diskursen sind deren inhärente Ausschlussmechanismen, die bestimmen, was zu einem Thema nicht gesagt werden darf, da es als gesellschaftlich illegitim gilt oder kollektiv verdrängt wird (vgl. Bendel Larcher 2015: 13). Der Diskurs wird durch die Gesellschaft kontrolliert, indem bestimmte Prozeduren durchlaufen werden, die „die Kräfte und die Gefahren des Diskurses [...] bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes [...] bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität [...] umgehen“ (Foucault 1970: 11). Bendel Larcher (2015: 14) spricht im Hinblick auf Foucaults Erkenntnisse von einem „Raum des Unsagbaren oder gar ‚Unsäglichen‘“. In diesem „potenziellen Gedankenraum liegt all das auf der Lauer, was eine Gesellschaft ignoriert, negiert, verdrängt und fürchtet“ (Bendel Larcher 2015: 14).

2.3.2 Frames als Diskursanalysetool

Nach Ziem entspricht ein evozierter Frame

dem referentiellen Gehalt einer Proposition und das, was von einem Referenzobjekt prädiert wird, stimmt strukturell mit Füllwerten und Standardwerten im hier favorisierten Framemodell überein. Leerstellen zeigen entsprechend an, welche Prädikationen potentiell vollzogen werden können. (Ziem 2008: 287)

Zwischen Frames und Propositionen, im Sinne von Searle (1969), besteht folglich ein struktureller Zusammenhang. Bezogen auf die Satzinhaltsdimension ist die Proposition der Aussagegehalt eines Satzes, die aus einer Referenz sowie einer Prädikation

⁹⁵ Siehe auch Sprachnormierungsdiskurs des 18. Jahrhunderts (vgl. Scharloth 2005: 173–276).

besteht (vgl. Searle 1969: 25).⁹⁶ Die Referenz, also das, worüber etwas ausgesagt wird, kann als Entität identifiziert werden und ist formal häufig der Klasse der Nomen (besonders oft treten Eigennamen auf) oder der Nominalgruppe zuzuordnen. Das, was über diese Entität, also den Referenten ausgesagt wird, ist die Prädikation (vgl. Searle 1969: 25). Anders formuliert kann das FEE⁹⁷ als Referenz identifiziert werden und die jeweiligen Füll- und Standardwerte als die zugehörigen Prädikationen verstanden werden. Prinzipiell können nur bestimmte Prädikationen im Hinblick auf eine Referenz auftreten, d. h., die Referenz verfügt über einen spezifischen „Bezugsrahmen [...], der Informationen darüber enthalte, worauf ein sprachlicher Ausdruck möglicherweise referieren könnte“ (Ziem 2008: 299). Sowohl die Referenz (FEE) als auch die Prädikation(-en) (konkrete Füll- und Standardwerte) sowie die Potenz der Prädikationen (Attribute) bilden den Frame bzw. die Proposition. Dieser Sachverhalt soll mithilfe eines Beispiels veranschaulicht werden: Gegeben ist der Satz *Hochdeutsch wird vor allem in Meißen gesprochen*.

Als Referenz (FEE) kann die Entität (bzw. der Ausdruck) *Hochdeutsch* bestimmt werden, dem die konkreten Füllwerte „in Meißen“ (Attribut RAUM) und „gesprochen“ (Attribut MEDIALITÄT) zugeordnet werden können. Der Ausdruck *Hochdeutsch* verfügt über einen spezifischen kognitiven Referenzbereich, der markiert ist bspw. durch einerseits Attribut-Constraints, das sind globale Regeln, die die Werte von Attributen einschränken, und andererseits durch Werte-Constraints, das sind spezifische Regeln, die sich auf ein bestimmtes Werte-Set innerhalb eines Frames beziehen und dieses beschränken. Der Verweis auf eine Sprachlandschaft als RAUM für den Ausdruck *Hochdeutsch* ist regelkonform, da es sich bei Hochdeutsch um eine sprachliche Varietät handelt. Hingegen wäre der Wert „in der Schublade“ eher ungeeignet, um das Attribut RAUM im Frame Hochdeutsch zu belegen, da Sprache kein Konkretum darstellt, also nichts Dingliches ist, das in einer Schublade liegen kann.

Sprachbenutzer*innen können nur innerhalb ihres Perzeptionsraumes⁹⁸ auf eine bestimmte Entität referieren, folglich „ist die perzipierte Entität wegen der

96 „The act of reference is that of identifying some entity, that is, the entity that the speaker intends to talk about. The act of predication is the act of ascribing a property to a referred-to entity. The characteristic form of propositional acts are parts of sentences: grammatical predicates for the act of predication, and proper names, pronouns, and certain other sorts of noun phrases for reference“ (Searle 1969: 25).

97 Ziem (2008: 289) setzt die Aktivierung eines Frames mit der Herstellung einer Referenz gleich und verweist darauf, dass „[d]ie Evozierung eines Frames [...] dem kognitiven Akt der Referentialisierung [entspricht]“ (Ziem 2008: 293). Mit der Gleichsetzung von ‚Referenz‘ und ‚Frame-Evozierendem Element‘ ist die vorliegende Arbeit angelehnt an die Ideen von Ziem (2008).

98 „Der Perzeptionsraum oder auch subjektive Raum ist die perspektivische, selektive und ggf. auch verzerrte Wahrnehmung des Operationsraums [Raum, in dem die Sprachbenutzer*innen interagieren und der unabhängig von deren Wahrnehmung besteht, Einfügung: V. S.] durch das

vorausgegangenen mentalen Reizverarbeitung kein Abbild der Reizquelle“ (Ziem 2008: 292). Der*Die Sprachbenutzer*in nimmt vielmehr ein durch Perspektivierung und Selektierung verzerrtes Bild wahr, auf das er*sie referiert. Entsprechend dieser subjektiven Wahrnehmung der Entität werden auch die Wissens Elemente (Füll- und Standardwerte) inferiert. Im Hinblick auf die Standardwerte, die beim Aufrufen eines Frames automatisch mit aktiviert werden, muss beachtet werden, dass diese ebenfalls stark subjektiv geprägt sind und bspw. auf weitverbreitete Stereotype innerhalb eines Kulturkreises zurückgeführt werden können.

In diesem Zusammenhang spricht Ziem (2008) auch von „overten“⁹⁹ und „nicht-overten Kontextualisierungen“¹⁰⁰ (Ziem 2008: 327). Sobald ein Referenzobjekt mit einer Prädikation verbunden wird, zum Beispiel wenn ein konkreter Füllwert aus einem Text ein Attribut im aufgerufenen Frame besetzt, erfolgt eine Perspektivierung. D. h., dass ein bestimmter Wissensaspekt in den Vordergrund tritt und die Wahrnehmung des*der Sprachbenutzers*Sprachbenutzerin von dem Gegenstand prägt, während andere Wissensaspekte in den Hintergrund geraten, da keine entsprechenden Prädizierungen im Text vorkommen (vgl. Ziem 2008: 331). Es gilt jedoch, dass „die Menge möglicher Prädizierungen potentiell unerschöpflich groß ist“ (Ziem 2008: 331). Anders formuliert, bestimmen die Füllwerte die Perspektive, aus der ein*e Sprachbenutzer*in ein Referenzobjekt wahrnimmt.¹⁰¹

2.4 Chancen und Risiken einer historischen Framesemantik

2.4.1 Definitionen

In der vorliegenden Untersuchung sind die Begriffe *Spracheinstellung*, *Frame* und *Diskurs* von besonderer Bedeutung. Im Folgenden werden die für diese Studie gültigen Definitionen abgeleitet und die methodischen Zusammenhänge erläutert. Darüber hinaus werden die Chancen aufgezeigt, die der framesemantische Ansatz für die

Individuum. Seine Struktur ist direkt abhängig von der individuellen Wahrnehmung“ (Sauer 2018: 16). Vgl. hierzu auch Sauer (2018: 15–27).

⁹⁹ Sie „liegen immer dann vor, wenn konkrete Füllelemente einen Frame *aufrufen*“ (Ziem 2008: 327).

¹⁰⁰ Diese „kommen [...] nur unter der Bedingung zustande, dass Sprachbenutzer und Sprachbenutzerinnen einen Frame aus dem Gedächtnis abrufen“ (Ziem 2008: 327).

¹⁰¹ „Perspektivität, als eine unaufhebbare Gegebenheit, bewirkt, daß das in Texten Repräsentierte einen bestimmten individuellen, persönlichen Zuschnitt hat. Das Gleiche gilt für die in der Rezeption entstehenden gedanklichen Gebilde, die Kommunikate“ (Hartung 1997: 20). Vgl. hierzu auch Ziem (2008: 331).

historische Spracheinstellungsforschung bietet sowie kritisch beleuchtet, was dieser (noch) nicht leisten kann.

Unter dem Terminus (*Sprach-*)*Einstellung* wird die situativ sowie kontextuell eingebettete, subjektive (Re-)Konstruktion von (vergangenen) Erfahrungen des Individuums mit der Sprache selbst, ihren Sprecher*innen bzw. anderen, die Spracheinstellung evozierenden Elementen gefasst. Spracheinstellungen umfassen sowohl das Wissen um die betreffende Entität als auch die mit ihr einhergehenden Überzeugungen und Werte sowie daraus resultierende potentielle Handlungsintentionen. *Stereotype* dienen in diesem Zusammenhang zur Orientierung, wenn das Individuum nicht ausreichend konkrete, d. h. individuelle Erfahrungswerte aus dem Gedächtnis abrufen kann und deshalb auf in der Gesellschaft (weit-)verbreitete Standardwerte als generalisierende Schablonen zurückgreift. Sowohl (*Sprach-*)Einstellungen als auch *Stereotype* entsprechen Konzepten, also „Struktureinheiten des Wissens und der Kognition“ (Busse 2012: 541), die in Frames organisiert sind. Frames sind wiederum Schemata, d. h. komplexe konzeptuelle Strukturen (vgl. Ziem 2008: 257), in denen Konzepte bzw. (*Sprach-*)Einstellungen und *Stereotype* organisiert sind und rekonstruiert werden können.¹⁰² Die Strukturelemente des Frames passen sich dynamisch den sich verändernden (*Sprach-*)Einstellungen an, indem sich z. B. konkrete Füllwerte zu Standardwerten entwickeln, die aus dem Langzeitgedächtnis abgerufen werden können (Verfestigung eines Konzepts). Innerhalb von Diskursen werden (verschiedene) Konzepte, z. B. zur hochdeutschen Norm im 18. Jahrhundert, verhandelt. Dementsprechend kann der Terminus *Diskurs* als Zusammenstellung von konkreten sprachlichen Äußerungen (Werten) zu einer bestimmten Thematik aufgefasst werden, die von den am Diskurs beteiligten Akteur*innen bzw. einer vorher definierten Auswahl an Akteur*innen in mündlicher oder schriftlicher Form gemacht wurden.

Ein Diskurs ist eine dem Text übergeordnete, dessen Kontext bildende Konstituente, die durch Einbezug weiterer Texte unbegrenzt erweiterbar bzw. fortführbar ist.

2.4.2 Chancen einer historischen Framesemantik

Der Vorzug einer Frameanalyse im Vergleich zu traditionellen Methoden der Diskursanalyse¹⁰³ liegt darin begründet, dass

1. ein ganzheitliches, umfassendes Bild des zentralen Konzepts rekonstruiert werden kann:

¹⁰² Fillmore (1982: 111) spricht in diesem Zusammenhang auch von Frames als „any system of concepts“.

¹⁰³ Vgl. hierzu Faulstich (2008), Josten (1976), Scharloth (2005).

Die Attribute eines Frames können zurückgeführt werden auf die Struktur des jeweils vererbenden, übergeordneten Frames. So erbt etwa das Konzept *Oberdeutsch* die Attribute des übergeordneten Konzepts *Deutsch*.¹⁰⁴ Das hängt mit der hierarchischen Organisation von Frames/Konzepten und ihren Instanzen zusammen, da der Abstraktionsgrad der Frames höher ist als der ihrer Instanzen. Die einzelnen Strukturkonstituenten sind integrale Bestandteile des jeweiligen Frames (vgl. Ziem 2008: 269), der wiederum in einen übergeordneten Frame rekursiv eingebettet ist. Dementsprechend können z. B. einzelne Aussagen (konkrete Füllwerte) innerhalb eines Textes stets auf die Ganzheit des evozierten Frames bezogen dargestellt werden. Der rekonstruierte Frame *Oberdeutsch* ist folglich auch nur ein Ausschnitt aus dem konzeptionellen Netzwerk *Deutsch*. Der frameanalytische Zugang zum historischen Spracheinstellungsdiskurs eröffnet somit einen ganzheitlichen, umfassenden Blick auf das Konzept (Hoch-)Deutsch.

2. die Ausbildung prototypischer Aussagen auf Basis von lexembezogenen Token- und Type-Frames rekonstruiert werden kann:

Durch die Analyse von Entrenchment-Phänomenen, bspw. der allmählichen Verfestigung von konkreten Füllwerten zu Standardwerten, können Diskursdynamiken auf Basis der Korpusdaten im Frame dargestellt werden. So kann rekonstruiert werden, welche Aussage von welchem Autor in welcher Zeit in den Diskurs eingebracht wurde, wie diese Aussage von anderen Diskursteilnehmern rezipiert wurde und sich ggf. zu einer prototypischen Aussage entwickelte. Dies wird durch die Rekonstruktion konkreter Füllwerte möglich, die in den Texten des Korpus ein spezifisches Attribut im Frame belegen. Erhöht sich die allgemeine Auftretenshäufigkeit des Füllwertes im diachronen Verlauf, wird dieser konkrete Füllwert zum Standardwert, der aus dem Gedächtnis abgerufen werden kann. Die Umwandlung von konkreten Füllwerten in Standardwerte wird durch die Analyse im Rahmen von lexembezogenen Token-Frames und lexembezogenen Type-Frames nachvollziehbar gemacht.¹⁰⁵ So kann eine hohe Token-Frequenz zur Verfestigung eines Wertes¹⁰⁶ führen und eine hohe Type-Frequenz zur Verfestigung eines Attributs¹⁰⁷. Der framesemantische Ansatz ermöglicht es, zwischen allgemeinen Mustern (*types*) und deren konkreter Anwendung (*tokens*) in den historischen Texten zu differenzieren (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 21).

¹⁰⁴ Vgl. hierzu Abbildung 2.2 in Kapitel 2.2.4.

¹⁰⁵ Vgl. hierzu Tabelle 2.3 in Kapitel 2.2.5.2.

¹⁰⁶ Ein häufig auftretender konkreter Füllwert in den Texten des Korpus kann früher oder später als Standardwert abgeleitet werden.

¹⁰⁷ Wenn ein bestimmtes Attribut besonders häufig mit konkreten Füllwerten besetzt ist, dann ist dieses Attribut besonders salient, auch im Hinblick auf die anderen Attribute im Frame.

3. Frames eine einheitliche Struktur aufweisen, auf deren Basis der historische Spracheinstellungsdiskurs rekonstruiert werden kann:

Die bisher zur Thematik publizierten Forschungsarbeiten, u. a. Bär (1999a), Faulstich (2008), Gardt (1994), Götz (1992), Haas (1980), Josten (1976), Leweling (2005), Roelcke (2015), Scharloth (2005), Stukenbrock (2005), sind, bezogen auf die gewählten Repräsentationsformate (Einteilung des Diskurses in Diskursbereiche (Faulstich 2008), Autoritätsprinzipien (Josten 1976), dominante Diskurse und Gegendiskurse (Scharloth 2005), zentrale Begriffe (Leweling 2005) etc.), sehr heterogen, wenngleich die abgeleiteten Ergebnisse eine gemeinsame Basis aufweisen.¹⁰⁸ Die Analyse des Diskurses im Rahmen eines Frames bietet den Vorteil, dass die Repräsentationsformate (FEE, Attribute, Werte) einheitlich strukturiert sind und die bisherigen heterogenen Repräsentationsformate integriert werden können. Die innere Struktur des Frames ermöglicht es, das begriffliche bzw. verstehensrelevante Wissen präzise zu erfassen (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 20). Die strukturellen Beziehungen zwischen den Wissens-elementen werden aufgezeigt (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 354) und die Wechselbeziehungen der Konstituenten, etwa *structural invariants* und *constraints* (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 20), zueinander dargestellt. Diese systematische Beschreibung der Relationen der Wissens-elemente als Attribute-Werte-Struktur, ebenso wie die Möglichkeit der „systematische[n] topologische[n] Beschreibung, welche den genauen Ort der epistemischen Anbindung für jedes einzelne Wissens-element in der Begriff- bzw. Bedeutungsstruktur bestimmt“ (Busse, Felden und Wulf 2018: 357), stellen eine Innovation im Zuge der Einführung der Framesemantik dar. Die klare, einheitliche Attribut-Werte-Struktur von Frames ist bedingt durch die „intensiviertere und vertieftere Reflexion über ansetzbare Wissens-elemente“ (Busse, Felden und Wulf 2018: 360). So sind die Frames in der vorliegenden Studie aus gerichteten Kanten (Attributen) und Knoten (Werten) aufgebaut.¹⁰⁹ Entsprechend symbolisiert jeder Knoten (Wert) die Antwort auf eine vorher zu rekonstruierende Kante (Attribut), die z. B. als Frage formuliert werden kann, auf die der konkrete Wert eine Antwort gibt. Die vorgegebene Framestruktur verlangt folglich eine umfassendere Auseinandersetzung und Reflexion über die einzelnen Strukturkonstituenten als andere Semantikmodelle (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 360).

Da die Attribute anhand der im Text enthaltenen konkreten Füllwerte abgeleitet werden müssen, fordert das framesemantische Modell „Genauigkeit in der

108 Vgl. hierzu Erläuterungen in Kapitel 3.2.

109 Vgl. hierzu Erläuterungen in Kapitel 4.2.2.

Offenlegung von Elementen und Relationen, die normalerweise [...] ‚verborgen‘ bleiben [...]“ (Busse, Felden und Wulf 2018: 341).

Selbst sehr komplexe Begriffe bzw. Konzepte können so adäquat innerhalb von Frames erfasst, d. h., rekonstruiert werden (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 20). Busse, Felden und Wulf (2018: 356) sehen einen klaren Vorteil der Frame-Analyse darin, dass „sehr viel mehr und andere Wissens Elemente in die semantische Analyse mit ein[bezogen werden, Einfügung: V. S.], als es in den älteren Modellen üblich gewesen wäre“.

4. Frames anschlussfähig sind und als Tool zur Analyse von aktuellen Spracheinstellungsdaten besonders geeignet sind:

Während die Struktur der Attribute relativ persistent ist (vgl. Ziem 2008: 270), entstammen die darauf bezogenen Füllwerte einem aktuellen Kontext und sind hoch variabel. Allerdings stellen auch die Attribute analytische Größen dar, die aus Standardwerten abgeleitet wurden. Sie verfügen über eine relativ hohe Halbwertszeit (vgl. Ziem 2008: 270) und sind dementsprechend relativ beständig. Die Attribute des (historischen) Frames (Hoch-)Deutsch können folglich auch bei der Rekonstruktion aktueller Spracheinstellungen zum *Hochdeutschen* angenommen werden. Der (historische) Frame (Hoch-)Deutsch kann somit als diskursanalytisches Werkzeug¹¹⁰ für zukünftige Forschungen in diesem Themenfeld genutzt werden, da einerseits seine Struktur anschlussfähig ist und andererseits „Querbeziehungen im verstehens- bzw. begriffsrelevanten Wissen [erfasst, Einfügung: V. S.] [...] und dabei wiederkehrende Wissens Elemente bzw. -strukturen [ausgemacht werden können, Einfügung: V. S.]“ (Busse, Felden und Wulf 2018: 20).

In der linguistischen Forschung gibt es zudem kaum Untersuchungen, in denen eine korpusbasierte Frameanalyse auf Basis diachroner Daten durchgeführt wurde (vgl. Law 2019: 43). Dementsprechend stellt die framesemantische Rekonstruktion des Ausdrucks (*Hoch-)Deutsch* über drei Jahrhunderte hinweg ein Forschungsdesideratum dar, welches in der vorliegenden Studie bearbeitet werden soll.

Der diachrone Ansatz ermöglicht die Offenlegung des lexikalischen Wandels der mit dem Konzept *Hochdeutsch* verknüpften lexikalischen Ausdrücke. So bestehen bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Bezeichnungen *Teutsch* und *Deutsch* noch nebeneinander und können den Frame (Hoch-)Deutsch evozieren. Während der Ausdruck *Teutsch* von den Analogisten gebraucht wird bzw. unter den oberdeutschen Autoren weit verbreitet ist, wird der Ausdruck *Deutsch* von den Anomalisten sowie den Schreibern aus dem ostmitteldeutschen Raum bevorzugt (vgl.

¹¹⁰ Vgl. hierzu auch Fillmore (1985) und Ziem (2014).

Scharloth 2005: 175). Die framesemantische Analyse der FEE *Teutsch* bzw. *Deutsch* im diachronen Vergleich ermöglicht es nun, die Attribuierungsstruktur hinter den Konzepten zu entschlüsseln. Über die in den historischen Texten enthaltenen expliziten Füllwerte können die für das Konzept relevanten Attribute rekonstruiert werden und damit die Attribuierungsstruktur offengelegt werden. Der lexikalische Wandel, d. h., die Verdrängung der Variante *Teutsch* bzw. die Etablierung der Variante *Deutsch* kann erstmals im Hinblick auf die Struktur der Attribuierungen, die den Ausdrücken *Teutsch* bzw. *Deutsch* zugeordnet und mit expliziten Füllwerten belegt werden können, nachvollzogen werden. Es wird gezeigt werden können, wie der Frame *Teutsch* im Verlauf vom 16. zum 18. Jahrhundert immer seltener aktiviert wird und stattdessen im Frame *Deutsch* aufgeht.¹¹¹ Der diachrone Ansatz legt offen, wie und warum sich Konzepte von Bedeutungen entwickeln und verfestigen (Entrenchment). Law (2019: 51) verweist in diesem Zusammenhang ebenfalls auf die Vorteile einer diachronen Frameanalyse:

The inventory of LUs [Lexical Units, Einfügung: V. S.] associated with a frame is variable due to processes of lexical change. Changes may occur in the frame network as new frames arise while others are forgotten. [...] Diachronic frame analysis encompasses the investigation of all of these changes.

2.4.3 Risiken einer historischen Framesemantik

Bei der framesemantischen Analyse von sortalen Nomen¹¹² ist zu beachten, dass diese keine klare Valenzstruktur besitzen und aufgrund dessen nicht hinreichend auf der Basis von FrameNet-Frames analysiert werden können (vgl. Ziem 2014: 273). Eine Zuordnung von Kern-Attributen, die „essentiell einem Frame zugehören“ (Ziem 2014: 277) und Nicht-Kern-Attributen, die „nur fakultativ auftreten“ (Ziem 2014: 277) kann nicht getroffen werden. Je nach Kontext bzw. Kotext, in dem das sortale Nomen als FEE evoziert wird, passen sich die Attribute dynamisch an und konstituieren sich als obligatorische oder fakultative Konstituenten im Frame. Eine allgemeine Verbindlichkeit, im Sinne einer allgemein verbindlichen bzw. ko(n)textuell-unabhängigen Framestruktur von sortalen Nomen, kann folglich nicht beansprucht werden. Jede Bedeutungsvariante eines Wortes bzw. sortalen Nomens evoziert einen eigenen Frame (vgl. Ziem 2014: 276) und ist immer ko(n)textsensitiv zu analysieren und interpretieren. Die Anzahl und die inhaltliche Ausprägung der Attribute ist also

¹¹¹ Diesen Wandel beschreibt Law (2019: 51) auf framesemantischer Ebene als den „Fall und Aufstieg von Frames“: „[N]ew frames arise while others are forgotten“.

¹¹² Vgl. hierzu die Anmerkungen in Kapitel 2.2.3.6.

„prinzipiell offen und von attestierten Beispielen authentischer Sprachbelege abgeleitet“ (Ziem 2014: 280). Jene Wissensbestände, die nicht im Text gegeben sind, etwa historisches Hintergrundwissen, kulturelle Praktiken oder Präsuppositionen, können auch nicht im Frame abgebildet werden. D. h., dass ggf. „Bereiche verstehensrelevanten Wissens nicht bzw. nicht hinreichend erfasst werden können“ (Ziem 2014: 280). Zudem werden auch nur jene Aussagen in den historischen Texten erfasst bzw. wissenschaftlich beschreibbar, die die Forscher*innen verstanden haben. Anders formuliert, werden nicht oder *falsch* verstandene Aussagen nicht bzw. verzerrt in der Bedeutungsbeschreibung des FEEs dargestellt (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 359). Jede Form der Bedeutungsanalyse und -zuschreibung ist letztlich immer Teil einer Hermeneutik und dementsprechend an die menschliche Verstehensleistung gebunden. Diese Einschränkung gilt jedoch nicht nur für framesemantische Analysen, sondern für semantische Analysen per se.

Eine umfassende Kenntnis des situativen Kontextes und des sprachlichen Kontextes, in den der (historische) Text einzuordnen ist, ist notwendige Voraussetzung für eine gelingende Analyse und Interpretation desselben. Prinzipiell gilt auch für den framesemantischen Ansatz, dass dieser auf Interpretationen beruht, dementsprechend die daraus resultierenden Ergebnisse so unsicher bzw. anzweifelbar sind, wie dies für alle Interpretationen gilt (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 76).

Dass sich der framesemantische Ansatz innerhalb der Diskursanalyseforschung bereits gut etabliert hat, zeigt auch dessen Integration in das Diskurslinguistische-Mehr-Ebenen-Analyse-Modell (DIMEAN) von Spitzmüller und Warnke (2011). Frames werden als „sehr nützlich“ (Spitzmüller und Warnke 2011: 190) eingestuft, um auf transtextueller Ebene Bezüge zwischen einzelnen Texten herstellen und deren Kontextualisierung beschreiben zu können (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 190). Sie stellen „ein wichtiges Instrument“ (Spitzmüller und Warnke 2011: 190) der linguistischen Diskursanalyse dar, mit dem individuelles und gesellschaftliches Wissen aus Texten rekonstruiert werden kann. Darüber hinaus ermöglichen framesemantische Analysen einen Einblick in die Historizität von Aussagen und verdeutlichen, wie Wissen zeitgebunden in den Diskursen verankert ist (vgl. Spitzmüller und Warnke 2011: 190).

In der vorliegenden Untersuchung wird deshalb ein integrierender Ansatz¹¹³ verfolgt: Zur Rekonstruktion des Wissens aus den sprachnormierenden Texten wird die klassische qualitative Inhaltsanalyse mit einer framesemantischen Analyse der Struktur dieses Wissens verbunden. In einem ersten Schritt werden Schlüsselbegriffe, Argumentationsprinzipien, Diskursbereiche etc., die in der Forschung zum historischen Spracheinstellungsdiskurs bereits rekonstruiert werden konnten, kri-

113 Vgl. hierzu die Erläuterungen in Kapitel 4.2.

tisch reflektiert und so Attribute (bzw. Kategorien) gebildet. In einem zweiten Schritt werden die Korpus­texte inhaltsanalytisch bearbeitet und die enthaltenen expliziten Werte ihren aufnehmenden Attributen zugeordnet. Zudem werden induktiv (Sub-)Attribute aus den Texten rekonstruiert und die Struktur des Wissens so feiner granuliert bzw. framesemantisch auf Basis von Token- und Type-Frames darstellbar gemacht. Nach Busse (2018: 15) kann resümiert werden: „Das Verhältnis von Wissen, Sprache und Diskurs kann [...] am besten und vor allem systematischsten erforscht werden, wenn dabei auf Wissensrahmen (bzw. Frames) als den zentralen Strukturelementen des Wissens Bezug genommen wird“.

3 Historische Spracheinstellungsforschung – Forschungsüberblick

3.1 Überblicksdarstellungen

3.1.1 Müller (1882/1969): *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*

Die Quellensammlung von J. Müller (1882/1969) bildet chronologisch die früheste Arbeit, die für die Zusammenstellung des Textkorpus genutzt wurde. J. Müller (1882/1969) verfolgt zwei übergeordnete Ziele: Zum einen möchte er mit *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts* die wichtigsten deutschsprachigen grammatischen Schriften für seine Leser*innenschaft zugänglich machen.¹¹⁴ Zum anderen gibt er in den *Literarischen Notizen* Hinweise zur Rezeption der Werke sowie zu deren Entstehungshintergrund.¹¹⁵ Sein vordergründiges Ziel ist es, die Frage zu klären, „seit wann und unter welchen Bedingungen die deutsche Sprache im Schulunterricht benutzt wurde und zu welchen Zwecken sie dabei diente“ (Rössinger-Hager 1969: VI).

Die Transkripte der Vorreden von Kolroß (1530/1882), Ickelsamer (1534/1882), Jordan (1533/1882), Fuchßperger (1542/1882) und des anonymen *Schryfftspiegels* (1527) aus dem Textkorpus des 16. Jahrhunderts¹¹⁶ basieren auf der Quellensammlung von J. Müller (1882/1969).

3.1.2 Socin (1888/1970): *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*

Mit *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit* wurde eine der ersten umfassenden Belegsammlungen zu den Einstellungen und Wertungen des Deutschen in einem diachronen Vergleich vorgelegt. Das Ziel dieses Werkes ist es, „die Zeugnisse [zu, Einfügung: V. S.] vereinigen speciell über das Verhältniß von Schriftsprache und Dialekten in den verschiedenen Perioden der

¹¹⁴ J. Müller (1882/1969: 1–188) editiert insgesamt 15 historische Primärtexte im Kapitel *Quellenschriften*.

¹¹⁵ Innerhalb der *Literarischen Notizen* sind auch noch weitere editierte Primärtexte enthalten, z. B. der *Schryfftspiegel* (1527) (vgl. J. Müller 1882/1969: 189–420).

¹¹⁶ Vgl. hierzu die Tabelle 4.1 in Kapitel 4.2.1 sowie die Erläuterungen zu den Primärtexten in Kapitel 5.

deutschen Sprache“ (Socin 1888/1970: III). Allerdings ist die Arbeit nicht als lose Quellensammlung angelegt, sondern als „eine zusammenhängende Darstellung“ (Socin 1888/1970: III) konzipiert, die Zitate aus den jeweiligen Primärtexten anführt und diese in den zeithistorischen Kontext einbindet. Bei der verwendeten Textausgabe handelt es sich um einen reprographischen Nachdruck, dementsprechend wurden der Fließtext in Frakturschrift und die Zitate in Antiqua gedruckt. Das Werk ist formal in drei chronologische Teile gegliedert: „Erster Theil: Der altdeutsche Zeitraum“ (Socin 1888/1970: 3–196), „Zweiter Theil: Der neuhochdeutsche Zeitraum von Luther bis auf Jacob Grimm“ (Socin 1888/1970: 197–456) und „Dritter Theil (Anhang): Schriftsprache und Dialekte im neunzehnten Jahrhundert“ (Socin 1888/1970: 457–532), diese sind wiederum in *Bücher* bzw. *Capitel* unterteilt.

Auf inhaltlicher Ebene zeichnet Socin ein umfassendes Bild der inneren Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache von den sprachlichen Verhältnissen der Germanen bis hin zu Schriftsprache und Dialekten im 19. Jahrhundert. Beginnend mit den frühesten Zeugnissen für das Germanische in Tacitus' *Germania* (vgl. Socin 1888/1970: 3) sowie den *Briefen des heiligen Hieronymus* (vgl. Socin 1888/1970: 6) verweist Socin auch auf einige gotische Quellen, wie etwa Prokops *De Bello Vandalico* (vgl. Socin 1888/1970: 10) oder die *Etymologiae* des Isidor von Sevilla (vgl. Socin 1888/1970: 14), anhand derer er die Geschichte der Germanen darstellt und ihre Rolle für die Herausbildung des Deutschen verdeutlicht.

Eine Besonderheit der Überblicksdarstellung Socins besteht darin, dass die alemannische Schriftsprache bzw. der alemannische Volksdialekt besonders stark im Fokus stehen: „Daß in den nachfolgenden Blättern dem alemannischen Dialekt ein bevorzugter Platz eingeräumt ist, wird man der Heimath des Verfassers zu Gute halten“ (Socin 1888/1970: III). Dementsprechend rückt die Darstellung des ‚Alemannischen‘, neben der des ‚Meißnischen‘, ‚Niederdeutschen‘ und ‚Schwäbischen‘ (LEITVARIETÄT), in den Mittelpunkt des Kanzleisprachendiskurses in frühneuhochdeutscher Zeit.

Im 16. Jahrhundert dominiere ‚Luther‘ als AUTORITÄT sowie dessen ‚Bibelübersetzung‘ als vorbildhafte Schrift den sprachlichen Diskurs, was Socin (1888/1970: 200) bspw. durch ein Zitat von Erasmus Alberus „Dr. Martinus ist der rechte man, der wol verteüdschen kann, er ist ein rechter Teutscher Cicero“ verdeutlicht. Neben Verweisen auf die ‚niederdeutsche Sprachlandschaft‘ (LEITVARIETÄT) bindet Socin auch die Stellung der ‚alemannischen Literatursprache‘ (LEITVARIETÄT) sowie der ‚Schweizerischen Schriftsprache‘ (LEITVARIETÄT) verstärkt ein. Hier fokussiert er sich vor allem auf die Räume ‚Bern‘, ‚Basel‘ und ‚Zürich‘ und geht auf ‚Zwingli‘ als AUTORITÄT sowie die ‚Zürcher Bibelübersetzung‘ ein. Als mögliche LEITVARIETÄTEN benennt Socin (1888/1970: 251–300) die ‚Luthersprache‘, mit den Vertretern ‚Frangk‘, ‚Rebhun‘ und ‚Clajus‘ (AUTORITÄTEN), sowie die ‚süddeutsche Reichssprache‘, die von ‚Ickelsamer‘, ‚Meichßner‘, ‚Lazius‘, ‚Albertus‘ und ‚Ölinger‘ (AUTORITÄTEN) vertreten werde. In diesem Zusammenhang geht Socin auch auf die herausragenden Gramma-

tiker aus dem alemannischen Raum ein, u. a. auf ‚Kolroß‘, ‚Tschudi‘, ‚Gesner‘, ‚Maaler‘ und ‚Helber‘. Eine weitere Debatte um die Leitkultur entspinnt sich zwischen den Vertretern des ‚Egalitarismus‘ und des ‚Elitarismus‘, die entweder die Volksdialekte bei der Herausbildung der deutschen Schriftsprache einbeziehen wollen oder die Orientierung an der Sprache der Eliten, also z. B. der Kanzleisprache, fordern (SPRACHIDEOLOGIEN).

Das 17. Jahrhundert ist einerseits geprägt durch den Niedergang der ‚niederdeutschen Schriftsprache‘ (ANTI-LEITVARIETÄT), was Socin u. a. anhand eines Zitats von Heinrich August Lübben zeigt: „Das Niederdeutsche gleicht jetzt einer umgehauenen Eiche, die zwar von der Wurzel aus noch kräftige Schößlinge treibt, aber ihre majestätische Krone verloren hat“ (Socin 1888/1970: 314). Die ‚obersächsische Sprachlandschaft‘ (LEITVARIETÄT) nehme in dieser Zeit zwar immer stärker an Bedeutung zu, wobei Socin (1888/1970: 211–251) auch die ‚Schweiz‘ sowie den ‚süddeutschen Raum‘ (vertreten durch ‚Harsdörfer‘ und ‚Grimmelshausen‘) als wichtige Sprachlandschaften jener Zeit hervorhebt. Als sprachliche AUTORITÄTEN gelten ‚Opitz‘, ‚Schottel‘ sowie ‚Leibniz‘, die sich in den ‚Sprachgesellschaften‘ organisieren.

Den Normierungsstreit und die daraus hervorgehende sprachliche Autorität ‚Obersachsens‘ stellt Socin u. a. durch Rückbezug auf ‚Adelung‘ (AUTORITÄT) dar: „Die hochdeutsche Schriftsprache ist die Mundart des ausgebildetsten Theiles der blühendsten Provinz, sie übertrifft also schon um deswillen alle provinciellen Mundarten an Reichthum [...]“ (Socin 1888/1970: 412). Die Verbreitung der hochdeutschen Schriftsprache in der Schweiz sowie die Herausbildung einer Mundartforschung prägen das 18. Jahrhundert. Neben ‚Adelung‘ als sprachliche AUTORITÄT verweist Socin (1888/1970: 371ff.) auch auf ‚Gottsched‘, die beide die ‚obersächsische Sprachlandschaft‘ als hochdeutsche LEITVARIETÄT propagieren. Im Diskurs um die LEITVARIETÄT wird auch die ‚süddeutsche Reichssprache‘ sowie ihr Verfechter ‚Antesperg‘ bzw. die beiden Vertreter der ‚süddeutschen Gemeinsprache‘ ‚Harsdörfer‘ und ‚Grimmelshausen‘ von Socin (1888/1970: 369–402) explizit benannt. Der ‚Schweizer Sprachraum‘ sei vornehmlich durch die Arbeiten von ‚Bodmer‘ und ‚Breitinger‘ geprägt, die ebenfalls die Vormachtstellung des ‚Meißnischen‘ nicht anerkennen wollten (Socin 1888/1970: 376). Darüber hinaus entwickelte sich im 18. Jahrhundert allmählich eine mundartliche Forschungsrichtung heraus, die die deutschen Dialekte als Gegenstand der Forschung in den Blick nehmen will (Socin 1888/1970: 439ff.).

Socins Arbeit bietet für die (historische) Spracheinstellungsforschung eine reichhaltige Darstellung von Einstellungen und Bewertungen des Deutschen von den Anfängen bis zum 19. Jahrhundert. Der Entstehungszeit geschuldet verfügt das Werk leider nicht über ein Literaturverzeichnis, was die Quellenarbeit für die Rezipient*innen stark erleichtert hätte. Allerdings sind die vorhandenen Anmerkungen meist ausreichend, um die Quellen rekonstruieren zu können. Für die historische Spracheinstellungsforschung des Deutschen im Allgemeinen stellt diese Arbeit m.

E. ein wichtiges Grundlagenwerk dar. Für die vorliegende Untersuchung bildet sie zum einen den Ausgangspunkt zur Konstituierung des historischen Textkorpus und kann zum anderen zur Modellierung der Attribut-Werte-Paare des (Hoch-)Deutsch-Frames herangezogen werden:¹¹⁷

Tab. 3.1: Abgeleitete Attribut-Werte-Paare bei Socin (1888/1970)

Attribute	Werte
AUTORITÄTEN (PERSONEN)	„Luther“, „Frangk“, „Ickelsamer“, „Meichßner“, „Kolroß“, „Harsdörffer“, „Grimmelshausen“, „Opitz“, „Schottel“, „Leibniz“, „Gottsched“, „Bodmer“, „Breitinger“, „Adelung“
AUTORITÄTEN (SCHRIFTEN)	„Luthers Bibelübersetzung“, „Zürcher Bibelübersetzung“
LEITVARIETÄTEN	„Niederdeutsch“, „Schwäbisch“, „Alemannische Literatursprache“, „Meißnisch“, „Schweizerische Schriftsprache“, „Süddeutsche Reichssprache“, „Luthersprache“, „Obersächsische Sprachlandschaft“
SPRACHIDEOLOGIEN	„Egalitarismus“, „Elitarismus“

3.1.3 Jellinek (1913): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik*

In seiner *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik* unternimmt Jellinek den Versuch, erstmals eine umfassende Darstellung vorzulegen, die sich auch den Grammatikern des 17. und 18. Jahrhunderts zuwendet, was zur Zeit der Entstehung dieser Publikation noch ein Forschungsdesideratum darstellte (vgl. Bahder 1914: 68). Das Werk ist gegliedert in zwei Hauptteile, „einen historischen, der [...] chronologisch vorgeht und die Stellung des einzelnen Werkes in der Entwicklung der Grammatik charakterisiert, und einen systematischen, dem als Leitfaden die grammatischen Kategorien dienen“ (Jellinek 1913: 32).

Die „stellung der einzelnen grammatiker diesem problem [der Schriftsprache, Einfügung: V. S.] gegenüber“ (Hübner 1917: 120) bildet den inhaltlichen Fokus des ersten Halbbandes, der in fünf Abschnitte gegliedert ist und insgesamt 126 Grammatiken behandelt. Beginnend mit den Anfängen der Grammatikschreibung ab dem 15. Jahrhundert und der Herausbildung erster deutscher Orthographielehren, die dem in dieser Zeit dominierenden Latein gegenüberstehen, widmet sich Jellinek

¹¹⁷ Vgl. hierzu Tabelle 3.1.

(1913: 34–59) zunächst den Arbeiten der *Schreiber* (Wyle‘, ‚Meißner‘, ‚Frangk‘), der *Schulmeister* (Ickelsamer‘, ‚Jordan‘, ‚Fabritius‘, ‚Fuchßperger‘, ‚Kolroß‘) und der *Orthographiereformer*. Er arbeitet die Interessen der Autoren des 16. Jahrhunderts heraus, die sie zu ihrer Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache antreiben: So seien „die deutschen Orthographiebücher nicht durch die Ausbildung der Gemeinsprache, sondern durch die Inkongruenz von Schrift und Sprache hervorgerufen worden“ (Jellinek 1913: 54). Viele Autoren stünden dementsprechend den Schriftdialekten tolerant gegenüber (‚Toleranzpostulat‘) (vgl. Jellinek 1913: 54). Eine Ausnahme bilde hier die *Orthographia* von Frangk (1531), in der er „als der erste Theoretiker die Existenz einer einheitlichen hochdeutschen Sprache [behauptete, Einfügung: V. S.]“ (Jellinek 1913: 44) (‚Gemeinsprachepostulat‘).

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Grammatikern vor ‚Schottel‘ (AUTORITÄT) innerhalb eines Zeitraums von 1573 bis 1641. Jellinek (1913: 63) geht hier u. a. auf die lateinisch geschriebenen Grammatiken zur deutschen Sprache „für Ausländer“ ein sowie auf die deutschsprachigen Sprachlehren für den Einsatz im grammatischen Unterricht und die Bücher zur Einführung in „den Unterricht in der deutschen Rhetorik“. Bei der Einteilung der einzelnen Abschnitte wird deutlich, dass sich Jellinek stark an den für ihn herausragenden sprachlichen AUTORITÄTEN der jeweiligen Zeit orientierte und danach seine Gliederung ableitet. So beschäftigt sich der dritte Abschnitt (Zeitraum von 1641–1748) mit den Vertretern der „rationalisierende[n] Grammatik“ (Jellinek 1913: 266), allen voran ihrem Begründer ‚Schottel‘ (Jellinek 1913: 32), sowie ‚Gottsched‘. Charakteristisch für diese Epoche sei vor allem das Wirken Schottels sowie der ‚Sprachgesellschaften‘ (AUTORITÄTEN), die im 17. Jahrhundert gegründet werden und den Diskurs bzw. „Kampf um die Sprachnorm“ (Jellinek 1913: 160) prägen. Auch der ‚obersächsische‘ und ‚niedersächsische‘ Raum stehen in dieser Zeit im Fokus und das ‚Meißnische‘ wird als LEITVARIETÄT im Diskurs benannt (Jellinek 1913: 32). Die Arbeiten Gottscheds, der zu den Verfechtern der Vorrangstellung der obersächsischen Varietät gehörte, beschließen diesen Abschnitt. Zwar stellt Gottsched in Jellineks Werk eine zentrale Autorität innerhalb der deutschen Sprachnormierungsdebatte dar, nichtsdestotrotz ist die Bewertung durch Jellinek sehr kritisch: „Aber Gottsched ist kein Grammatiker. Es fehlt ihm das grammatische Talent und die Lust am Handwerk“ (Jellinek 1913: 229). Gottsched markiert hier auch eine Zäsur zum vierten Abschnitt, der „[d]ie Grammatik nach Gottsched“ (Jellinek 1913: 245) und den Zeitraum von 1748 bis 1781 in den Blick nimmt. Diese Epoche sei vor allem durch den Kampf der ‚süddeutschen Varietäten‘ und der ‚ostmitteldeutschen Varietäten‘ um die Vorrangstellung bestimmt, der noch nicht vollends entschieden ist (Jellinek 1913: 32). Der fünfte und letzte Abschnitt des ersten Halbbandes widmet sich hauptsächlich dem Werk ‚Adelungs‘, in dem der „Vorrang der ostmitteldeutschen Literatursprache [proklamiert wird, Einfügung: V. S.]“ (Jelli-

nek 1913: 32). Nach Ansicht von Hübner (1917: 120) sprengt dieser Abschnitt jedoch „mit seinem detail fast den rahmen des buches“.

Der zweite Halbband widmet sich der neuhochdeutschen Grammatik auf systemischer Ebene und beschreibt die Herausbildung der verschiedenen Disziplinen des Deutschen, u. a. der Lautlehre, der Orthographie, der Morphologie und Wortbildung sowie der Syntax.

Für die Erstellung des Textkorpus der vorliegenden Arbeit waren die Literaturangaben Jellineks maßgeblich. Im „[a]lphabetische[n] Verzeichnis der benutzten Quellen“ (Jellinek 1913: 4), das Jellinek seinen Ausführungen voranstellt, sind alle relevanten Grammatiken bzw. sprachnormierenden Texte des 16. bis 18. Jahrhunderts aufgelistet. Darüber hinaus konnten die folgenden Attribut-Werte-Paare abgeleitet werden:¹¹⁸

Tab. 3.2: Abgeleitete Attribut-Werte-Paare bei Jellinek (1913)

Attribute	Werte
AUTORITÄTEN (PERSONEN)	‚Opitz‘, ‚Schottel‘, ‚Gottsched‘, ‚Adelung‘, ‚Meißner‘, ‚Frangk‘, ‚Wyle‘, ‚Ickelsamer‘, ‚Jordan‘, ‚Fabritius‘, ‚Fuchßperger‘, ‚Kolroß‘
AUTORITÄTEN (INSTITUTIONEN)	‚Sprachgesellschaften‘
LEITVARIETÄTEN	‚obersächsischer Raum‘, ‚niedersächsischer Raum‘, ‚Zürich‘, ‚Schweiz‘, ‚Obersachsen‘, ‚Meißnisch‘
POSTULAT	‚Toleranzpostulat‘, ‚Gemeinsprachepostulat‘

3.1.4 Straßner (1995): *Deutsche Sprachkultur*

Die *Deutsche Sprachkultur* von Straßner ähnelt in ihrer Konzeption der Arbeit Socins und ist ebenfalls als „Sprachkulturgeschichte“ angelegt, die sich mit „Meta-Reflexionen zeitgenössischer Autoren, [...] [sowie, Einfügung: V. S.] Äußerungen über die eigene Sprache, die anderer Autoren, die der Zeitgenossen allgemein und die früherer Epochen“ (Straßner 1995: VIII) beschäftigt. Während Socin (1888/1970) seine *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache* mit Zeugnissen über die Sprache der Germanen einführt und im 19. Jahrhundert endet, beginnt Straßner seine

¹¹⁸ Vgl. hierzu Tabelle 3.2.

Ausführungen mit den Schriften Otfrids im 9. Jahrhundert¹¹⁹ und schließt erst im 20. Jahrhundert. Das Werk weist eine klare Struktur auf und ist in sechs Kapitel unterteilt, die chronologisch aufeinander aufbauen. Intern sind diese nach sprachkulturwissenschaftlichen Merkmalen strukturiert und werden jeweils in einem Fazit zusammengefasst. Auffällig ist, dass die Kapitelstruktur im zeitlichen Verlauf der Epochen komplexer wird. So reichen für das erste Kapitel *8. bis 14. Jahrhundert* noch drei Unterpunkte¹²⁰ aus, wohingegen ab dem dritten Kapitel *17. Jahrhundert* sechs Unterpunkte¹²¹ und im sechsten Kapitel *20. Jahrhundert* sogar sieben Unterpunkte benötigt werden¹²², um einen strukturellen Rahmen zu bilden (vgl. Kramer 1997: 456). Anhand der vorgegebenen sprachkulturellen Strukturierung wird ersichtlich, dass die „Sprachkultur [...] wesentlich facettenreicher geworden ist“ (Geier 1997: 85) und damit auch die Perspektiven der Autoren und Schriftgelehrten. Die Reflexion über die (deutsche) Sprache wird im dargestellten zeitlichen Verlauf breiter und gerichteter, was darauf schließen lässt, dass die Stellung des Deutschen bzw. der Sprache in der deutschen Gesellschaft immer bedeutender wird (vgl. Kramer 1997: 456).

Darüber hinaus sind ein umfangreiches Literaturverzeichnis, in dem die verwendeten Quellen aufgeführt sind¹²³, sowie ein Register vorhanden. Als Bibliographie bzw. Überblicksdarstellung ist diese Monographie deshalb rezipient*innenfreundlicher als Socins Zusammenstellung.

Inhaltlich ist die Arbeit Straßners für den Zeitraum vom 9. bis 19. Jahrhundert sehr ähnlich der Belegsammlung Socins: Beginnend mit dem Approbationsschreiben Otfrids um 870 (vgl. auch Socin 1888/1970: 41), welches vom Autor als erster Versuch angesehen wird, „die deutsche Sprache zu handhaben“ (Straßner 1995: 2), stellt Straßner die Sprachreflexion in althochdeutscher Zeit dar (Kapitel 1 *Von Otfrid von Weissenburg bis Konrad von Würzburg 8. bis 14. Jahrhundert*).

119 An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass Straßner seine Kulturgeschichte nicht ab dem 8. Jahrhundert beginnt, wie Kapitel 1 *Von Otfrid von Weissenburg bis Konrad Würzburg 8. bis 14. Jahrhundert* suggeriert, sondern erst ab dem 9. Jahrhundert einsetzt mit einer Schrift Otfrids um 870 (vgl. Berschin 1998: 67).

120 Vgl. 1.1 Kirchlich-religiöse Sprachkultur; 1.2 Weltliche Sprachkultur; 1.3 Fazit.

121 Vgl. 3.1 Grammatisch orientierte Sprachkultur; 3.2 Literarisch orientierte Sprachkultur; 3.3 Fachlich orientierte Sprachkultur; 3.4 Didaktisch orientierte Sprachkultur; 3.5 Puristisch orientierte Sprachkultur; 3.6 Fazit.

122 Vgl. 6.1 Linguistisch orientierte Sprachkultur; 6.2 Literarisch orientierte Sprachkultur; 6.3 Fachlich orientierte Sprachkultur; 6.4 Didaktisch orientierte Sprachkultur; 6.5 Puristisch orientierte Sprachkultur; 6.6 Ideologisch orientierte Sprachkultur; 6.7 Fazit.

123 Berschin (1998: 70) verweist korrekterweise darauf, dass im Literaturverzeichnis „nur die im Anmerkungsteil nicht bibliographierten Titel“ aufgenommen wurden, ein „Verzeichnis der zitierten Quellenliteratur wird nicht gegeben“.

Im 15. und 16. Jahrhundert nimmt die „Verschriftlichung des Lebens“ (Straßner 1995: 61) stetig zu (Kapitel 2 *Von Johannes von Tepl bis Johann Fischart*). Die Sprachkultur sei zum einen geprägt durch den ‚Humanismus‘ und zum anderen durch die ‚Reformation‘ bzw. ‚Gegenreformation‘ (Straßner 1995: 59–64) (LEITKULTUR). Im Zentrum dieses Kapitels stehen die Schriften und Einstellungen ‚Müntzers‘, ‚Luthers‘, ‚Zwinglis‘ und ‚Huttens‘ (AUTORITÄTEN) sowie deren Auswirkungen auf die sich allmählich herausbildende Normierung der Sprache (vgl. Kramer 1997: 456). In dieser Zeit wird die Frage nach der Übertragung „›Wort aus Wort‹ oder ›Sinn aus Sinn‹“ (Straßner 1995: 59) (SPRACHIDEOLOGIE) unter den Gelehrten diskutiert. Die Bibelübersetzung Luthers setzt sich gegenüber den Übersetzungen der ‚altkirchlichen Vertreter‘ durch (AUTORITÄTEN), da Luther einen größeren Rezipientenkreis erreichen kann als seine Konkurrenz und von dieser auch in Teilen plagiiert wird, wie Luther selbst feststellt: „das sie aus meinem dolmetschen und teutsch, lernen teutsch reden und schreiben, und stelen mir also meine sprachen“ (Straßner 1995: 53).

Im 17. Jahrhundert steht das Wirken der deutschen ‚Sprachgesellschaften‘ (AUTORITÄTEN) im Vordergrund und deren Bestreben, die deutsche Sprache zu pflegen, zu normieren und zu kodifizieren (Kapitel 3 *Von Martin Opitz bis Gottfried Wilhelm Leibniz 17. Jahrhundert*). Hier wird u. a. auf die Arbeiten von ‚Opitz‘, ‚Leibniz‘ und ‚Schottel‘ verwiesen (AUTORITÄTEN), die mit ihrem Wirken das Ansehen der deutschen Sprache sowie deren ‚Sprachrichtigkeit‘ verbessern wollen. Die Sprachgesellschaften können als Gegenbewegung zur eher am Französischen orientierten Sprachkultur gesehen werden, die das Deutsche in der Kommunikation der höheren Stände zu unterbinden versuchte (vgl. Kramer 1997: 457).

Die Sprachkultur des 18. Jahrhunderts (Kapitel 4 *Von Johann Christoph Gottsched bis Friedrich Schiller 18. Jahrhundert*) stützt sich auf das Bürgertum als „Träger der deutschen Einheitssprache“ (Straßner 1995: 201). Es entstehen

neue Formen der Kommunikation, der Gesellschaftsbildung, der Institutionen der Öffentlichkeit und Gelehrsamkeit, der Inhalte des Denkens und der Interpretation der Gesellschaft wie der sozialen Umwelt. (Straßner 1995: 201)

Maßgeblich sei diese Epoche von den sprachnormierenden Schriften ‚Adelungs‘ sowie den literarisch orientierten Werken ‚Goethes‘, ‚Schillers‘ und ‚Lenz‘ geprägt worden (AUTORITÄTEN), die das Deutsche zu einer Literatursprache umformen (vgl. Straßner 1995: 200).

Der Fokus Straßners liegt auf der Herausarbeitung der leitkulturellen Tendenzen in den jeweiligen Jahrhunderten: Im 17. und 18. Jahrhundert findet die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache bereits sehr explizit statt, da sich neben einer ‚grammatischen‘, ‚literarischen‘ und ‚puristischen‘ Perspektive auch eine ‚fachliche‘ sowie ‚didaktische‘ Perspektive auf die deutsche Sprache heraus-

bilden (vgl. Straßner 1995: 65ff.). D. h., dass für die deutsche Sprache verbindliche grammatische Regeln abgeleitet werden sollen und sich diese darüber hinaus auch in der Dichtung, neben dem Französischen und Italienischen, durchsetzt. Außerdem soll sich das Deutsche auch in der Wissenschaft als Fachsprache etablieren und eine deutsche Fachterminologie ausgebildet werden. Um diese Ziel erreichen zu können, entstehen in dieser Zeit zahlreiche Abhandlungen zur Verwendung des Deutschen als Unterrichtssprache sowie dessen korrekter Vermittlung im Deutschunterricht in den Schulen (DIDAKTIK). Der Terminus ‚rein‘ gewinnt immer stärker an Bedeutung, da sprachpuristische Bestrebungen die Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache bestimmen. So soll das Deutsche rein gehalten werden von fremdsprachlichen Einflüssen und die „sprachliche Überfremdung“ (Straßner 1995: 118) unterbunden werden.

Das Werk Straßners kann als wichtige Überblicksdarstellung bzgl. der Sprachbewertungen des Deutschen vom 9. bis 20 Jahrhundert für das Teilgebiet der historischen Spracheinstellungsforschung angesehen werden. Die zusammengetragenen Quellen werden in einem Literaturverzeichnis erfasst und damit den Leser*innen die Möglichkeit zur Recherche gegeben. Darüber hinaus können folgende Attribut-Werte-Paare abgeleitet werden:¹²⁴

Tab. 3.3: Abgeleitete Attribut-Werte-Paare bei Straßner (1995)

Attribute	Werte
AUTORITÄTEN (PERSONEN)	‚Luther‘, ‚Zwingli‘, ‚Opitz‘, ‚Leibniz‘, ‚Schottel‘, ‚Gottsched‘, ‚Ade- lung‘, ‚Goethe‘, ‚Schiller‘, ‚Lenz‘
AUTORITÄTEN (INSTITUTIONEN)	‚altkirchliche Vertreter‘, ‚Sprachgesellschaften‘
SPRACHIDEOLOGIEN	‚Wort aus Wort‘, ‚Sinn aus Sinn‘

3.2 Diskurseinteilungsversuche

Der historische Sprachnormierungsdiskurs des Deutschen und dessen immanente Argumentationsschwerpunkte stellen ein interessantes und dementsprechend gut erforschtes Themenfeld dar: So nimmt Josten (1976) die „Aussagen zur sprachlichen Norm“ (Josten 1976: 107) im 16. und 17. Jahrhundert in den Blick und leitet ver-

¹²⁴ Vgl. hierzu Tabelle 3.3.

schiedene Ordnungsprinzipien sowie Argumentationsschwerpunkte des deutschen Sprachdiskurses ab. Faulstich (2008) nimmt in ihrer Untersuchung zum Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert einen ähnlichen methodischen Standpunkt ein, auch sie erarbeitet Argumentationsmuster und unterteilt danach in verschiedene Diskursbereiche. Allerdings erstellt sie darüber hinaus noch Wörterbuchartikel zu den wichtigsten Schlüsselwörtern. In den Arbeiten von Leweling (2005) und Scharloth (2005) steht ebenfalls der Diskurs im 18. Jahrhundert im Mittelpunkt, jedoch liegt der Fokus bei Leweling (2005) auf der Rekonstruktion der zentralen Konzepte innerhalb des Diskurses und bei Scharloth (2005) auf der Sprachbewusstseins- bzw. Mentalitätsgeschichte des Deutschen. Daneben gibt es eine größere Anzahl von (Sammelband-)Beiträgen (vgl. Langer und Langhanke (2016); Niehr (2005); Polenz (1986); Reiffenstein (2003)) und Zeitschriftenartikeln (vgl. R. Bergmann (1982); R. Bergmann (1983); G. Bergmann und Eichler (1967); Dorn (2008); Roelcke (2015); Zeman (2004)), die sich der historischen Spracheinstellungsforschung im deutschsprachigen Raum widmen.¹²⁵ Im Folgenden werden jene Untersuchungen vorgestellt, die für die framesemantische Modellierung herangezogen wurden und die daraus rekonstruierten Attribut-Werte-Paare dargestellt (vgl. Sauer 2021a: 209f.).¹²⁶

3.2.1 Diskurseinteilungsversuch für das 16. und 17. Jahrhundert

3.2.1.1 Josten (1976): *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts*

Es ist der Anspruch Jostens, „die Hinweise und Äußerungen zur entstehenden deutschen Sprachnorm seit dem Ende des 15. bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert möglichst umfassend zu sammeln und kritisch zu werten“ (Josten 1976: 10). Da bereits ausführliche und gut recherchierte Arbeiten, u. a. von Socin (1888/1970), Straßner (1995) und Jellinek (1913), vorliegen, erscheint dieses Unterfangen zunächst als redundant. Allerdings geht Josten noch einen Schritt weiter als seine Vorgänger und versucht, die Struktur der Argumentation im 16. und 17. Jahrhundert bzgl. der Herausbildung einer sprachlichen Norm zu analysieren und darzustellen. Dieser erste Gliederungsversuch des Diskurses zur Sprachnormierung kann als innovativ für die Entstehungszeit dieser Arbeit angesehen werden. Zudem bietet das Kapitel

¹²⁵ An dieser Stelle sei auch auf das 2019 erschienene *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit* verwiesen, in dem sowohl theoretische als auch methodische Zugänge zu historischen und aktuellen Spracheinstellungen bzw. -urteilen zusammengetragen wurden (vgl. Antos, Niehr und Spitzmüller 2019).

¹²⁶ Eine Auflistung der Attribut-Werte-Paare sowie Erläuterungen hierzu erfolgen im Kapitel 3.3.

zum Forschungsstand einen guten ersten Einblick in bereits vorhandene Arbeiten zur historischen Spracheinstellungsforschung.

Jostens Korpus umfasst neben sprachnormierenden bzw. sprachreflektierenden Texten wie Rhetoriken, Grammatiken, Orthographielehren u. a. auch Schul- und Kirchenordnungen sowie Bibelausgaben und Katechismen (vgl. Josten 1976: 10). Auf Basis dieses Textkorpus' konnte Josten fünf verschiedene Argumentationsschwerpunkte ableiten: die „sprachlandschaftliche Priorität“, das „personale Autoritätsprinzip“, das „soziale Autoritätsprinzip“, das „institutionale Autoritätsprinzip“ sowie die „sprachimmanente Argumentation“ (Josten 1976: 11).

Die umfangreichste Gruppe (nach angeführten Belegstellen) bilden die Aussagen zum sprachlichen Vorbild einer Sprachlandschaft, die sog. *sprachlandschaftliche Priorität*. In Jostens Textkorpus sind die Belege zum Sprachvorbild des ‚Meißnischen‘ (LEITVARIETÄT) am zahlreichsten. Vor allem die ostmitteldeutschen und die niederdeutschen Schriftsteller äußern sich positiv zum meißnischen Sprachvorbild, während die oberdeutschen und westmitteldeutschen Autoren eher eine distanziertere Haltung einnehmen. Diese fordern eine Regulierung der Sprache, in die ‚verschiedene Dialekte‘ (POSTULAT) eingehen sollen und die sich nicht ausschließlich auf das Meißnische stützt. Daneben werden auch Äußerungen zum ‚schlesischen‘ und ‚oberdeutschen Sprachansehen‘ aufgeführt sowie der Begriff des ‚gemein Teutsch‘¹²⁷ (Josten 1976: 19) thematisiert. Auffällig ist hier – im Gegensatz zum Meißnischen – dass nur „eine heimische Autorenschaft“ (Josten 1976: 68) für das Ansehen jener Sprachlandschaften eintritt. Vor allem die Autoren des alemannischen und noch stärker die des bayrisch-österreichischen Sprachraums wollen bei ihrer Mundart bleiben und verzögern so die Herausbildung einer überregionalen deutschen Schriftsprache. Der Einfluss des Hochdeutschen auf den niederdeutschen Raum ist ebenfalls Bestandteil des sprachlandschaftlichen Diskurses. Die ‚hochdeutschen Mundarten‘ werden hier als eine „höhere Sprache“ (Josten 1976: 59) angesehen und die einheitliche, ältere niederdeutsche Mundart dem jüngeren, noch uneinheitlichen Hochdeutschen gegenübergestellt.

Unter dem *personalen Autoritätsprinzip* werden jene Argumentationsmuster gefasst, die hervorragende Schriftsteller und Redner als Gründe für die Mustergültigkeit einer Varietät anführen. Während das ‚Meißnische‘ als sprachlandschaftliche Autorität galt, fungiert die ‚Luther-Sprache‘ (AUTORITÄT) als „personale Norm“ (Josten 1976: 103). Problematisch ist die Abgrenzung des *personalen Autoritätsprinzips* vom *sozialen Autoritätsprinzip*: Es ist nicht klar nachvollziehbar, wie die Kategorie

127 Nach Josten wird der Terminus „gemein Teutsch“ eher für die oberdeutsche Gemeinsprache verwendet und kann stilistisch als „einfache, leicht verständliche und übliche Sprache“ (Josten 1976: 91) definiert werden.

„beste Scribenten“ (Josten 1976: 131) innerhalb des *sozialen Autoritätsprinzips* von den konkret benannten Autoren ‚Luther‘ und ‚Opitz‘, die unter das *personale Autoritätsprinzip* fallen, unterschieden werden sollen. Als einziges Kriterium gibt Josten die vorhandene bzw. fehlende „Konkretisierung auf ein eindeutiges Sprachvorbild“ (Josten 1976: 131) an, die eine Einordnung zu einem der beiden Prinzipien ermöglichen soll. Es ist jedoch denkbar, dass Luther und Opitz von den Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts zur Gruppe der *besten Scribenten* gezählt wurden und in der Folge von Josten auch dem *sozialen Autoritätsprinzip* zugeordnet werden. Die Zuordnung wäre dementsprechend ungenau. Ggf. wäre es sinnvoller, die Kategorie *beste Scribenten* zum *personalen Autoritätsprinzip* zu zählen und als eine allgemeinere Unterkategorie anzusehen.

Das *institutionale Autoritätsprinzip* umfasst Äußerungen zur ‚Sprache der Kanzleien‘ (AUTORITÄTEN), welche vor allem im süddeutschen und westmitteldeutschen Gebiet schon seit dem 16. Jahrhundert als Vorbilder wahrgenommen werden und ab dem 17. Jahrhundert dann auch in den übrigen Teilen des deutschsprachigen Raumes als wichtige Normautorität gelten. Das Ansehen der Kanzleien ist meist stark an das Prestige des jeweiligen Hofes gebunden. So genießt der ‚kaiserliche Hof in Wien‘ (AUTORITÄTEN) im oberdeutschen Raum das höchste Ansehen und dementsprechend ist auch der sprachliche Stil der Kaiserlichen Kanzlei verbindlich. Deutlich seltener werden die ‚Schulen‘, ‚Universitäten‘, ‚Kirchen‘ oder ‚Gerichte‘ als Autoritäten von den Autoren angeführt.

Als weiteres Strukturprinzip des Sprachnormierungsdiskurses führt Josten (1976: 169) die *sprachimmanente Argumentation* an, also die „inersprachliche Bestimmung der deutschen Norm“. In diesem Zusammenhang wird auch die Debatte zwischen den ‚Anomalisten‘ (SPRACHIDEOLOGIE), u. a. vertreten durch ‚Christian Gueintz‘ und ‚Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen‘, die eine sprachliche Norm auf Basis des Sprachgebrauchs entwickeln wollen, und den ‚Analogisten‘ (SPRACHIDEOLOGIE), mit den Hauptvertretern ‚Justus Georg Schottel‘ und ‚Georg Philipp Harsdörffer‘, die eine Grundrichtigkeit von Sprachmustern annehmen, dargestellt. Die zu konstituierende hochdeutsche Sprachnorm basiert für die Analogisten auf innersprachlichen Gesetzmäßigkeiten (vgl. Josten 1976: 179). Um die Grundrichtigkeit der Sprache zu eruieren, wird diese in ihre „konstitutiven Elemente“ (Josten 1976: 178) aufgegliedert und die zugrunde liegenden Gesetze – bspw. auf der Basis sog. *Wurzelwörter* bzw. *Stammwörter* – werden abgeleitet. Die Anomalisten stellen hingegen den ober-sächsischen Sprachgebrauch der höheren sozialen Klassen in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen zur sprachlichen Norm und nehmen diesen als Grundlage für den „guten Gebrauch“ (Josten 1976: 179) an.

Jostens Erläuterungen enden mit einer tabellarischen Zusammenfassung zur quantitativen Verteilung der Normthesen. Diese Ergänzung bietet den Leser*innen die Möglichkeit, die zunächst qualitativ ausgewerteten Daten nun auch quantitativ

beurteilen zu können. Leider sind die gegebenen Informationen z. T. nicht aussagekräftig bzw. nicht klar (vgl. Josten 1976: 215): Während in den Kapiteln zur Erläuterung der einzelnen Prinzipien sowohl die positiven als auch die negativen Spracheinstellungen zusammengefasst werden, ist nicht nachvollziehbar, ob diese auch bei der quantitativen Analyse zusammengefasst wurden. Falls sowohl die positiven als auch die negativen Beurteilungen bzw. Bewertungen zur Luthersprache unter der *Normthese Luther* (vgl. Josten 1976: 219) quantitativ ausgewertet wurden, müssten die Ergebnisse anders interpretiert werden als bei einer ausschließlichen Berücksichtigung der positiven Beurteilungen/Bewertungen. Dementsprechend ist die Interpretation der quantitativen Daten als problematisch einzuschätzen.

Interessant ist darüber hinaus Jostens Einordnung der „Qualität der Normaussagen“ (Josten 1976: 11). Während die Argumentation in den Texten des 16. Jahrhunderts eher aus „knappen und vagen Hinweisen“ (Josten 1976: 11) bestehe, seien die Normthesen im 17. Jahrhundert z. T. schon kritisch reflektiert worden (vgl. Josten 1976: 11). Die Thesen würden sich entweder auf das persönliche Urteil des jeweiligen Autors oder auf ein als „allgemeingültig gekennzeichnetes Sprachvorbild“ (Josten 1976: 12) stützen oder seien situationsspezifisch¹²⁸ zu interpretieren.

3.2.1.2 Zwischenfazit 16. und 17. Jahrhundert

Folgende Attribute können aus der Untersuchung Jostens für den Sprachnormierungsdiskurs im 16. und 17. Jahrhundert rekonstruiert werden:

¹²⁸ Hier bleibt Josten in seinen Ausführungen etwas vage: „Aus der bezeichneten Situation geht hervor, daß für bestimmte Personen oder einen bestimmten Bereich oder Belang eine Sprachform vorbildlich bzw. ein Sprachvorbild gültig ist“ (Josten 1976: 12). Es wird darauf hingewiesen, dass diese Form der Thesenstützung objektiver ist als die beiden erstgenannten Formen, „da sie ohne Interesse die skizzierten Normhinweise gibt“ (Josten 1976: 244).

Tab. 3.4: Abgeleitete Attribut-Werte-Paare für das 16. bis 17. Jahrhundert

Attribute	Werte
AUTORITÄTEN (PERSONEN)	„Luther“, „Opitz“, „Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen“, „Gueintz“, „Schottel“, „Harsdörffer“
AUTORITÄTEN (INSTITUTIONEN)	„Sprachgesellschaften“, „Kaiserliche Kanzlei“, „Schulen“, „Universitäten“, „Kirchen“, „Gerichte“, „Hof“
LEITVARIETÄTEN	„Meißnisch“, „gemeines Teutsch“, „Schlesisch“, „Oberdeutsch“
SPRACHIDEOLOGIEN	„Analogismus“, „Anomalismus“
POSTULAT	„Einbezug verschiedener Dialekte“

3.2.2 Diskurseinteilungsversuch für das 18. Jahrhundert

3.2.2.1 Faulstich (2008): *Konzepte des Hochdeutschen*

Faulstich beschäftigt sich mit den Konzepten des Hochdeutschen im Sprachnormierungsdiskurs des 18. Jahrhunderts. *Hochdeutsch*¹²⁹ steht hier als Synonym für „das ‚gute‘ und ‚richtige‘ Deutsch“ (Faulstich 2008: 1). Dementsprechend liegt das Hauptaugenmerk der Untersuchung auf den Argumentationsmustern der Sprachkundler¹³⁰, also auf deren Konzepten und Legitimationen des Hochdeutschen (vgl. Faulstich 2008: 3). Die Datenbasis bildet ein historisches Textkorpus, welches nach spezifischen Kriterien zusammengestellt wurde: Die Texte haben einen sprachreflexiven Charakter (textsortenspezifisches Kriterium), stammen aus der Zeit von 1700 bis 1809 (zeitliche Einschränkung) und enthalten größtenteils explizit das Schlüsselwort *Hochdeutsch* (semantisch-thematisches Kriterium¹³¹). Zudem berücksichtigt die Autorin die regionale Herkunft der Autoren und bindet sowohl diskursdominierende Texte als auch Texte der Diskursperipherie ein.

Faulstich (2008) strukturierte den Sprachnormierungsdiskurs des 18. Jahrhunderts auf Basis der in den historischen Primärtexten verwendeten Argumentations-

¹²⁹ Neben der genannten Bedeutung wird der Ausdruck *Hochdeutsch* auch „zur geographischen Abgrenzung des hochdeutschen vom niederdeutschen Sprachgebiet verwendet“ (Faulstich 2008: 5), diese zweite Bedeutung ist für die Untersuchung Faulstichs jedoch nicht relevant.

¹³⁰ Als *Sprachkundler* definiert Faulstich „Lexikographen, Grammatiker, Sprachphilosophen, Literaten, Publizisten und andere mit Sprache befasste Personen“ (Faulstich 2008: 1).

¹³¹ Faulstich verweist darauf, dass auch Texte einbezogen wurden, die „allgemein die Beschreibung und Bewertung der sozialen, historischen oder beispielsweise regionalen Varietäten des Deutschen zum Gegenstand haben“ (Faulstich 2008: 15).

muster, Schlüsselwörter und diskursemantischen Grundfiguren.¹³² Anschließend teilte sie diesen in vier Bereiche¹³³ bzw. thematische Subbereiche (vgl. Faulstich 2008: 52) ein:

- *Sprachgeographischer Diskursbereich*: In diesem Bereich werden Argumentationsmuster, Schlüsselwörter und Grundfiguren zusammengefasst, die regionale Sprachvorbilder enthalten. Der Diskurs im 18. Jahrhundert ist hauptsächlich geprägt durch die Privilegierung des ‚Obersächsischen‘ (LEITVARIETÄT), u. a. von den mitteldeutschen Vertretern ‚Gottsched‘ und ‚Adelung‘ (AUTORITÄTEN)¹³⁴, sowie dessen Abwertung, u. a. bei den oberdeutschen Vertretern ‚Aichinger‘, ‚Bodmer‘ und ‚Breitinger‘ (AUTORITÄTEN), bei der Herausbildung einer überregionalen Schreibsprache. „Die Bezeichnungen ‚Meißnisch‘ und ‚Obersächsisch‘ sind somit partiell synonym zu dem diskursdominierenden Schlüsselwort ‚Hochdeutsch‘“ (Faulstich 2008: 530), sie beziehen sich jedoch ausschließlich auf den Sprachgebrauch der ‚oberen Schichten‘.
- *Sprachsoziologischer Diskursbereich*: Hier steht jeweils eine bestimmte Sprech*innengruppe im Fokus, die entweder durch einen ‚vorbildlichen‘ Sprachgebrauch („Prestigesoziolekt“ (Faulstich 2008: 53)) oder durch eine ‚pöbelhafte‘ Sprache („Stigmasoziolekt“ (Faulstich 2008: 54)) gekennzeichnet sind. So wird die Sprache der ‚Bildungseliten‘ bzw. allgemein der ‚oberen Schichten‘ (AUTORITÄTEN) häufig als besonders vorbildlich angesehen, da die „Beherrschung des normierten und regelhaften Hochdeutschen [...] zur notwendigen Voraussetzung des gesellschaftlichen Aufstiegs [wird, Einfügung: V. S.]“ (Faulstich 2008: 54).
- *Sprachideologischer Diskursbereich*: Die Herausbildung einer nationalen Identität im deutschen Raum ist stark an die Herausbildung einer einheitlichen deutschen Sprache und an die Schlüsselwörter *Nation* und *Volk* gebunden. Der sprachideologische Diskursbereich verbindet dementsprechend „die Eigenschaften des Deutschen [...] mit den Eigenschaften der Kommunikationsgemeinschaft“

132 Die „diskursemantischen Grundfiguren stellen in verdichteter Weise diskurstypische Bewertungsmuster sprachlicher und nicht-sprachlicher Bezugsgrößen dar. Sie werden mit beschreibungssprachlichen Ausdrücken belegt, die das Ergebnis der diskursemantischen Analyse darstellen“ (Faulstich 2008: 51).

133 Die Abhandlungen zu den einzelnen Diskursbereichen werden jeweils durch ausführliche Wörterbuchartikel zu den salienten Schlüsselwörtern ergänzt.

134 Die Bewertung als *positive* oder *negative* Autorität ist abhängig von der Schulenzugehörigkeit des Bewertenden. So werden Adelung und Gottsched von den Vertretern der Meißenthese größtenteils positiv bewertet, aber von den Vertretern der Oberdeutsch-These als negative Autoritäten angeführt. Gleiches gilt für die Sprachkundler Bodmer und Breitinger, die von den Vertretern der eigenen Schule positiv beurteilt werden, von den Anhängern Gottscheds und Adelungs hingegen eher negativ betrachtet werden.

(Faulstich 2008: 55). Den Terminus *Ideologie* definiert Faulstich als „ein Bündel von Ideen bzw. Konzepten [...], das die Wirklichkeitswahrnehmung und die Verhaltensmuster einer Gruppe bzw. einer Person strukturiert“ (Faulstich 2008: 55).

- *Stilistischer Diskursbereich*: Konstituierend für diesen Bereich sind die diskursdominierenden Schlüsselwörter, die als stilistische Kategorien zur Beschreibung und Bewertung von Sprache dienen.

Zwar bietet die Untersuchung Faulstichs auf inhaltlicher Ebene kaum neue Erkenntnisse und erscheint im Hinblick auf die bereits zuvor publizierten Arbeiten von Leweling (2005) und Scharloth (2005) in Teilen nur ergänzend, jedoch ist der methodische Ansatz sehr komplex und dementsprechend für die vorliegende Untersuchung im Hinblick auf die Rekonstruktion der Struktur des Diskurses gut nutzbar.

3.2.2.2 Leweling (2005): *Reichtum, Reinigkeit und Glanz*

Das Ziel der Untersuchung Lewelings ist es, die „Grundlagen und Ausprägungen des Sprachbewusstseins des 18. Jahrhunderts [zu, Einfügung: V. S.] rekonstruier[en]“ (Leweling 2005: 11). In Kapitel I *Die Sprachsituation zur Zeit der frühen Aufklärung* werden die außersprachlichen Bedingungen erläutert, unter denen die in Kapitel II *Drei Repräsentanten der frühaufklärerischen Sprachkritik* analysierten Schriften von Leibniz, Thomasius und Wolff entstanden sind.

Die Schriften¹³⁵ von ‚Leibniz‘ (AUTORITÄT) leiten die Sprachreflexion ab Ende des 17. Jahrhunderts ein, wobei diese vor allem die Fach- und Wissenschaftssprache in den Blick nehmen (vgl. Leweling 2005: 47). Leibniz gehe zunächst von einer Sprachkrise des Deutschen aus, da der Einfluss des Lateinischen und Französischen sehr groß sei und das Deutsche als Kommunikationsmittel nicht ausreiche (Leweling 2005: 49).¹³⁶ Er fordere ein „allgemeinverständliches Deutsch, das für alle Schichten in Alltag und Lehre zugänglich ist“ (Leweling 2005: 51). Dieses solle drei Eigenschaften besitzen: Klarheit, Wahrheit und eine schöne Form (vgl. Leweling 2005: 54). Die

¹³⁵ Das Korpus umfasst insgesamt zwei sprachkritische Schriften: *Ermahnung an die Deutschen [...]* (1682/83) und *Unvorgreifliche Gedanken [...]* (1696–1699) sowie vier weitere Schriften: *Vorrede zu De optima philosophi dictione* (1670); *De connexione inter res et verba* (1677); *Meditationes de Cognitione, Veritate et Ideis* (1684) sowie die *Nouveaux Essais sur l'entendement humain* (1704).

¹³⁶ Als Ursachen werden zum einen das fehlende politische und kulturelle Zentrum innerhalb Deutschlands genannt sowie zum anderen die vorausgegangenen Kriege und die Religionstrennung. Diese Faktoren wirken wiederum auf die Ausprägung eines Nationalbewusstseins innerhalb der deutschen Bevölkerung und verzögern die Herausbildung einer nationalen deutschen Einheitssprache.

Arbeiten von Thomasius und Wolff bauen auf die Erkenntnisse Leibniz' auf und führen diese fort.

So verfolge Thomasius einen „pragmatischen Ansatz der Sprachbetrachtung“ (Leweling 2005: 82) und rege dazu an, Verhaltensnormen in der Wissenschaftskommunikation zu erarbeiten und zu etablieren. In Anlehnung an Leibniz' Forderung nach allgemeinverständlichen Wörtern setze sich Thomasius für eine ständeübergreifende Kommunikation (vgl. Leweling 2005: 101) ein sowie für einen „verständlichen Stil“ (Leweling 2005: 100) (IDEAL). Für Wolff sei die Sprache die Grundlage der Erkenntnis (vgl. Leweling 2005: 101). Dementsprechend fordere er ‚Deutlichkeit‘ als oberstes IDEAL, welche durch klare Festlegung der Wortbedeutung erreicht werden kann (vgl. Leweling 2005: 115). Die *Spracharbeit* im 17. Jahrhundert prägte die *Sprachkritik*¹³⁷ im 18. Jahrhundert maßgeblich. Leweling leitet aus diesem sprachreflexiven Diskurs das „erkenntnistheoretische Ideal der Deutlichkeit“¹³⁸ (Leweling 2005: 122) sowie die „pragmatisch-stilistischen Sprachqualitäten“ (Leweling 2005: 121) *Reichtum*¹³⁹, *Reinigkeit*¹⁴⁰ und *Glanz*¹⁴¹ ab. Diese werden in einem zweiten Schritt verschiedenen Abstraktionsebenen von Sprache zugeordnet: Die *Deutlichkeit* bezieht Leweling auf die Semiotik¹⁴² der Sprache. *Reichtum* (bezogen auf die Wortebene) und *Reinigkeit* (bezogen auf die Satz- und Textebene) ermöglichen als sprachliche Qualitäten die Deutlichkeit der Sprache.¹⁴³ Praktisch angewendet können diese als Normkriterien zur Bewertung von Sprache herangezogen werden und bilden die Basis der Sprachkritik.

Leweling strukturiert in ihrer Untersuchung den sprachreflexiven Diskurs des 17. und 18. Jahrhunderts mittels Topoi, hierin liegt auch das Innovationspotenzial der Herangehensweise. Die Begriffe *Reichtum* und *Reinigkeit* werden als Topoi der Sprachlegitimation des 17. Jahrhunderts herausgearbeitet. Im 18. Jahrhundert werden diese zu analytischen Begrifflichkeiten weiterentwickelt, mittels derer die Sprachqualität verbessert werden könne. Die Sprachkritik der frühauflärerischen Phase des 17. Jahrhunderts wandle sich zu einer „kritischen Sprachwissenschaft“

137 „Sprachkritik ist demnach im weiteren Sinne eine Beurteilungskunst, deren Objekt die Sprache ist“ (Leweling 2005: 119).

138 Das ist der „Grad der Abgrenzung und Differenzierung von Begriffen“ (Leweling 2005: 122).

139 „[P]rinzipielle Möglichkeit einer differenzierten Ausdrucksweise durch Sprache“ (Leweling 2005: 122).

140 „Vermeidung von Soziolekten [...] sowie von dialektalen Synonymen und Fremdworten“ (Leweling 2005: 123).

141 Das Verfügen über einen reichen Wortschatz und dessen kunstvolle Anwendung (vgl. Leweling 2005: 124).

142 Semiotik setzt Leweling mit „Sprache und Denken“ (Leweling 2005: 124) gleich.

143 *Glanz* stellt hingegen nur ein stilistisches Ideal dar und ist den erkenntnissichernden Idealen *Reichtum* und *Reinigkeit* nachgeordnet (vgl. Leweling 2005: 123).

(Leweling 2005: 226) im 18. Jahrhundert. Die Erkenntnisse Lewelings bilden einen wichtigen Anknüpfungspunkt für die Erstellung und Strukturierung der framesemantischen Schemata.

3.2.2.3 Scharloth (2005): *Sprachnormen und Mentalitäten*

Scharloth unternimmt in seiner Studie den Versuch einer „Rekonstruktion des Denkens über Sprache in jenem Zeitraum der deutschen Sprachgeschichte, der für gewöhnlich mit der einheitlichen Kodifizierung einer schriftsprachlichen Norm des Neuhochdeutschen identifiziert wird“ (Scharloth 2005: 5). Sein Anliegen ist es, die Frage *Was ist Hochdeutsch?* für den Zeitraum von 1766 bis 1785 zu klären, indem er die ideelle Konzeption des Hochdeutschen anhand von Belegtexten herausarbeitet und die leitenden Prinzipien zur Begründung der Leitvarietät darstellt. Die Innovationskraft dieser Arbeit liegt in der Verknüpfung von sprachkundlichem und literarisch-publizistischem Diskurs bzw. von sprachkritischem und kulturkritischem Diskurs. Diesem methodischen Aufbau liegt Scharloths Annahme zugrunde, „dass das Denken über Sprache ein soziales Konstrukt ist, das mit dem Denken über andere kulturelle Phänomene eng verknüpft ist“ (Scharloth 2005: 4). Der Sprachnormierungsdiskurs sei in diesem Sinne nicht als rein sprachkritische Debatte, sondern vielmehr auch als kulturkritische Debatte anzusehen.

Um die ideelle Beschaffenheit des Hochdeutschen im Rahmen des Sprachnormierungsdiskurses zu rekonstruieren, sind Belege über das metasprachliche Wissen der am Diskurs beteiligten Akteure notwendig. Die Analyse basiert auf zwei Korpora, einem sprachbewusstseinsgeschichtlichen und einem mentalitätsgeschichtlichen Korpus. Der sprachbewusstseinsgeschichtliche Spezialdiskurs zur Sprachnormierung des Hochdeutschen ist in drei Teildiskurse¹⁴⁴ gegliedert und wird methodisch im Rahmen einer kontextspezifischen Argumentationsanalyse durchgeführt. Der Interdiskurs zur Mentalitätsgeschichte¹⁴⁵ basiert auf der Analyse von Kollektivsymbolen und kulturellen Stereotypen. Dieses Korpus umfasst thematisch drei Quellenarten: „Quellen mit der Funktion fundierender Erinnerung“, „Quellen, die im weitesten Sinn Arbeit am Kanon leisten“ und Quellen „aus denen typische Verhaltensweisen erschlossen werden können“ (Scharloth 2005: 88ff.).

¹⁴⁴ Der Spezialdiskurs ist unterteilt in einen sprachkundlichen (u. a. Grammatiken und Sprachlehrwerke etc.), populär-publizistischen (Rezensionen und Kritiken) und literarischen Diskurs (literarische Texte).

¹⁴⁵ Mentalitäten definiert Scharloth als „Gewohnheiten des Denkens, Fühlens, Wollens und Sollens in sozialen Gruppen, [...] demnach jene Bereiche gesellschaftlichen Wissens, die alle Bereiche des soziokulturellen Handelns und Erfahrens prägen. Mentalitäten setzen jene Grenzen, in denen sich individuelles und gesellschaftliches Wissen ausprägen können. Die Genese von Sprachbewusstsein vollzieht sich demnach im Rahmen mentalitärer Dispositionen“ (Scharloth 2005: 527).

Diese Textbelege sollen es ermöglichen zu erklären, „warum bestimmte soziale Gruppen zu einer bestimmten Zeit in spezifischen Weisen über Sprache denken“ (Scharloth 2005: 55). Auf die konkrete Untersuchung bezogen besteht die Aufgabe Scharloths darin,

jene Aspekte des Sprachbewusstseins der Jahre zwischen 1766 und 1785 zu rekonstruieren, die mit der Normierung des Hochdeutschen zusammenhängen, und die mentalitätsgeschichtlichen Bedingungen zu rekonstruieren, auf deren Grundlage sie sich entwickelten. (Scharloth 2005: 55)

Der Sprachnormierungsdiskurs kann nach Scharloth in zwei dominante¹⁴⁶ Positionen sowie je zwei Gegenpositionen inhaltlich unterteilt werden: So vertreten u. a. ‚Gottsched‘ und ‚Adelung‘ (AUTORITÄTEN) die dominante Position, dass „die Sprache Obersachsens bei der Kodifizierung des Hochdeutschen als Muster benutzt“ (Scharloth 2005: 238) werden solle. Dementgegen steht die Position von ‚Fulda‘, ‚Hartmann‘ und ‚Nast‘, dass das ‚Oberdeutsche‘ als Muster für das zu konzipierende Hochdeutsch gelten solle. Die zweite dominante Position, „Hochdeutsch sei die Sprache der Gelehrten und damit ein hybrides Konstrukt“ (Scharloth 2005: 238) wird u. a. von ‚Wieland‘, ‚Biester‘ und ‚Rüdiger‘ befürwortet. Diese ‚elitäre Haltung‘ (SPRACHIDEOLOGIE) wird u. a. von Lenz entschieden abgelehnt. Dieser fordere stattdessen, dass alle Stände und Klassen am Normierungsprozess teilhaben sollen und vertrete eine ‚egalitäre Haltung‘ (SPRACHIDEOLOGIE). Zwischen den beiden dominanten Positionen sowie den beiden Gegenpositionen gebe es folgende Verknüpfungen: So erkennen etwa die Vertreter der *Hybrid-These* den großen Einfluss des Obersächsischen auf die Herausbildung der deutschen Standardsprache an, während die Vertreter der *Obersachsen-These* die Rolle der Schriftsteller bei der Sprachnormierung als wichtigen Faktor einbeziehen würden (vgl. Scharloth 2005: 238f.). Die beiden dominanten Gruppen verfolgen zudem als methodischen Ansatz „einen durch einen Analogismus gemilderten Anomalismus“, d. h., „nur dort, wo der Sprachgebrauch uneinheitlich sei, müsse die Analogie entscheiden“ (Scharloth 2005: 239). Die Vertreter der Gegenpositionen propagieren hingegen eher den ‚Sprachanalogismus‘ (SPRACHIDEOLOGIE). Scharloth fasst den Sprachbewusstseinsdiskurs wie folgt zusammen:

Während der dominante Diskurs den Sprachgebrauch zum Maßstab erhob und ein elitäres Sprachnormenkonzept vertrat, indem er den Dialekt der kultiviertesten Provinz bzw. die Sprache der Schriftsteller zur Leitvarietät erhob, argumentierten die Gegendiskurse analogistisch und ontologisierend. (Scharloth 2005: 529)

146 Der Diskurs wird von Scharloth als „dominant“ bezeichnet, weil die Vertreter der Positionen diese im „Bewusstsein der Dominanz formuliert“ (Scharloth 2005: 177) haben. D. h., die Vertreter gehen von einem Vorrang ihrer These gegenüber den nicht dominanten Positionen aus.

Der mentalitätsgeschichtliche Diskurs sei mehr als „Debatte um eine künftige sittliche Verfassung Deutschlands“ (Scharloth 2005: 531) anzusehen, denn als Sprachnormierungsdebatte im herkömmlichen Sinn. Innerhalb des kulturkritischen Diskurses eruiert Scharloth einen dominanten Diskurs, der die ‚obersächsische-meißnische Mundart‘ als LEITVARIETÄT anerkenne und Sachsen (bzw. auch Brandenburg) als Zentrum der Wissenschaften und Künste bestimmt. Die ‚oberdeutschen Provinzen‘ (ANTIAUTORITÄTEN) werden hingegen als kulturell rückständig und unaufgeklärt angesehen und als sprachliche Vorbilder nicht anerkannt (vgl. Scharloth 2005: 530f.). Die tiefensemantische Strukturierung des dominanten Diskurses basiere folglich auf dem Gegensatzpaar *kultiviert* versus *ungebildet* (vgl. Scharloth 2005: 532). Im Gegendiskurs werden das Obersächsische (VARIETÄT) sowie die sächsische Kultur hingegen als „dekadent“ (Scharloth 2005: 531) beschrieben. Sachsen gelte ferner als „Zentrum der Nachahmung französischer Sitten“ (Scharloth 2005: 531), das die alten deutschen Sitten und die ursprüngliche Reinheit des Deutschen bedrohe (vgl. Scharloth 2005: 531). Deshalb fordern die Vertreter des Gegendiskurses eher eine Orientierung an süddeutschen Provinzen, in denen „die deutschen Sitten noch rein und unvermischt vorzufinden [seien, Einfügung: V. S.]“ (Scharloth 2005: 531). Während die Vertreter des Gegendiskurses das „französisierende Sachsendeutsch“ als „schwach, weichlich, klein und kränklich“ (Scharloth 2005: 411) bewerten, würde das Deutsch der süddeutschen Provinzen hingegen als „stark, fest, groß und gesund“ (Scharloth 2005: 411) charakterisiert. Hier könne entsprechend eine semantische Strukturierung auf Basis des Gegensatzpaares *weiblich* versus *männlich* nachvollzogen werden.

Mit der Verbindung von sprachnormierendem und kulturkritischem Diskurs ermöglicht Scharloth eine Erweiterung der Perspektive auf die leitenden Prinzipien bei der Begründung des Hochdeutschen. Zugleich wird durch die tiefensemantische Strukturierung der Diskurse und die Ermittlung diskursanleitender Topoi auch auf methodischer Ebene eine Perspektiverweiterung geschaffen. In diesem Zusammenhang kann die Arbeit als Vorbild für eine umfassendere Beschreibung des Sprachnormierungsdiskurses bzw. der Sprachbewusstseinsgeschichte des Deutschen herangezogen werden.

3.2.2.4 Zwischenfazit 18. Jahrhundert

Für den Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert können auf Basis der in Kapitel 3.2.2 vorgestellten Diskurseinteilungen folgende Attribut-Werte-Paare rekonstruiert werden:

Tab. 3.5: Abgeleitete Attribut-Werte-Paare für das 18. Jahrhundert

Attribute	Werte
IDEALE	‚Reichtum‘, ‚Reinigkeit‘, ‚Glanz‘, ‚Verständlichkeit‘, ‚Deutlichkeit‘
AUTORITÄTEN	‚Gottsched‘, ‚Adelung‘, ‚Leibniz‘, ‚Aichinger‘, ‚Bodmer‘, ‚Breitinger‘, ‚Fulda‘, ‚obere Schichten‘, ‚Bildungseliten‘
LEITVARIETÄTEN	‚Obersächsisch‘, ‚Oberdeutsch‘
SPRACHIDEOLOGIEN	‚Egalitarismus‘, ‚Elitarismus‘, ‚Analogismus‘, ‚Anomalismus‘

3.3 Übersicht der rekonstruierten Attribute aus der Sekundärliteratur

Aus der in den vorangegangenen Abschnitten dargestellten Sekundärliteratur zum historischen Spracheinstellungsdiskurs konnten Attribute und Sub-Attribute rekonstruiert¹⁴⁷ werden, die für die Modellierung der Frames¹⁴⁸ in den Kapiteln 5, 6 und 7 herangezogen werden:¹⁴⁸

So werden etwa AUTORITÄTEN aufgezeigt, die den historischen Diskurs dominierten bzw. die Ansichten von einer hochdeutschen Sprachnorm prägten. Als vorbildhaft wurden INSTITUTIONEN, wie etwa die ‚Kanzleien‘ im 16. Jahrhundert oder die ‚Sprachgesellschaften‘ des 17. Jahrhunderts, benannt, aber auch explizit auf PERSONEN, wie z. B. ‚Luther‘, ‚Schottel‘ oder ‚Gottsched‘, verwiesen sowie auf herausragende SCHRIFTEN. Außerdem wurde im historischen Diskurs auch immer wieder auf LEITVARIETÄTEN verwiesen, also Sprech- und/oder Schreibweisen, die im Hinblick auf die Konstituierung einer hochdeutschen Norm Berücksichtigung finden sollten. Die Herkunft der Autoren muss in diesem Zusammenhang stets berücksichtigt werden, da diese einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Wahl der Leitvarietät hatte.

Darüber hinaus konnten für das 16. Jahrhundert zwei POSTULATE rekonstruiert werden, die die Ansichten der Autoren zu den regionalen Varietäten des Deutschen verdeutlichen. Während die Vertreter des TOLERANZPOSTULATS fordern, dass sich die Sprecher*innen/Schreiber*innen der Unterschiede in den deutschen Dialekt bewusst werden und jene regionalen Varianten verwenden sollen, die allgemein verständlich(er) sind, proklamieren die Vertreter des GEMEINSPRACHEPOSTULATS die

¹⁴⁷ Vgl. hierzu auch die Erläuterungen zur Rekonstruktion der Explikationsbegriffe aus der Sekundärliteratur in Kapitel 4.2.3.

¹⁴⁸ Vgl. hierzu die Tabelle 3.6.

Herausbildung einer Gemeinsprache, die über allen Dialekten stehen soll. Ab dem 17. Jahrhundert prägen die SPRACHIDEOLOGIEN – der ANALOGISMUS einerseits und der ANOMALISMUS andererseits – die Vorstellungen der Autoren von der Herausbildung einer hochdeutschen Sprachnorm. Während die Analogisten von einer Grundrichtigkeit der Sprache und inhärenten Regeln ausgehen, stützen sich die Anomalisten auf den schriftlichen Sprachgebrauch der Gelehrten aus den deutschen Kulturzentren.

Von den Autor*innen der in Kapitel 3.2 angeführten Sekundärliteratur werden auch IDEALE benannt, die mit der zu konstituierenden hochdeutschen Sprachnorm im historischen Diskurs verknüpft wurden: Das Hochdeutsche solle demnach ‚rein‘, ‚verständlich‘ bzw. ‚deutlich‘, ‚wortreich‘ usf. sein. Diese aus der Sekundärliteratur rekonstruierten Standardwerte finden sich auch in den Vorreden des historischen Textkorpus der vorliegenden Arbeit.

Tab. 3.6: Übersicht über die aus der Sekundärliteratur rekonstruierten Attribute und Sub-Attribute

Attribute	Sub-Attribute
IDEALE	
AUTORITÄTEN	(1) INSTITUTIONEN, (2) PERSONEN, (3) SCHRIFTEN
LEITVARIETÄTEN	
SPRACHIDEOLOGIEN	(1) ANALOGISMUS, (2) ANOMALISMUS
POSTULATE	(1) GEMEINSPRACHEPOSTULAT, (2) TOLERANZPOSTULAT

4 Methodik

4.1 Vorüberlegungen

„Allein empirische Analysen von authentischen (Korpus-)Daten können verlässliche Hinweise darauf geben, was ein Wort tatsächlich in einer Sprachgemeinschaft und zu einer bestimmten Zeit bedeutet“ (Ziem 2020: 26). Dementsprechend basiert die vorliegende Analyse auf einem historischen Textkorpus, das insgesamt 59 Vorreden aus sprachnormierenden sowie -reflektierenden Schriften des 16. bis 18. Jahrhunderts umfasst. Der Untersuchung liegen die folgenden Arbeitsschritte zugrunde:

1. Zusammenstellung des historischen Textkorpus unter Einbezug spezifischer Kriterien
2. Rekonstruktion der Explikationsbegriffe aus der Sekundärliteratur
3. Inhaltsanalyse der Primärtexte und Rekonstruktion spezifischer Attribut-Werte-Paare
4. Rekonstruktion individueller Token-Frames
5. Ableitung allgemeiner Type-Frames

Die framesemantische Rekonstruktion des historischen Spracheinstellungsdiskurses des 16. bis 18. Jahrhunderts ist vor allem im Hinblick auf die allmähliche Konstituierung einer hochdeutschen Sprachnorm in dieser Zeit interessant. Die übergeordnete Forschungsfrage lautet dementsprechend: Wie beeinflussten die Spracheinstellungen der Autoren von sprachnormierenden Texten im 16. bis 18. Jahrhundert die Herausbildung einer hochdeutschen Sprachnorm?

Auf Basis singulärer sprachlicher Aussagen der Akteure werden zunächst lexembezogene Token-Frames¹⁴⁹ erstellt. D. h., dass sich allein schon durch die textmusterspezifischen Besonderheiten kontextuelle Beschränkungen ergeben und die rekonstruierten Frames dadurch geprägt sind.¹⁵⁰ Diese individuellen Token-Frames, die jeweils auf einer spezifischen Vorrede beruhen, basieren „auf allgemeinen Mustern im gesellschaftlichen Wissen“ (Busse 2012: 538) und können zur Rekonstruktion allgemeinerer Type-Frames herangezogen werden. Den Ausgangspunkt des analytischen Interesses bilden also einzelne Aussagen (*tokens*), aus denen im Rahmen der framesemantischen Analyse Standardwerte (*types*) abgeleitet werden. Es gilt hier

149 „Instantiierte Frames‘ in diesem Sinne können auf der Grundlage von sprachlichen, kontextuellen, kontextuellen und situativen Daten sowie ‚Hintergrundwissen‘ also allenfalls durch Rekonstruktion *konstruiert* werden. Diese Rekonstruktion trägt immer interpretative Züge“ (Busse 2012: 538).

150 Vgl. hierzu die Erläuterungen zum Textmuster *Vorrede* in Kapitel 4.2.1.

zu beachten, dass „Frames keine rigiden Wissensstrukturen [darstellen, Einfügung: V. S.], sondern dynamisch, variabel und kontextangepasst [...] [sind, Einfügung: V. S.], [sodass, Einfügung: V. S.] [...] der Umfang des Sets von Anschlussstellen [bzw. Attributen, Einfügung: V. S.], der für einen Frame aktiviert wird, variieren [kann, Einfügung: V. S.]“ (Busse 2012: 564).

Die vorliegende Diskursanalyse basiert auf einem induktiven Verfahren, bei dem die Attributstruktur der Frames aus den Primärtexten bzw. aus der Sekundärliteratur¹⁵¹ abgeleitet wird.

4.2 Forschungsdesign

4.2.1 Textkorpus

Begründung der Textauswahl

Die Textauswahl des historischen Korpus erfolgte auf Basis von fünf Kriterien, die u. a. auch Faulstich (2008: 15–22) in ihrer Untersuchung zur Primärtextauswahl heranzog:

1. Semantisch-thematisches Kriterium

Es werden sprachreflexive Texte untersucht, die sich explizit oder implizit mit der (hoch-)deutschen Sprache bzw. Leitvarietät auseinandersetzen und u. a. Normautoritäten, wie z. B. vorbildhafte Autoren, Schriften und Institutionen, benennen, die zur Konstituierung einer hochdeutschen Sprachnorm herangezogen werden sollen. Die analysierten Texte stehen in einer semantischen Relation zueinander, da sie alle in den deutschen Sprachnormierungsdiskurs des 16. bis 18. Jahrhunderts eingebunden sind, der den kontextuellen Rahmen des Textkorpus bildet.

2. Erfassung diskursdominierender und -peripherer Texte

Die Aufnahme einer Schrift in das Untersuchungskorpus hängt auch von der (historischen) Relevanz des Textes ab, die z. B. durch dessen „Selbstthematization in Form von expliziten [oder impliziten, Einfügung: V. S.] Verweisen“ (Faulstich 2008: 15) in anderen sprachreflektierenden Schriften dieser Zeit indiziert werden kann. Über das Attribut AUTORITÄT werden solche intertextuellen Verweise im Frame kenntlich gemacht. Neben diesen diskursdominierenden Texten wurden auch Texte aus der Diskursperipherie in das Korpus eingebunden, die andere Sprachnormierungsansätze und -instanzen proklamieren als die diskursdominierenden Autoren, um die inhaltliche Breite des Diskurses

¹⁵¹ Vgl. hierzu Kapitel 3. In den zugrunde liegenden Diskursanalysen der Autor*innen wurde ebenfalls ein induktives Vorgehen gewählt.

aufzeigen zu können. Prinzipiell wurde die Relevanz eines Textes auch danach eingeschätzt, ob dieser in den grundlegenden Überblicksdarstellungen zum historischen Spracheinstellungsdiskurs thematisiert wurde.

3. Regionale Streuung

Neben der Berücksichtigung diskursdominierender und -peripherer Texte wurde auch die regionale Herkunft der Autoren bei der Auswahl der historischen Schriften berücksichtigt. So umfasst das Korpus Schriften von Autoren aus dem norddeutschen, mitteldeutschen und süddeutschen Raum sowie aus dem angrenzenden österreichischen und Schweizer Raum.

4. Textsortenspezifisches Kriterium

Das Korpus beinhaltet sprachnormierende und -reflektierende Texte, z. B. Grammatiken, Lese- und Schreiblehren sowie Poetiken. Es wurden generell nur Schriften aufgenommen, die über eine Vorrede verfügen, die explizit oder implizit als solche im Text kenntlich gemacht wurde.

5. Zeitliche Einschränkung

Die historischen Primärtexte können zeitlich in das 16. bis 18. Jahrhundert eingeordnet werden. Die älteste Schrift im Korpus ist der *Schryfftspiegel* aus dem Jahr 1527, dieser setzt den Anfangspunkt. Fuldas *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung* von 1788 markiert den zeitlichen Endpunkt des Untersuchungszeitraumes.¹⁵²

Tab. 4.1: Historisches Textkorpus (16. Jahrhundert)

Autor	Jahr	Titel
(1) Anonym	1527	Formulare vn duytsche Rethorica/ader der Schryfftspiegel ghenant (Edt. J. Müller (1882/1969))
(2) Fabritius	1532	Eyn Nutzlich buchlein etlicher gleich stymender worther (Edt. Meier (1895))
(3) Frangk	1531	Orthographia deutsch
(4) Fuchßperger	1542	Leeßkonst (Edt. J. Müller (1882/1969))
(5) Hüge	1532	Rhetorica vnd Formulare, Teütsch dergleich nie gesehen ist, beinach alle schreibery betreffend, von vilerley Episteln
(6) Ickelsamer	1534	Die rechte weis auffß kürztist lesen zu lernen (Edt. J. Müller (1882/1969))
	1534	Ein teütsche Grammatica
(7) Jordan	1533	Leyenschuol (Edt. J. Müller (1882/1969))
(8) Kolroß	1530	Enchiridion (Edt. J. Müller (1882/1969))
(9) Meichßner	1550	Handbüchlin gruntlichs berichts
(10) Albertus	1573	Teutscher Grammatick oder Sprach-Kunst (Edt. Müller-Fraureuth (1895))

¹⁵² Vgl. hierzu auch die Tabellen 4.1, 4.2 und 4.3.

Tab. 4.1 – fortgesetzt

Autor	Jahr	Titel
(11) Ölinger	1573	Unterricht der Hoch Teutschen Sprach (<i>Edt. Scheel (1897)</i>)
(12) Clajus	1578	Grammatica Germnicae Linguae

Tab. 4.2: Historisches Textkorpus (17. Jahrhundert)

Autor	Jahr	Titel
(1) Bellin	1661	Syntaxis praepositionum teutonicarum
(2) Bödiker	1698	Grund-Sätze der Deutschen Sprachen im Reden und Schreiben
(3) Brücker	1620	Teutsche Grammatic
(4) Buchner	1663	August Buchners kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst
(5) Butschky	1648	Der Hochdeutsche Schlüssel Zur Schreibrichtigkeit oder Rechtschreibung
(6) Girbert	1653	Die Deütsche Grammatica oder Sprachkunst
(7) Gueintz	1641	Deutscher Sprachlehre Entwurf
(8) Harsdörffer	1648	Poetischer Trichter. Bd. 2.
	1650	Poetischer Trichter. Bd. 1.
(9) Helwig	1619	Sprachkünste
(10) Kromayer	1618	Deutsche Grammatica
(11) Morhof	1682	Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie
(12) Olearius	1630	Deutsche Sprachkunst
(13) Opitz	1624	Buch von der Deutschen Poeterey
(14) Pudor	1672	Der Teutschen Sprache Grundrichtigkeit
(15) Schottel	1641	Teutsche Sprachkunst
	1663	Ausführliche Arbeit von der Teutschen Hautb Sprache
(16) Stieler	1691	Kurze Lehrschrift Von der Hochteutschen Sprachkunst
(17) Tscherning	1659	Unvorgreiffliches Bedencken über etlich mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprach-Kunst
(18) Zesen	1651	Rosen-mand

Tab. 4.3: Historisches Textkorpus (18. Jahrhundert)

Autor	Jahr	Titel
(1) Adelung	1782	Lehrgebäude der Deutschen Sprache
(2) Aichinger	1754	Versuch einer teutschen Sprachlehre
(3) Antesperg	1747	Kayserliche Deutsche Grammatick
(4) Bodmer	1768	Grundsätze der deutschen Sprache
(5) Braun	1765	Anleitung zur deutschen Redekunst
(6) Breitinger	1740	Critische Dichtkunst
(7) Dornblüth	1755	Observationes

Tab. 4.3 – fortgesetzt

Autor	Jahr	Titel
(8) Freyer	1728	Anweisung zur Teutschen Orthographie
(9) Frisch	1729	Kommentierte Ausgabe von Bödikers Grund-Sätzen Der Teutschen Sprache
(10) Fulda	1788	Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung
(11) Gottsched	1730	Versuch einer Critischen Dichtkunst
	1748	Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst
(12) Heinze	1759	Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre
(13) Hemmer	1775	Deutsche Sprachlehre
(14) Hempel	1754	Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre
(15) Heyde	1772	Regeln vom Schreiben, Reden und Verse machen
(16) Heynatz	1785	Anweisung zur deutschen Sprache
(17) Hoffmann	1763	Kurzer Begriff der deutschen und zugleich allgemeinen Sprachlehre
(18) Lochner	1735	Chloreni Germani neu verbesserte Teutsche Orthographie
(19) Longolius	1715	Einleitung zu gründlicher Erkänntniß
(20) Mäzke	1776	Grammatische Abhandlungen über die Deutsche Sprache
(21) Nast	1777	Der teütsche Sprachforscher
(22) Popowitsch	1754	Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst
(23) Stosch	1778	Kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der Deutschen Sprache
(24) Weichmann	1721	Poesie der Nieder-Sachsen
(25) Weitenauer	1764	Zweifel von der deutschen Sprache

Begründung des Textmusters *Vorrede*

Ende des 15. Jahrhunderts etablierte sich die Vorrede u. a. innerhalb sprachreflektierender Texte (vgl. Puff 1995: 117). Bei der Vorrede handelt es sich um ein Textmuster¹⁵³, also eine „Teilstruktur innerhalb von Texten“ (Hundt 2000: 407), das vor allem eine Legitimationsfunktion erfüllen soll. Sie geht „der eigentlichen Veröffentlichung voraus [...] und [kündigt, Einführung: V. S.] diese in Gestalt eines erläuternden Textes an

¹⁵³ Babenko (1997: 287) definiert die Vorrede stattdessen als „Textsorte“, da diese „eine gewisse Eigenständigkeit“ habe. In der vorliegenden Arbeit wird die Definition als Textmuster vorgezogen, da die analysierten Vorreden konkret Bezug nehmen auf das Werk, das sie einleiten und häufig als dessen Legitimationsbasis fungieren. Die Vorrede stellt hier meist keine eigene, vom Werk unabhängige Textsorte dar, sondern vielmehr eine Textstruktur innerhalb des sprachreflexiven bzw. -normierenden Textes. Dementsprechend kann sich hier der Definition nach Hundt (2000: 407) angeschlossen werden.

[...]“ (Babenko 1997: 287).¹⁵⁴ Der Umfang der Vorreden variiert stark, nimmt aber im diachronen Verlauf vom 16. bis 18. Jahrhundert zu. Darüber hinaus können auch mehrere Vorreden aufeinanderfolgen, die an unterschiedliche Adressatenkreise gerichtet sind und den „hohen Anspruch des nachfolgenden Werkes“ (Puff 1995: 117) verdeutlichen sollen. Sie haben die formale Funktion eines Begleittextes und weisen dementsprechend einen „engen thematischen Bezug zum Haupttext auf, den sie einleiten“ (Babenko 1997: 290).

Thematisch bedienen die Autoren in ihren Vorreden ein breites Spektrum: Neben der (obligatorischen) Huldigung der Landesherren, Auftraggeber und/oder weiterer Mäzenaten, die vor allem in den sog. *Widmungsvorreden*¹⁵⁵ eine zentrale Rolle einnehmen, soll damit auch das Bedürfnis befriedigt werden, die eigene Schrift zu erläutern, zu begründen bzw. diese zu rechtfertigen (vgl. Babenko 1997: 288). Puff (1995: 121) fasst die Motive zum Verfassen einer Vorrede prägnant zusammen: Es werden „Aussagen über fremde und eigene pädagogische [und grammatiktheoretische, Einfügung: V. S.] Konzepte“ getroffen bzw. Kritik an den Konzepten und Theorien der anderen Grammatiker geübt, um die eigenen Ideen und Ansätze in den Mittelpunkt rücken zu können.¹⁵⁶ Letztlich hat die Vorrede meist auch immer eine werbende Funktion, soll also die potenzielle Leser*innenschaft zum Kauf animieren sowie weitere Leser*innenkreise eröffnen (vgl. Babenko 1997: 288). Häufig spricht der Autor die Leser*innen in seiner Vorrede auch direkt an und versucht so, deren Interesse am Werk zu wecken und diese einzubeziehen (vgl. Babenko 1997: 288).

Vom 16. Jahrhundert hin zum 17. Jahrhundert vollzieht sich ein thematischer Paradigmenwechsel. Während im 16. Jahrhundert in den Vorreden die Frage diskutiert wurde, *ob* die deutsche Sprache grammatisch erfassbar sei, etabliert sich im 17. Jahrhundert die Überzeugung, dass das Deutsche durchaus regelhaft und somit beschreibbar sein müsse (vgl. Donhauser 1989: 42). Das zentrale „Rechtfertigungsproblem der deutschen Grammatiker“ (Donhauser 1989: 33) wird im Verlauf des 17. Jahrhundert überwunden. Während im 16. Jahrhundert lediglich Frangk (1531) ein Gemeinsprachepostulat in seiner Vorrede annimmt,¹⁵⁷ verbreitet sich die Idee von

154 Diese Entwicklung wurde durch verschiedene Faktoren begünstigt, allen voran der Ausbreitung des Humanismus in Europa im 15./16. Jahrhundert, „der literarischen Wiederentdeckung des klassischen Altertums [...] sowie der Erfindung des Buchdrucks“ (Babenko 1997: 288).

155 Die Widmungsvorrede umfasst meist Angaben zu den Mäzenaten, welche z. B. Widmungen des Autors, dessen Vorstellungen zum Mäzenatentum sowie ausschweifende Dankesbekundigungen enthalten (vgl. Babenko 1997: 288). „Ergebnisadressen und Lob der Personen, denen die Vorrede gewidmet ist, gehören als beinahe unverzichtbare Bestandteile zur Exordialtopik“ (Puff 1995: 118).

156 Babenko (1997: 288) spitzt dies noch zu, indem sie eine Funktion der Vorrede u. a. auch darin sieht, „sich Ruhm zu verschaffen, den eigenen Namen zu verewigen, der eigenen Veröffentlichung größere Bedeutsamkeit zu verleihen“.

157 Vgl. hierzu die Erläuterungen in Kapitel 5.2.2.

einer übergeordneten, eigenständigen deutschen Varietät im Verlauf des 17. Jahrhunderts allmählich und gilt ab der Mitte des 18. Jahrhundert als faktisch existent (vgl. Donhauser 1989: 42). Darüber hinaus verweist Donhauser (1989: 42) darauf, dass „sich die Diskussion um das Deutsche zunehmend auf genuin menschliche und wertende Eigenschaften verlagert“, während diese im 16. Jahrhundert noch „primär sachlich-neutral“ (Donhauser 1989: 43) geführt wurde.

Vor allem im 16. Jahrhundert sowie bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts stehen meist pädagogische Beweggründe im Vordergrund, die die Autoren zum Abfassen ihrer deutschen Grammatik veranlassen (vgl. Puff 1995: 127). Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts prägt sich das (sprach-)wissenschaftliche Interesse der Autoren immer stärker aus und es werden neue grammatiktheoretische Ansätze¹⁵⁸ entwickelt und diskutiert.

Die Vorrede kann zusammenfassend als Textmuster definiert werden, das einen starken thematischen Bezug zu seinem (nachfolgenden) Haupttext aufweist und in dem der Autor sein Wissen zu verschiedenen sprachlichen, gesellschaftlichen, kulturellen etc. Themen äußert und sich kritisch mit diesen auseinandersetzt. Das Ziel dieser (metasprachlichen) Äußerungen ist es, „das Wissen des Leser zu erweitern und seine Vorstellungen in eine bestimmte Richtung zu lenken“ (Babenco 1997: 289). Das Textmuster *Vorrede* ist entsprechend sehr gut geeignet, um die Spracheinstellungen der Autoren des 16. bis 18. Jahrhunderts zum (*Hoch-)Deutschen* zu rekonstruieren: „Solche Legitimationen [der deutschen Sprache und Poesie, Einfügung: V. S.], meist in Vorreden, ‚Lobreden‘ und Einleitungen gegeben, sind die Nahtstellen von Beschreibung und Bewertung von Philologie und Kulturpatriotismus“ (Huber 1984: 23).

4.2.2 Darstellungsmodell

Als Modell werden graphische Frame-Darstellungen mit Knoten (Werten) und Kanten (Attributen) genutzt. Der Vorteil der graphischen Darstellungsform liegt vor allem in der Anschaulichkeit der Frame-Strukturen und der daraus resultierenden schnellen Zugänglichkeit und Klarheit der Datenstrukturen. Die Verbindungen zwischen den Konstituenten des Frames sind so sehr viel besser erfassbar als z. B. in Form von Listen oder Tabellen. Allerdings muss bei der graphischen Darstellung meist eine Komplexitätsreduktion des dargestellten Konzepts erfolgen, da sich hoch-komplexe Frame-Strukturen in einem graphischen Überblick nur eingeschränkter realisieren lassen (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 65). Deshalb werden die expliziten Füllwerte,

¹⁵⁸ Vgl. hierzu die Erläuterungen in Kapitel 3.2 zu den analogistischen und anomalistischen Strömungen.

Standardwerte sowie Attribute innerhalb des Fließtextes zum Frame erläutert, um alle notwendigen Informationen aus dem Primärtext auf engerem Raum aufführen zu können. Dieser hybride Ansatz vereint die Vorteile beider Darstellungsformate, da zum einen die Übersichtlichkeit bzw. Anschaulichkeit der Daten erreicht wird, zum anderen aber auch die notwendige *Vollständigkeit*¹⁵⁹ der Informationen angestrebt wird.

Bei der Rekonstruktion der individuellen Token-Frames ist jedes Attribut durch einen konkreten Füllwert belegt, also auf einen konkreten Autor bzw. dessen Aussagen in der spezifischen Vorrede bezogen und entsprechend klar verortbar. Bei den allgemeineren Type-Frames sind die Attribute hingegen eher *offen*, d. h., dass die Attribute „nur Wertebereiche definieren oder mit durch konkrete Füllwerte verdrängbaren Standardwerten gefüllt sind“ (Busse, Felden und Wulf 2018: 64). Während Type-Frames also allgemeine Muster bzw. „stereotype Wissensstrukturen“ (Lönneker 2003: 8) darstellen, sind Token-Frames stets auf konkrete Instanzen zurückführbar.

Das in den Type-Frames rekonstruierte intraindividuelle Konzept (*Hoch-)Deutsch* wird aus den Wert-Realisierungen der individuellen Token-Frames und den durch diese belegten Attribute abstrahiert. Jene Attribut-Werte-Paare, die in den Exemplar-Frames besonders häufig erscheinen, sind auch Bestandteil des instantiierungsunabhängigen Konzepts *Hochdeutsch* in den Type-Frames.

4.2.3 Erschließungsmethoden

Rekonstruktion der Explikationsbegriffe aus der Sekundärliteratur

Die Komponenten des semantischen Wissens zum Begriff (*Hoch-)Deutsch* werden zunächst über die Strukturierungsvorschläge in der Sekundärliteratur zum historischen Spracheinstellungsdiskurs des Deutschen erfasst, die u. a. Begriffs-Explikationen enthalten und so einen ersten strukturellen Zugang zum historischen Konzept (*Hoch-)Deutsch* ermöglichen. Angelehnt an die Erschließungsmethodik von Busse, Felden und Wulf (2018: 90) konnten auch in der vorliegenden Untersuchung einige Explikationsbegriffe „direkt als Frame-Elemente im Sinne von Attributen oder Werten gedeutet und in die Frame-Darstellungen eingebracht werden“. Die verwendete Sekundärliteratur – und zu einem gewissen Maße auch die Überblicksdarstellungen – dienten zum einen zur ersten groben inhaltlichen Orientierung sowie zur Information über wichtige historische Kontexte, in die die Korpustexte eingebunden sind. Zum anderen konnten darüber auch Frame-Elemente sowie zwi-

¹⁵⁹ Eine vollständige, im Sinne einer exhaustativen Darstellung der Wissens Elemente im historischen Text, bzw. auf einer höheren Ebene im historischen Diskurs, ist natürlich nicht realisierbar. Vgl. hierzu auch die Ausführungen in Kapitel 2.4.3.

schen diesen bestehende Relationen des zu rekonstruierenden Hochdeutsch-Frames identifiziert werden (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 91). Ähnlich der Vorgehensweise von Busse, Felden und Wulf (2018: 91) wurden auch in der vorliegenden Untersuchung „zunächst die Inhaltsverzeichnisse [...] sowie die gebräuchliche[n] graphische[n] Hervorhebung[en] [...] von zentralen Bedeutungsaspekten als eine erste Orientierungs- und Verstehenshilfe“ genutzt. Das sich anschließende *close reading* diente dazu, die „zentrale[n] Elemente und zentrale[n] Zusammenhänge [zu] erkennen und zu einem geringen Teil tatsächlich direkt als Attribute [...] zu übernehmen“ (Busse, Felden und Wulf 2018: 92). Auf dieser Basis konnte ein erstes Grundgerüst¹⁶⁰ rekonstruiert werden, das als Schablone für die Rekonstruktion der individuellen Attribut-Werte-Paare in den Vorreden herangezogen werden kann.

Rekonstruktion der Attribut-Werte-Paare aus den Vorreden

Die Zuordnung der Attribute im Frame folgt einer hermeneutischen Herangehensweise und ist dementsprechend interpretativ (vgl. Busse, Felden und Wulf 2018: 79): „Die eigentliche Problematik der Frame-Analyse [...] liegt [...] in der Aufgabe des Suchens, Findens und adäquaten Benennens von Frame-Elementen [...] qua Begriffs-Elementen“ (Busse, Felden und Wulf 2018: 341).

In einem ersten Schritt muss das FEE rekonstruiert und in den historischen Texten des Korpus ermittelt werden. Als FEE gilt der Ausdruck (*Hoch-)*Deutsch sowie alle auf diesen referierenden Ausdrücke (unter Berücksichtigung der situativen und ko(n)textuellen Begebenheiten), wie z. B. *Hochdeutsch*, (*gutes/reines/allgemeines*) *Deutsch/Teutsch*, Proformen oder implizite Verweise, die ko(n)textuell erschlossen werden können. Im zweiten Schritt werden die auf den Zielausdruck (*Hoch-)*Deutsch bezugnehmenden konkreten Füllwerte abgeleitet und die aufnehmenden Attribute rekonstruiert. So können die Attribut-Werte-Paare, die den individuellen Exemplar-Frame (*Hoch-)*Deutsch in der spezifischen Vorrede konstituieren, ermittelt werden. Schließlich wird der Frame als Struktur aus Werte-Knoten, die über Attribut-Kanten miteinander verknüpft sind, graphisch dargestellt.¹⁶¹

Die Transkriptionsgrundlage bildet das Digitalisat des Originaltextes, entweder im PDF- oder im TXT-Format.¹⁶² In wenigen Ausnahmefällen, besonders bei den Texten des 16. Jahrhunderts, die nicht als Scan des MDZ vorliegen, beruhen

¹⁶⁰ Vgl. hierzu Tabelle 3.6 zu den abgeleiteten Attributen und Sub-Attributen in Kapitel 3.3.

¹⁶¹ Zur graphischen Darstellung der Frames wird das Programm *CMap* (<https://cmap.ihmc.us>) verwendet.

¹⁶² Die Digitalisate der Originaltexte wurden kostenlos über den Downloadservice *Daten für die Forschung (DaFo)* des Münchner Digitalisierungszentrums (MDZ) zur Verfügung gestellt.

die Transkripte auf Editionen¹⁶³. Diese Texte sind entsprechend mit dem Kürzel *Edt.* gekennzeichnet. Prinzipiell wurde diplomatisch transkribiert, wobei folgende Ausnahmen gelten:

1. Die Seitenzählung erfolgt wie in der Vorlage, bei Blattzählung wird der Seitenwechsel mit r = recto und v = verso angegeben.
2. Diakritika werden nur in Ausnahmefällen transkribiert. Vokale mit übergesetztem Vokal, etwa *a^o*, werden als *ao* dargestellt.
3. Graphien werden z. T. unvollständig angegeben, z. B. werden Punkte über einem y nicht wiedergegeben und fehlende Punkte über i, ii und ij werden ergänzt.

Rekonstruktion der Type-Frames aus den Token-Frames

Frame-theoretisch unterscheidet sich das Beschreibungsverfahren von Token-Frames und Type-Frames darin, dass in Token-Frames jedem Attribut ein expliziter Füllwert zugeordnet ist, der auf einen empirischen Referenten verweist (vgl. Busse 2012: 678). Im Type-Frame wird hingegen ein Wertebereich angegeben, dementsprechend können mehrere Ausfüllungen alternativ ein Attribut besetzen (vgl. Busse 2012: 678). Die Strukturunterschiede lassen sich in der graphischen Darstellung der beiden Frame-Typen gut nachvollziehen:¹⁶⁴

Der Token-Frame *Deutsch*, der auf Basis der Vorrede zu Adelung's *Lehrgebäude der Deutschen Sprache* (1782) rekonstruiert wurde, umfasst u. a. das Sub-Attribut¹⁶⁵ *GESCHMACK*. Dieses ist mit dem expliziten Füllwert „allgemein verbreiteten Geschmacks“ (Adelung 1782: LVIII) empirisch belegt. Darüber hinaus können auch die Sub-Attribute *GEBRAUCH* ‚Beste Scribenten‘ sowie *LEITVARIETÄT* ‚Obersächsisch‘ im Token-Frame ermittelt werden, die eine feinere Granularität aufweisen als die zuvor genannten Sub-Attribute. Die Leitvarietät ist im Sub-Attribut *LEITVARIETÄT* ‚Obersächsisch‘ bereits regional eingegrenzt auf den obersächsischen Raum durch den Zusatz des Standardwertes ‚Obersächsisch‘ und wird durch den expliziten Füllwert „südlichen Chursächsischen Lande“ (Adelung 1782: LX) belegt. Die Attribute sind innerhalb des Token-Frames folglich mit konkreten, d. h. expliziten Werten gefüllt, wobei jedes Attribut nur durch einen Wert besetzt werden kann.

Das Abstraktionsniveau¹⁶⁶ des Type-Frames *Deutsch* ist höher als das des Token-Frames, da dieser zum einen durch Attribute strukturiert ist und nicht durch Sub-

¹⁶³ Vgl. hierzu die Auflistung in Kapitel 4.2.1.

¹⁶⁴ Vgl. hierzu den Token-Frame nach Adelung (1782) in Abbildung 7.13 in Kapitel 7.2.5 und den Type-Frame bezogen auf die mitteldeutschen Autoren in Abbildung 7.14 in Kapitel 7.2.6.

¹⁶⁵ Vgl. hierzu Tabelle 7.1 in Kapitel 7.

¹⁶⁶ An dieser Stelle sei auf die Problematik der Bestimmung des Abstraktionsniveaus hingewiesen, die Busse, Felden und Wulf (2018: 339) wie folgt einschätzen: „[Es gibt, Einfügung: V. S.] keine festen und untersuchungsunabhängigen Kriterien dafür, auf welche Ebene innerhalb des *type-token*-

Attribute, wie der Token-Frame. Zum anderen fungieren die Standardwerte aus den Token-Frames, die die Sub-Attribute näher bestimmen und somit die Belegung der Knoten feiner eingrenzen, als allgemeine Standardwerte innerhalb des Type-Frames, die die Attribute besetzen. Dementsprechend belegt der Standardwert ‚Obersächsisch‘ das Attribut LEITVARIETÄT, da die mitteldeutschen Autoren hauptsächlich die obersächsische Sprachlandschaft als vorbildhaft und normkonstituierend beurteilten. Eine feinere Darstellung unterbleibt jedoch im Type-Frame, da dieser den Token-Frames, aus denen er abstrahiert wurde, übergeordnet ist. Darüber hinaus werden in den Type-Frames auch Wertebereiche angegeben, die ein Attribut besetzen können. So ist bspw. der Standardwert ‚Geschmack‘ nur eines von insgesamt drei IDEALEN, die die mitteldeutschen Autoren mit dem Konzept *Deutsch* verbinden.

Kontinuums man mit seinen Frame-Analysen genau anzielt oder letztendlich mit der erstellten Beschreibung erreicht“. Vgl. hierzu auch die Erläuterungen zur Problematik *Dynamizität* bzw. *Granularität* in Kapitel 8.1.

5 16. Jahrhundert

Für die Herausbildung der deutschen Grammatik waren die lateinischen Lehrbücher des späten 15. Jahrhunderts und frühen 16. Jahrhunderts,¹⁶⁷ in denen häufig eine „Vergleichung des Lateinischen mit seinem deutschen Äquivalent“ (Jellinek 1913: 36) erfolgte, von großer Bedeutung. Allmählich entstand ein „Bewusstsein über deutsche Spracheigentümlichkeiten“ (Jellinek 1913: 36), Überlegungen zur Flexion im Deutschen wurden angestellt und eine grammatische Beschreibung der deutschen Muttersprache erschien nun möglich und notwendig (vgl. Jellinek 1913: 37). Aufgrund der allgemeineren Schulbildung sowie der Ausbreitung der Lese- und Schreibkenntnisse in der deutschen Bevölkerung stieg auch die Zahl der Leser*innen und Schreiber*innen. Diese Entwicklung führte jedoch zu einer „Verschlechterung der Orthographie“ (Jellinek 1913: 39), da das Schreiben seinen Status als exklusive Kunstform allmählich verlor und von einer „in zwecklosen Häufungen schwelgende[n] inkonsequente[n] Schreibung“ (Jellinek 1913: 39) verdrängt wurde.

Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken und das Deutsche als Lese- und Schreibsprache zu fördern, entstanden Lehrbücher, die sowohl von Schreibern¹⁶⁸ als auch von Schulmeistern¹⁶⁹ angefertigt wurden (vgl. Jellinek 1913: 40) und sich an spezifische Adressatenkreise, z. B. Schreiber(lehrlinge) sowie Schulmeister und deren Schüler, richteten.

Auf Basis der zehn Vorreden (16. Jahrhundert) wurde ein Schema erarbeitet, das die konstituierenden Attribute enthält, die zum einen aus der Sekundärliteratur abgeleitet wurden¹⁷⁰ und zum anderen aus den historischen Primärtexten zum Zielausdruck (*Hoch-)Deutsch* rekonstruiert werden konnten.¹⁷¹ So wird ein Vergleich der heterogenen Einzeltexte im Hinblick auf die Framestruktur (und damit letztlich auf das Zielkonzept (*Hoch-)Deutsch*) ermöglicht:

167 Beobachtungen zu Sprachbesonderheiten des Deutschen finden sich u. a. im *Exercitium puerorum grammaticale* (1491) sowie in Johannes Coclaeus' *Quadrivium Grammatices* (1511).

168 Die Haupttätigkeit des Autors der untersuchten Schrift ist das berufsmäßige Schreiben, weshalb die Berufsbezeichnung *Schreiber* verwendet wird.

169 Die Haupttätigkeit des Autors der untersuchten Schrift ist das berufsmäßige Unterrichten, weshalb die Berufsbezeichnung *Schulmeister* verwendet wird.

170 Vgl. hierzu auch Tabelle 3.6 in Kapitel 3.3.

171 Vgl. hierzu auch Tabelle 5.1 in Kapitel 5.

Tab. 5.1: Attribute der Frames im 16. Jahrhundert

Attribut	Sub-Attribute 1. Grades
ADRESSATENKREIS	
MOTIVE	(1) SCHREIBBEFÄHIGUNG, (2) ALPHABETISIERUNG, (3) RELIGION, (4) SPRACHPATRIOTISMUS, (5) SPRACHREINIGUNG
(ANTI-)IDEALE	(1) SPRACHRICHTIGKEIT/-FEHLERHAFTIGKEIT BZW. (UN-) REINHEIT, (2) (UN-) EINHEITLICHKEIT, (3) (UN-) VERSTÄNDLICHKEIT, (4) NÜTZLICHKEIT/NUTZLOSIGKEIT
BEURTEILUNGSKRITERIEN	(1) GÖTTLICHKEIT, (2) ALTER
KOGNITIVE (UN-)FÄHIGKEITEN	(1) WISSEN/UNWISSENHEIT, (2) ÜBUNG, (3) (UN-)FLEISS
(ANTI-)AUTORITÄTEN	(1) INSTITUTIONEN, (2) PERSONEN, (3) SCHRIFTEN
(ANTI-)LEITVARIETÄTEN	(1) REGION, (2) MEDIUM
GRAMMATIK	(1) AUSSPRACHE (PHONOLOGIE), (2) SCHREIBUNG (ORTHOGRAPHIE), (3) LEXIK, (4) BEDEUTUNG (SEMANTIK)
DIDAKTIK	
POSTULAT	(1) GEMEINSPRACHEPOSTULAT, (2) TOLERANZPOSTULAT

Das Attribut ADRESSATENKREIS umfasst den Rezipient*innenkreis, an den das Werk des Autors gerichtet ist. Dieses kann explizit an ‚Schreiber(lehrlinge)‘, ‚Schulmeister‘ und ‚Schüler/Jugend‘, das ‚Volk‘ oder auch allgemein an die Deutschen („allgemeine Adressaten“) gerichtet sein, die im Schreiben des Deutschen bzw. im Lesen der deutschen Sprache unterrichtet werden sollen.

Je nach Adressatenkreis können verschiedene MOTIVE der Autoren abgeleitet werden, die ihre Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache anleiten. So steht ein Befähigungsmotiv im Vordergrund, wenn die Schrift die Rezipient*innen dazu befähigen soll, ein klares, verständliches und entsprechend einheitlicheres Deutsch zu schreiben (SCHREIBBEFÄHIGUNG). Der Autor kann aber auch aus einem pragmatischen Motiv heraus agieren, wenn er mit seiner Schrift die Menschen anleiten will, Lesen (und Schreiben) zu lernen (ALPHABETISIERUNG). Während beim Befähigungsmotiv die Verbesserung bzw. Vereinheitlichung der Schreibweise von vorwiegend professionellen Schreibern im Fokus steht, ist beim pragmatischen Motiv der basale Erwerb der Lesefähigkeit zentral. Neben diesen beiden Hauptmotiven können noch drei weitere Motive zur Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache in

den analysierten Vorreden des 16. Jahrhunderts nachgewiesen werden: So wollen manche Autoren ihre Leser*innenschaft dazu befähigen, Lesen und/oder Schreiben in der deutschen Sprache zu lernen, um Gottes Wort selbstständig, z. B. durch die Lektüre der Heiligen Schrift, aufzunehmen und so ein gottesfürchtiges Leben führen zu können. Hier wird ein religiöses Motiv angenommen, das den Autor anleitet (RELIGION). Darüber hinaus kann der Verfasser auch ein patriotisches Motiv verfolgen, wenn er durch seine Schrift zur Emanzipation des Deutschen vom Lateinischen, Griechischen oder Hebräischen beitragen möchte und dessen gleichwertige Behandlung in Kirche, Gesellschaft und Wissenschaft fordert (SPRACHPATRIOTISMUS). Dient die Schrift hingegen eher zur Reinigung der deutschen Sprache, zum einen von fremdsprachigen Einflüssen und zum anderen vom Einfluss schlechter deutscher Rhetoriken bzw. vermeintlicher Autoritäten, kann ein Sprachreinigungsmotiv des Verfassers abgeleitet werden (SPRACHREINIGUNG).

Für das 16. Jahrhundert können zudem zwei zentrale POSTULATE (im Sinne von Standpunkten) ermittelt werden, die die Autoren in ihren Vorreden propagieren: das GEMEINSPRACHEPOSTULAT und das TOLERANZPOSTULAT.¹⁷² Während bei Ersterem die Herausbildung einer Gemeinsprache, die über allen Dialekten steht, postuliert wird, steht bei Letzterem der tolerante Umgang mit den verschiedenen deutschen Varianten im Vordergrund. Die Verfasser appellieren an ihre Rezipient*innen, sich der Unterschiede in den deutschen Dialekten bewusst zu werden und jene regionalen Varianten zu verwenden, die allgemein verständlich(er) sind.

Die VERSTÄNDLICHKEIT der Sprache stellt ein wichtiges Ideal¹⁷³ im 16. Jahrhundert dar, um eine überregionale Kommunikation zu ermöglichen. Zudem sind die EINHEITLICHKEIT in der Schreibweise sowie die NÜTZLICHKEIT der jeweiligen Wortform – im Hinblick auf ihren Inhalt – wichtige Tugenden der deutschen Sprache. In diesem Kontext wird auch auf die Verwendung von FREMDWÖRTERN eingegangen, die nach Ansicht der Autoren unverständlich und unnütz sind. Ebenso wird die Praktik, Übersetzungen des Lateinischen anzufertigen und die grammatische Struktur des Lateinischen auf die deutsche Sprache zu übertragen, kritisiert, da so keine verständlichen Texte verfasst werden könnten (LATEIN VERDEUTSCHEN). Sowohl durch den Gebrauch von unnützlichen Fremdwörtern als auch durch die lateinischen Verdeutschungen würde das Ideal der ZIERLICHKEIT angegriffen und die Schönheit

172 So verweist Jellinek (1913: 54) explizit darauf, dass Frangk eine Gemeinsprache anstrebte, während die meisten anderen Autoren des 16. Jahrhunderts eine tolerantere Haltung gegenüber regionalen Schreibvarianten hatten.

173 Neben den Idealen, die die Vorstellung der Autoren von der deutschen Sprache prägen, benennen diese auch *Anti-Ideale*. So gehen die Autoren etwa auf die Anti-Ideale SPRACHFEHLERHAFTIGKEIT, UNEINHEITLICHKEIT, UNVERSTÄNDLICHKEIT und NUTZLOSIGKEIT ein, die die aktuellen Formen des Deutschen prägen und ausgebessert werden müssen.

des Deutschen verdunkelt. Über all diesen Idealen steht die SPRACHRICHTIGKEIT bzw. -REINHEIT, die von den Autoren angestrebt wird.

Um die Güte der deutschen Sprache zu verdeutlichen und zu beurteilen, wird von den Autoren des 16. Jahrhundert zum einen auf die Göttlichkeit der Sprache und zum anderen auf deren Alter verwiesen. Bereits Luther hatte in einer Predigt von 1525 darauf hingewiesen, dass „die Sprache, Rede und Stimme eine Gabe Gottes [ist, Einfügung: V. S.] wie andere Gaben, wie z. B. die Frucht an den Bäumen“ (Luther 1990: 95). Dementsprechend ist auch die deutsche Sprache eine Gabe Gottes (GÖTTLICHKEIT), ebenso wie die drei heiligen Sprachen Latein, Hebräisch sowie Griechisch, und muss gepflegt werden. Die heiligen Sprachen zeichnen sich u. a. durch ihr sehr hohes Alter und ihre Ursprünglichkeit aus, die als Gütekriterien angesehen werden. Im Hinblick auf das Deutsche begründen die Autoren den Wert ebenfalls über dessen hohes ALTER.

Was als richtig, einheitlich, verständlich und nützlich gilt, hängt von den sprachlichen AUTORITÄTEN, also INSTITUTIONEN, PERSONEN oder SCHRIFTEN ab, die der Autor als positiv beurteilt und vorstellt. Im Kontrast dazu wird auch immer wieder auf schlechte Vorbilder (ANTIAUTORITÄTEN) hingewiesen, also z. B. auf fehlerhafte Schriften, schlechte Schreiber oder Schreibkanzleien, die keinen einheitlichen Schreibstil pflegen.

Neben den Autoritäten, die als Vorbilder im Hinblick auf einen guten deutschen Sprachgebrauch herangezogen werden sollen, werden in den Vorreden auch mögliche LEITVARIETÄTEN¹⁷⁴ diskutiert, nach deren Beispiel eine einheitliche (hoch-)deutsche Sprache konstituiert werden könnte. Zum einen wird auf sprachliche Regionen verwiesen, in denen eine besonders verständliche und weitverbreitete deutsche Varietät gesprochen bzw. geschrieben wird (REGION), zum anderen wird aber auch der mündliche oder schriftliche Sprachgebrauch bestimmter Gesellschaftsschichten als Leitvarietät dargestellt (MEDIUM).

In den Vorreden gehen die Autoren auch auf unterschiedliche grammatische Teilbereiche ein, die sie ihren Leser*innen vermitteln möchten. So stellen sie etwa Überlegungen zur Lautung (AUSSPRACHE) sowie zur korrekten Orthographie der Wortformen (SCHREIBUNG) an, also bspw. zu Buchstabenhäufungen, zur korrekten Worttrennung oder zur DEKLINATION. Was der Autor als *korrekt* beurteilt, ist eng mit dessen Sprachwahrnehmung, also dessen Ansichten bzw. Einstellungen zum deutschen Sprachraum, den Sprecher*innen und regionalen Varianten verbunden. Bei einigen Autoren kann (schon) eine Unterscheidung in einen hochdeutschen

174 Es werden auch sog. *Anti-Leitvarietäten* in den Vorreden thematisiert, also schlechter Sprachgebrauch thematisiert, der unter keinen Umständen zur Konstituierung einer sprachlichen Norm in Betracht gezogen werden sollte.

Sprachraum, der meist als vorbildhaft bewertet wird, und die davon zu unterscheidenden, nicht vorbildhaften Sprachräume nachvollzogen werden. Zudem können erste Überlegungen zur Verbindung von Form und Inhalt (SEMANTIK) sowie zum Wortschatz allgemein (LEXIK) rekonstruiert werden.

Darüber hinaus stellen manche Autoren auch ihre Ansichten zu gutem Deutschunterricht bzw. zur guten Unterweisung in das Sprechen und Schreiben der deutschen Sprache (DIDAKTIK) in ihrer Vorrede dar. Hiermit eng verbunden sind die kognitiven Fähigkeiten, die die Rezipient*innen aufweisen bzw. erlernen müssen, um das Deutsche korrekt und verständlich lesen und schreiben zu können. Zum einen müssen sie fleißig sein (FLEISS) und den Umgang mit der deutschen Sprache immer wieder üben (ÜBUNG), bis sie diesen sicher beherrschen. Durch die Übung, z. B. die Deklination der Wortformen, erlangen die Rezipient*innen WISSEN, das ebenfalls notwendig ist, um gutes Deutsch – sowohl mündlich als auch schriftlich – zu produzieren.¹⁷⁵

Im Folgenden werden die konkreten Füllwerte, die in den untersuchten Texten die Attribute besetzen,¹⁷⁶ dargestellt und die individuellen Token-Frames zum Zielausdruck (*Hoch-)Deutsch* rekonstruiert.

5.1 Schriften der Schulmeister

5.1.1 *Teütsch* in Ickelsamers *Die rechte Weis* (1534) und *Teütsche Grammatica* (1534)

Valentin Ickelsamer studierte bei Luther in Wittenberg Theologie, distanzierte sich jedoch ab 1522 von diesem und wandte sich stattdessen dem Reformator Andreas Bodenstein (Karlstadt) zu (vgl. Moulin-Fankhänel 1994: 106). Später war Ickelsamer als Schulmeister in Rothenburg, Erfurt und Augsburg tätig (vgl. Moulin-Fankhänel 1994: 106). Darüber hinaus war er Anhänger von „Schwenkfeldts Mystik“ (J. Müller 1882/1969: 404) und kam so in Kontakt mit dem Schulmeister Fuchßperger.

Sein Interesse galt in erster Linie religiösen Fragen, u. a. den Lehren Luthers und Schwenkfeldts. Da er Lesen als „ain feine gabe Gotes“ (Ickelsamer 1534b: AIVr) auffasste (GÖTLICHKEIT), war es ihm ein Anliegen, selbst eine Leselehre, *Die rechte weis* (1534¹⁷⁷), sowie eine *Teütsche Grammatica* (1534b) zu verfassen. Beide Werke

¹⁷⁵ Die Autoren zeigen auch die KOGNITIVEN UNFÄHIGKEITEN der Sprecher*innen und Schreiber*innen auf, die deren Sprachgebrauch negativ beeinflussen.

¹⁷⁶ Vgl. hierzu Tabelle 5.1.

¹⁷⁷ Die erste Auflage erschien bereits 1527, für die vorliegende Untersuchung wurde die zweite Auflage von 1534 genutzt, die auch in der Edition von J. Müller (1882/1969) enthalten ist.

zeugen von der tiefen Religiosität des Autors (vgl. Weigand 1882/1972: 3), der seine Rezipient*innen zu „gotfürchtige[n] vnd frume[n] mensche[n]“ (Ickelsamer 1534b: AIVr) erziehen wollte, die das Lesen lernten „vñdarnach zu Gottes ehre brauchten“ (Ickelsamer 1534b: AIVr) (RELIGION).

J. Müller (1882/1969: 406) ordnet *Die rechte weis* als die „erste [...] deutsche methodische Anleitung zum deutschen elementaren Sprachunterricht“ ein und bezeichnet Ickelsamer zudem als den „Vater der Lautiermethode“ (J. Müller 1882/1969: 404). Im Gegensatz zur Buchstabiermethode basiert die Lautiermethode auf dem Erlernen des Lautbildes des betreffenden Buchstabens, welcher durch die Abbildung des Tieres, das diesen Laut produziert, verdeutlicht wird. Ickelsamer machte diese lautphysiologischen Betrachtungen zur Basis seiner Leselehre bzw. seiner Grammatik und wirkte als Vorbild für nachfolgende Schulmeister; u. a. für Jordan, Fabritius und Fuchßperger.

Mit seiner Leselehre richtet er sich explizit an jene Menschen, die das Lesen erlernen wollen, damit sie „Gottes wort [...] selbs lesen [...] [und] darinn vrteylen“ (Ickelsamer 1534/1882: AIIr) können. Er verfolgt in erster Linie ein pragmatisches Motiv, da er möglichst allen Menschen ein Verständnis von den Buchstaben bzw. vom Lesen vermitteln möchte (ALPHABETISIERUNG) und wendet sich an einen noch nicht alphabetisierten ADRESSATENKREIS. Diesem verspricht Ickelsamer (1534/1882: AVv), dass sie „in viervnd zwaintzig stunde“ mithilfe seiner Grammatik lesen lernen könnten. Mit diesem Verkaufsargument versuchte u. a. auch Größbeutel in seinem *Stymenbüchlein* (1534)¹⁷⁸ seine Leser*innenschaft zu motivieren, was von Fuchßperger scharf kritisiert wurde.

In der Vorrede zur Grammatik von Ickelsamer (1534b) wird auch dessen patriotische Haltung deutlich: Er vertritt den Standpunkt, dass das einfache Verdeutschene der lateinischen Grammatik keine eigenständige deutsche Grammatik hervorbringen könne (LATEIN VERDEUTSCHEN). Diese „Gramatica würdt den teütschen seltzamer vnd vnbekandter sein“ (Ickelsamer 1534b: AIIIv) (UNVERSTÄNDLICHKEIT) und dementsprechend auch nicht nützlich sein (NUTZLOSIGKEIT). Stattdessen rät Ickelsamer dazu, „zierliche exempeln“ (Ickelsamer 1534b: AIIr) heranzuziehen. U. a. wird das Werk von „Peter Jordan zuo Mentz“ von Ickelsamer (1534b: AVr) als vorbildhaft benannt (AUTORITÄT ‚Jordan‘).

Die im 16. Jahrhundert weit verbreiteten willkürlichen Schreibvarianten (Buchstabenhäufungen, Verwendung verschiedener Zeichen für denselben Laut etc.) kritisiert Ickelsamer stark und verweist auf die Etymologie der Wörter und der daraus abzuleitenden Schreibung (vgl. Jellinek 1913: 51). Er empfiehlt deshalb, die „künstliche Compositiones der alten teütschen wörter/Sprüchworter/vnnd etliche jrer reden

178 „[B]ald (als in. xxiiij stunden auff das minst) leychtlich moegen lernen lesen“ (Titelblatt).

art“ (Ickelsamer 1534b: AIIIv) zu beachten (LEXIK ALTER). An dieser Stelle können frühe Tendenzen zu einer analogistischen Haltung bei Ickelsamer abgeleitet werden, da er die Etymologie sowie das Alter der sprachlichen Varianten als Argument heranzführt, weshalb diese genutzt werden sollten bzw. anderen Varianten vorgezogen werden müssten.

Nach dem Vorbild Luthers wendet sich auch Ickelsamer von einer Wort-zu-Wort-Übersetzung ab. Vielmehr müsse der Übersetzer „sein ganzes ampt vnd wesen begreiffe“ (Ickelsamer 1534b: AIr) (SEMANTIK), um eine gute deutsche Übersetzung anfertigen zu können, also sinnhaft übersetzen. Hierfür sei ein „gründliche[r] verstand der Teütschen woerter vnnd rede“ (Ickelsamer 1534b: AIV), also WISSEN um die deutsche Sprache, nötig.¹⁷⁹

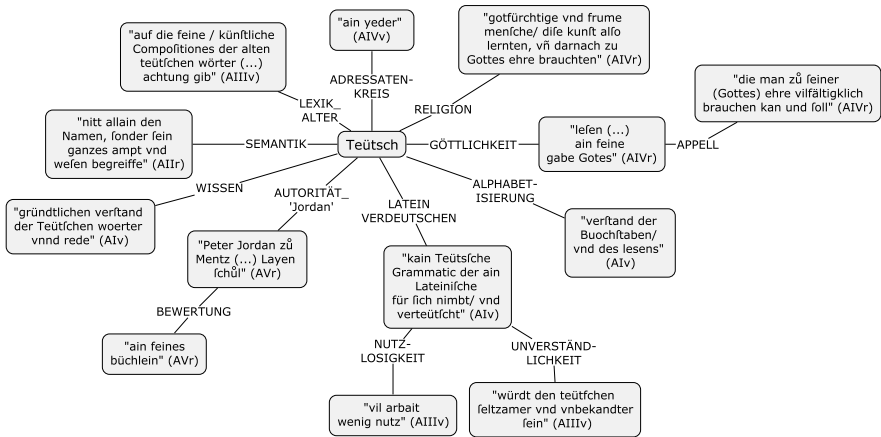


Abb. 5.1: Token-Frame Teütsch rekonstruiert aus Ickelsamers *Teütscher Grammatica* (1534)

179 Vgl. hierzu die Abbildung 5.1.

5.1.2 *Deutsch in Jordans Leyenschuol (1533)*

Der Mainzer Drucker und Schulmeister¹⁸⁰ Peter Jordan war u. a. für den Druck der antireformatorischen Schmähsschrift *Martin Luthers Clagred* verantwortlich und protegierte die altkirchlichen Vertreter. Bei ihm wurde auch die katholische Dietenberger-Bibel (1534) gedruckt (vgl. Gauch 1987: 75).

Die 1533 erschienene *Leyenschuol* richtet sich an die „anfahendt schuler“ (Jordan 1533/1882: AIIr), die mittels figürlicher Darstellungen, die die jeweiligen Buchstaben des Alphabets veranschaulichen, das Lesen erlernen sollen.¹⁸¹ Auf diese Weise wollte er es seinen Rezipient*innen ermöglichen, „kuertzlich schreyben vnd lesen zuo lernen“ (Jordan 1533/1882: AIV) (ALPHABETISIERUNG). Neben diesem pragmatischen Motiv verfolgt Jordan auch ein religiöses Motiv, da er die Menschen mit der *Leyenschuol* befähigen möchte, die Güte Gottes in den Schriften selbst erfahren zu können (RELIGION).

Jordans Leselehre ist an die Schriften Ickelsamers angelehnt, den er explizit als sprachliches Vorbild in seiner Vorrede thematisiert (AUTORITÄT ‚Ickelsamer‘). So hätte ihn Ickelsamers „feines büchlein“ (Jordan 1533/1882: AIIr) dazu bewogen (BEWERTUNG), die *Leyenschuol* zu verfassen: „eins/so Valentin Jckelshamer beschriben hat/durch welches ich auch bin verursacht worden/diñ meyn buechlin zuo trucken“. U. a. diene die *Leyenschuol* dazu, die Schrift Ickelsamers zu ergänzen und zu verbessern, was von Ickelsamer später gelobt wird (vgl. Gauch 1987: 80).

Zudem kritisiert Jordan scharf die Versprechungen mancher Autoren, dass „in vier vnd zwentzig stunden schreiben vnnnd lesen zuo leren“ (Jordan 1533/1882: AIV) möglich wäre. Implizit bezieht er sich auf das *Stymenbüchlein* von Jakob Größbeutel, das damit sogar im Titel wirbt (ANTIAUTORITÄT ‚Größbeutel‘). Damit wollten sie „alleyn vmb des leydigen geitz willen [...] die armen eynfeltigen menschen [...] nur vmb gelt“ (Jordan 1533/1882: AIV) bringen. Verwunderlich scheint, dass der von Jordan explizit als Vorbild für die *Leyenschuol* benannte Ickelsamer derartige Versprechen ebenfalls macht. In der *Grammatica* (1534)¹⁸² bezieht sich Ickelsamer auf die Kritik Jordans:

180 Ob Jordan als Schulmeister tätig gewesen ist oder nicht, wird in der Forschung kontrovers diskutiert (vgl. Gauch (1987: 50f.) sowie Stamm (1967: 102)). So geht Gauch (1987: 81) davon aus, dass Jordan seine Mitarbeiter in der Druckerei anlernen musste und ihnen deshalb auch Lesen und Schreiben beibrachte. Im Zuge des Drucks der Dietenberger-Bibel musste Jordan seinen Mitarbeiterstab extrem erweitern und dementsprechend auch vermehrt ausbilden (vgl. Gauch 1987: 81).

181 So wird etwa das Graphem <i> anhand der Abbildung eines Igels und das Graphem <o> mittels der Darstellung eines Ochsens veranschaulicht (vgl. Gauch 1987: 16).

182 Das Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe ist in der Forschung nicht abschließend geklärt. So wird u. a. das Jahr 1534 als Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe der Grammatik Ickelsamers angenommen (vgl. J. Müller 1882/1969) sowie das Jahr 1532 (vgl. Giesecke 1998). Folgt man nun

Vnd ist darumb nit vnmüglich/in viervnd zwaintzig stunde lesen zuolernen/wie der Peter Jordan zuo Mentz/der auch ain feines büchlein vo der Layen schuol geschriben/über ainen zürnet/der sich solches vermessen und außgethon hat. (Ickelsamer 1534b: AVr)

Als Argument führt Ickelsamer an, dass das Alphabet nur dreiundzwanzig Buchstaben hätte „vnd wellicher dife Buchstaben recht kan/der kan scho lesen“ (Ickelsamer 1534b: AVr). Dementsprechend wäre die kognitive Leistung vergleichbar mit dreiundzwanzig Namen, die man sich an einem Tag einprägen müsse.

Dass Jordan diese Kritik auch gegen Ickelsamer richtet, kann auf Basis der Vorrede zur *Leyenschuol* (1533) nicht nachvollzogen werden, ist aber hinsichtlich Ickelsamers Kommentar in der *Teütschen Grammatica* (1534) durchaus vorstellbar. Die möglichen Reaktionen anderer Autoren auf sein Werk reflektiert Jordan ebenfalls in seiner Vorrede: „die vndanckbaren spitzfuendigen koepff diß meyn schreiben (wie dan jr art ist) wuerden verspotten vnd verlachen“ (Jordan 1533/1882: AIr) (ANTI-AUTORITÄT ‚Undankbare‘). Diesbezüglich stellt der Autor jedoch klar, dass er derartiger Kritik keine große Beachtung schenken werde.¹⁸³

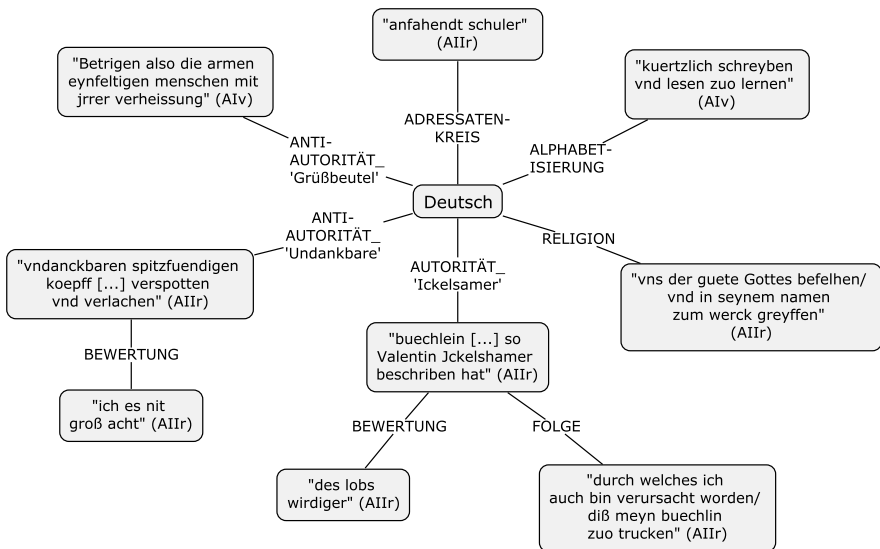


Abb. 5.2: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Jordans *Leyenschuol* (1533)

der These Gieseckes, wäre es durchaus möglich, dass sich Jordans Kritik in seiner 1533 erstmals erschienenen *Leyenschuol* auch auf Ickelsamer beziehen könnte.

183 Vgl. hierzu die Abbildung 5.2.

5.1.3 *Deutsch* in Fabritius' *Nutzlich buchlein* (1532)

1530 übernahm Hans Fabritius die Nachfolge von Ickelsamer als Schulmeister in Erfurt (vgl. Moulin-Fankhänel 1994: 62). In Fabritius' Orthographielehre finden sich entsprechende Anlehnungen an Ickelsamers *Grammatica*, vor allem bei der Beschreibung der Laute (vgl. Jellinek 1913: 52).

Die Anleitung zu einem klaren und verständlichen deutschen Schreibgebrauch steht bei Fabritius (1532/1895) klar im Fokus (SCHREIBBEFÄHIGUNG). Die „deutschen schribschulern“ (Fabritius 1532/1895: AIIr) werden als ADRESSATENKREIS definiert und sollen in seiner Orthographielehre ein „fundament des schribens“ (Fabritius 1532/1895: AIIr) vermittelt bekommen. Darüber hinaus appelliert er an seine Leser*innenschaft, dass „das vnformlich, vnnutzlich schreiben moechte nhach blyben“ (Fabritius 1532/1895: AIIr) (SCHREIBUNG UNEINHEITLICHKEIT). Wie bereits zuvor Ickelsamer (1534b) kritisiert auch Fabritius die willkürlichen Schreibvarianten, die sich in den Kanzleien und Schreibschulen immer weiter verbreiten. Die Schreiber*innen sollen darauf achten, möglichst einheitliche Formen zu verwenden und dem Nützlichkeitsgedanken entsprechend zu arbeiten, also verständliche Schriften verfassen.¹⁸⁴

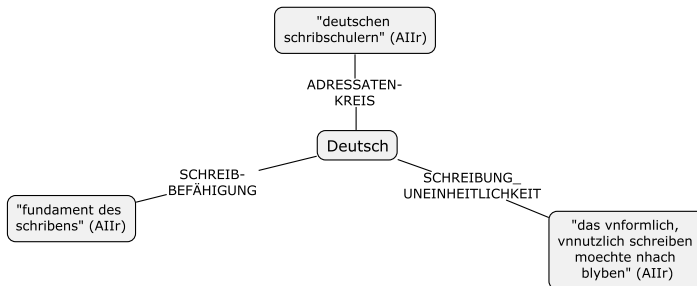


Abb. 5.3: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Fabritius' *Nutzlich buchlein* (1532)

5.1.4 *Tüdtſch* in Kolroß' *Enchiridion* (1530)

Johann Kolroß war ein Baseler Lehrmeister, der sich als „Erste[r] [...] auf systematische, nahezu vollständige Weise“ (J. Müller 1882/1969: 415) mit der deutschen Orthographie auseinandersetzte. Das *Enchiridion* (1530) sollte dazu dienen, die Inkongruenzen in der Schrift zu überwinden (vgl. Jellinek 1913: 54).

¹⁸⁴ Vgl. hierzu die Abbildung 5.3.

Zur Ermittlung der korrekten Schreibweise rät Kolroß deshalb, die Etymologie der Wörter genauer zu betrachten (vgl. Jellinek 1913: 53), ähnlich wie dies auch Ickelsamer fordert. Zwar ist das Handbüchlein „fürnaemlich für die hochtüttschen“ (Kolroß 1530/1882: AIIv) angefertigt worden (ADRESSATENKREIS ‚Hochdeutsche‘) und auch „naoch haochtüttscher spraoch“ (Kolroß 1530/1882: AIIr) abgefasst, allerdings kann es von „eim yeden zuo siner spraoch“ (Kolroß 1530/1882: AIIv) herangezogen werden (ADRESSATENKREIS ‚Alle‘), um Lesen und Schreiben zu lernen. Kolroß adressiert mit seinem Handbüchlein vor allem die Laien, also nicht die Schreiber(lehrlinge), sondern „kynd [...] elltern selbs [...] handtwercks gsellen [...] jungfrowen“ (Kolroß 1530/1882: AIIr).

Darüber hinaus hält Kolroß die Lehrmeister dazu an, zu „minderen oder meeren/ye nach gelegenheyt des lands vnnd der spraoch“ (Kolroß 1530/1882: AIIv). Er vertritt einen toleranten Standpunkt gegenüber den verschiedenen regionalen Schreibweisen (TOLERANZPOSTULAT) und verfügt zudem über Wissen hinsichtlich der sprachlichen Unterschiede zwischen den deutschen Varietäten. Diese unterteilt er grob in die „artlich[e] vnnd recht[e]“ (Kolroß 1530/1882: AIIr) hochdeutsche Sprache (LEITVARIETÄT ‚Hochdeutsch‘) und die „ändern tüttschen“ (Kolroß 1530/1882: AIIv) Sprachen. Darüber hinaus kann angenommen werden, dass Kolroß seine alemannische Schreibvarietät als Hochdeutsch einordnet und sich selbst auch zu den Hochdeutschen zählt.

Kolroß möchte seine Rezipient*innen in erster Linie dazu anleiten, „naoch haochtüttscher spraoch artlich vnnd recht tüttsch [...] schryben“ zu lernen (Kolroß 1530/1882: AIIr) (SCHREIBBEFÄHIGUNG). Dem übergeordnet ist jedoch das religiöse Motiv, nämlich die Laien in die Lage zu versetzen, die Heilige Schrift in der deutschen Übersetzung („in verstaendiger vaetterlicher spraoch“ (Kolroß 1530/1882: AIIr)) lesen und verstehen zu können (RELIGION).¹⁸⁵

185 Vgl. hierzu die Abbildung 5.4.

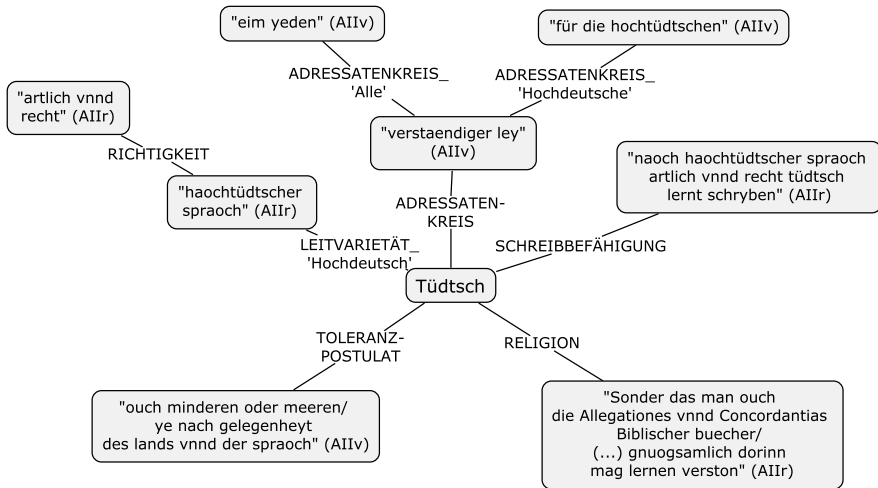


Abb. 5.4: Token-Frame Tüdtſch rekonstruiert aus Kolroß' *Enchiridion* (1530)

5.1.5 *Teutsch* in Fuchßpergers *Leeßkonst* (1542)

Ortolf Fuchßperger gab u. a. Lateinunterricht und schrieb in diesem Zusammenhang auch eine lateinische Sprachlehre (vgl. J. Müller 1882/1969: 410). Während er in seiner Anfangszeit noch der evangelischen Lehre folgte, trat er später dem Spiritualismus bei und wurde Schwenkfeldtianer¹⁸⁶ (vgl. J. Müller 1882/1969: 412). In dieser Zeit entstand auch die *Leeßkonst* (1542), die Lesetafeln mit Bildern enthält. Nach Ansicht von J. Müller (1882/1969: 412) ist die Leselehre Fuchßpergers „für die Geschichte des deutschsprachigen Unterrichtes um die Mitte des 16. Jahrhunderts von hervorragender Bedeutung“. Dies begründet Müller u. a. damit, dass in ihr „erstmal[s] der gesamte[] deutsche[] Elementarstoff der deutschen Schule[]“ (J. Müller 1882/1969: 412) dargestellt wird. Zudem schafft es Fuchßperger, den Stoff „knapper [und, Einfügung: V. S.] schulgerechter“ (J. Müller 1882/1969: 412) zu bearbeiten, anders als etwa Ickelsamer, der für Fuchßpergers Werk als Vorbild diente (vgl. J. Müller 1882/1969: 412).

Fuchßpergers *Leeßkonst* richtet sich an die Schulkinder (ADRESSATENKREIS ‚Schüler‘) sowie deren Schulmeister (ADRESSATENKREIS ‚Lehrer‘), die „die furgeschriben leer/nothurfing endern“ (Fuchßperger 1542/1882: AVr) sollen, wenn dies im Unterricht erforderlich ist. Auch hier wird eine tolerante Haltung gegenüber den deutschen Schreibvarianten vertreten.

¹⁸⁶ Hier besteht eine Verbindung zu Ickelsamer, der ebenfalls der Lehre Schwenkfelds folgt.

Seine didaktischen Leitlinien stellt Fuchßperger umfassend dar und appelliert an die Lehrer, die Kinder behutsam und in kleinen Schritten an das Lesen und Schreiben heranzuführen, sodass sie nicht, „ehe sie die buchstaben khennen/denselben feind werden“ (Fuchßperger 1542/1882: AVr). Außerdem sollen die Kinder täglich üben, um Sicherheit im Umgang mit der deutschen Sprache zu erlangen (ÜBUNG). Darüber hinaus empfiehlt Fuchßperger, die Kinder zuerst im Deutschen zu unterrichten, bevor sie das Lateinische erlernen (DIDAKTIK): „nit die wenigst vrsach/das sie in teutschen Schulen vil ehe/dan in den lateinischen des fertigen lesens gewonen“ (Fuchßperger 1542/1882: AVv).

Seine sprachpatriotische Haltung wird hier deutlich, ebenso wie ein pragmatisches Motiv, die Kinder zu alphabetisieren, d. h., sie „zum Abecedeischen grondstain [...] [zu, Einfügung: V. S.] vnderwisen“ (Fuchßperger 1542/1882: AIVr). Beide Motive sind jedoch der Religion untergeordnet, da die deutsche Sprache vor allem dazu dienen soll, „zu hohster Gotlicher erkhanntnus [...] [zu, Einfügung: V. S.] khomen“ (Fuchßperger 1542/1882: AIIIv) und die Kinder zu frommen Christen zu erziehen (RELIGION). Zudem vertritt der Autor, ebenso wie Ickelsamer, die Ansicht, dass „Got die buchstabischen mittel verordnet“ (Fuchßperger 1542/1882: AIIIv) hat, also dass das Lesen und Schreiben Gottes Gaben seien (GÖTTLICHKEIT).¹⁸⁷

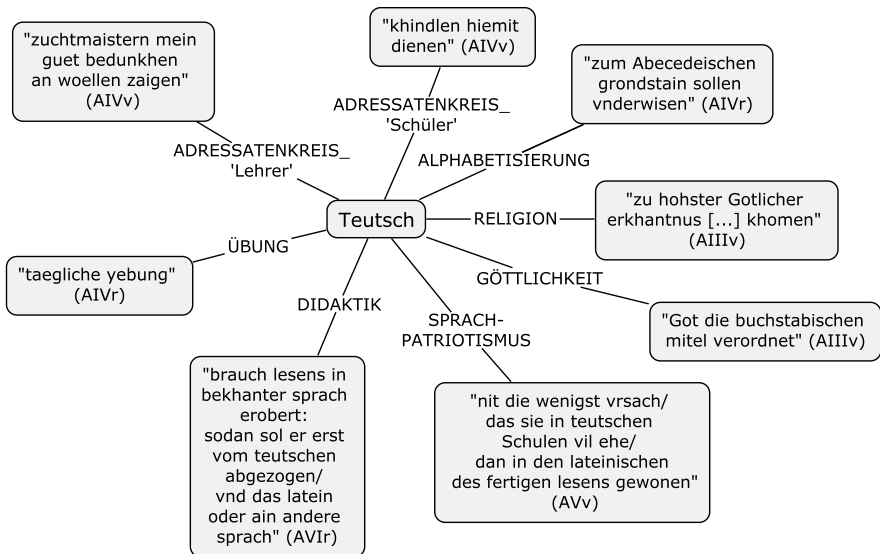


Abb. 5.5: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Fuchßpergers *Leeßkonst* (1542)

¹⁸⁷ Vgl. hierzu die Abbildung 5.5.

5.1.6 Zwischenfazit

Die Schulmeister wollen mit ihren Schriften den Schülern sowie deren Lehrern helfen (‚Schulmeister‘ und ‚Schüler/Jugend‘), die deutsche Sprache lesen und schreiben zu lernen (‚Alphabetisierung‘) bzw. diese sinnvoll zu vermitteln. Das pragmatische Motiv ist in diesen Arbeiten zentral, aber meist einem religiösen Motiv untergeordnet, da die Kinder bzw. das gemeine Volk lesen lernen sollen, um ein gottesfürchtiges Leben führen zu können und die Heilige Schrift bzw. das Wort Gottes aufnehmen und verstehen zu können (‚Religion‘). Deshalb plädieren die Autoren dafür, deutsche Übersetzungen der lateinischen, griechischen oder hebräischen Kirchentexte anzufertigen und das Deutsche als gleichwertige Sprache neben den bisherigen Hauptsprachen der Kirche zu etablieren (‚Sprachpatriotismus‘).

Als Rechtfertigung, weshalb die Zuwendung zur Sprache sinnvoll und sogar notwendig ist bzw. auch eine intensive Auseinandersetzung und Erforschung des Deutschen angestrebt werden sollte, dient den Autoren der Verweis auf die Göttlichkeit der (deutschen) Sprache (‚Göttlichkeit‘). Weil sie eine Gabe Gottes ist, muss ihr Beachtung geschenkt werden.

Eine Besonderheit in den Schriften der Schulmeister sind die Hinweise zur didaktischen Vermittlung der deutschen Sprache, die die Lehrer im Deutschunterricht beachten sollen, um ihre Schüler zu motivieren und nicht zu überlasten. Fuchßperger (1542/1882) geht z. B. darauf ein, dass es sinnvoller ist, den Schülern zuerst das Lesen in deutscher Sprache beizubringen, bevor diese sich dem Lateinischen zuwenden (‚Deutsch als Erstlesesprache‘). Durch stetige Übung sollen die Schüler die deutsche Sprache erlernen (‚Übung‘) und sich so das notwendige Wissen aneignen (‚Wissen‘), um gut Deutsch lesen und schreiben zu können. Zudem werben u. a. Ickelsamer (1534/1882), Kolroß (1530/1882) und Fuchßperger (1542/1882) damit, dass mithilfe ihrer Schriften das Lesen besonders schnell und kurzweilig erlernt werden kann. Diese Art der Werbung wird z. B. von Jordan (1533/1882) heftig kritisiert.

Prinzipiell vertreten die Schulmeister eher eine tolerante Haltung gegenüber den verschiedenen regionalen Sprechweisen. Meist wird darauf hingewiesen, dass die Kenntnis möglichst vieler Dialekte hilfreich ist, um sich zum einen verständigen zu können und zum anderen jene Varianten zu identifizieren, die besonders weiträumig verbreitet und entsprechend verständlicher sind (‚Toleranzpostulat‘).

Sie verweisen in ihren Vorreden häufig auf Schulmeister, die als Vorbilder herangezogen werden sollen: So hebt Ickelsamer (1534b) Jordan als Autorität hervor (‚Jordan‘) und Jordan (1533/1882) beurteilt wiederum die Schriften von Ickelsamer als vorbildhaft (‚Ickelsamer‘). Darüber hinaus benennt Kolroß (1530/1882: AIIr) expli-

zit die „haochtüdsche[] spraoch“ als „artlich vnnd recht“ und empfiehlt diese als Leitvarietät.¹⁸⁸

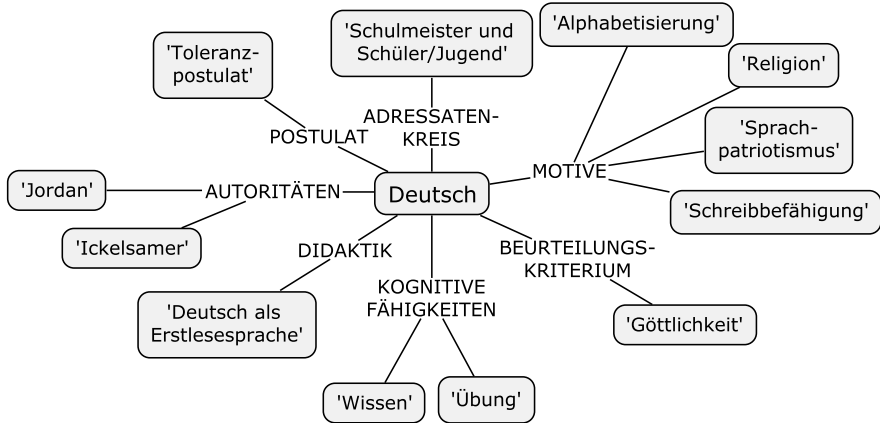


Abb. 5.6: Type-Frame Deutsch: Schulmeister 16. Jhd.

5.2 Schriften der Schreiber

5.2.1 *Duyttsch im Schryfftspiegel (1527)*

Der *Schryfftspiegel* (1527) ist die erste deutsche Orthographielehre (vgl. Jellinek 1913: 42). Es lassen sich starke Anlehnungen an die *Translationen* (1478) des Niklas von Wyle¹⁸⁹ erkennen, aber auch innovative Bestandteile, wie etwa die Abhandlung zu den Buchstaben des Alphabets. Allerdings sind „[w]irkliche orthographische Regeln [...] ganz spärlich“, „denn von einer einheitlichen Schreibung weiß er [der Autor des *Schryfftspiegels*, Einfügung: V. S.] nichts“ (Jellinek 1913: 43) und nimmt „dies als etwas Gegebenes hin [...]“ (Jellinek 1913: 45).

Der Verfasser des *Schryfftspiegels* wird in der Ausgabe von 1527 nicht genannt, ebenso wenig das Jahr der Drucklegung. J. Müller (1882/1969: 382) verweist jedoch darauf, dass sich ein Hinweis auf das Jahr 1527 in der Widmung des Werks finden lässt, und mutmaßt weiter, dass der angegebene Drucker Servatius Krusster auch der Verfasser sein könnte (vgl. J. Müller 1882/1969: 382). Einen Beleg für diese Hypothese

¹⁸⁸ Vgl. hierzu die Abbildung 5.6.

¹⁸⁹ „[Z]u drei Vierteln aus Niklas von Wyle entnommen“ (Jellinek 1913: 42).

kann J. Müller (1882/1969) jedoch nicht geben, weshalb die Angabe des Verfassers mit einem Fragezeichen versehen werden muss.¹⁹⁰ Da der Verfasser bzw. die Verfasser jedoch eine mittelfränkische Sprachform (vgl. Götz (1992: 196) sowie J. Müller (1882/1969: 382)) verwenden, ist es naheliegend, dass der *Schryfftspiegel* aus dem rheinfränkischen Raum stammen könnte.

Beim *Schryfftspiegel* handelt es sich also um eine „anonyme Kompilation“ (Götz 1992: 186), die auf mindestens drei verschiedene Quellen zurückgeführt werden kann (vgl. Götz 1992: 192): Erstens das *Braunschweiger Titelbuch* von Hans Dorn (1508), zweitens die *Translationen* von Niklas von Wyle (1478) sowie drittens das Kanzleihandbuch *Formulare und teutsch Rhetorica* (1488). Die „gewisse sprachliche Heterogenität“ (Götz 1992: 197) des *Schryfftspiegels*, der „hochdeutsche und niederdeutsche Elemente“ (Götz 1992: 198) enthält, führt Götz auf den kompulatorischen Charakter des Werks zurück.

Der anonyme Verfasser gehört zu den Vertretern des Toleranzpostulats (vgl. hierzu Abbildung 5.7). Er appelliert an seine Leser, dass sie auch „ander duitsch/dan als men in synk land synget“ (Anonym 1527/1882: AIV) lesen und verstehen können sollen (TOLERANZPOSTULAT). So werden den Lesern die eigenen sprachlichen Besonderheiten bewusst(er) und sie können ggf. stark regionale Varianten ablegen (AUSSPRACHE UNEINHEITLICHKEIT). Hier scheint die Ausbildung einer überdialektalen Sprachkompetenz, die sich in der überregionalen Kommunikation, z. B. zwischen den hochdeutschen und den niederdeutschen Sprecher*innen ereignet, das Ziel des Verfassers zu sein. Diese überdialektale Kompetenz wäre sehr vorteilhaft, da kein „tolmetsch“ (Anonym 1527/1882: AIV) mehr von Nöten wäre. Die tolerante Position des Verfassers lässt sich auch aus dessen Forderung ableiten, dass sowohl die Kenntnis der niederdeutschen Dialekte von Seiten der hochdeutschen Sprecher*innen („Franck/Swob/Beyer/Rhynlender“, Anonym (1527/1882: AIV)) (LEITVARIETÄT ‚Hochdeutsch‘) als auch umgekehrt, die Kenntnis der hochdeutschen Dialekte von Seiten der niederdeutschen Sprecher*innen („sassenscher/merckyscher“, Anonym (1527/1882: AIV)) wichtig und erstrebenswert sei. Eine möglichst umfassende und großräumige Dialektkenntnis zeichnet auch die meisten „berömden schriuer“ (Anonym 1527/1882: AIV) aus, die im *Schryfftspiegel* als Autoritäten herangezogen werden (AUTORITÄT ‚Berühmte Schreiber‘).

Die „hochduytzsch“ (Anonym 1527/1882: AIV) Landessprachen stehen im *Schryfftspiegel* von 1527 gleichberechtigt nebeneinander; eine einheitliche deutsche Schriftsprache wird darüber hinaus nicht explizit gefordert. Stattdessen steht der Ausdruck *Hochduytzsch* eher als „Oberbegriff für eine Reihe von verwandten, den

¹⁹⁰ Eine umfassende Darstellung der Diskussion über die möglichen Verfasser sowie Bearbeitungsstufen gibt Götz (1992: 186–188).

niederdeutschen gegenüberstehenden Mundarten“ (Götz 1992: 212). Zu den hochdeutschen Mundarten zählt der Autor die Sprechweise der Franken („Franck“, Anonym (1527/1882: AIV)), Schwaben („Swob“, Anonym (1527/1882: AIV)), Baiern („Beyer“, Anonym (1527/1882: AIV)) und Rheinländer („Rhymlender“, Anonym (1527/1882: AIV)). Daraus kann abgeleitet werden, dass dieser über explizites Sprachwissen verfügt. Zudem kann eine Mikrokartierung innerhalb des heutigen west- und ostoberdeutschen bzw. westmitteldeutschen Sprachraums sowie eine Makrokartierung innerhalb des heutigen west- bzw. ostniederdeutschen Sprachraums nachvollzogen werden. Folgt man nun der Annahme von Götz (1992: 196), dass der Verfasser aus dem mittel- bzw. rheinfränkischen Raum stamme, kann geschlussfolgert werden, dass der Verfasser u. a. die eigene Sprachform als Hochdeutsch bezeichnet (vgl. Götz 1992: 205).

Mit dem *Schryfftspiegel* wird das Ziel verfolgt, die „schiuer [...] in duytscher nacioin geboren“ (Anonym 1527/1882: AIV) zu befähigen, gutes Deutsch zu schreiben (ADRESSATENKREIS). Diesbezüglich werden auch orthographische Prinzipien benannt, die neben der korrekten Flexion („niet eyn nominatium vur ein genitium“, Anonym (1527/1882: AIIr)) der Wörter (DEKLINATION SPRACHRICHTIGKEIT) auch deren einheitliche Schreibung („eyn wort niet tzwey/noch vnnutze vnnnd was ouerflodiges“, (Anonym 1527/1882: AIV)) fordern (UNEINHEITLICHKEIT SCHREIBUNG).¹⁹¹

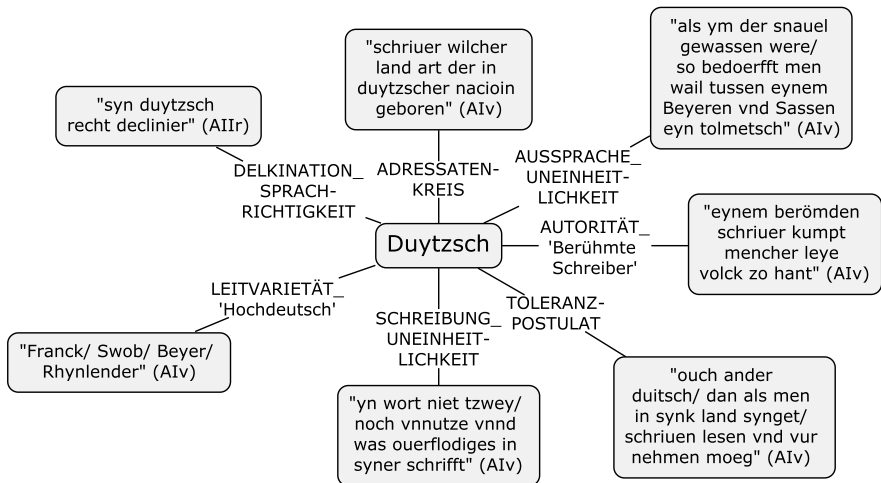


Abb. 5.7: Token-Frame Duytsch rekonstruiert aus dem *Schryfftspiegel* (1527)

191 Vgl. hierzu die Abbildung 5.7.

5.2.2 *Teutsch in Frangks Orthographia (1531)*

Der in Schlesien gebürtige und vorwiegend in Frankfurt/Oder tätige Schreiber Fabian Frangk behauptete als „der erste Theoretiker die Existenz einer einheitlichen hochdeutschen Sprache“ (Jellinek 1913: 44). Während andere Schreiber des 16. Jahrhunderts – wie etwa der Autor des *Schryfftspiegels* – die Verschiedenheiten in der Schreibung bzw. die scheinbar willkürliche Nutzung regionaler Varianten tolerieren und als etwas Gegebenes hinnehmen, sieht Frangk in der Arbitrarität der Schreibvarianten ein Fehlverhalten (vgl. Jellinek 1913: 44–45): „Denn sie in keiner gegend oder lande so gantz lauter unnd reyn gefuert/noch gehalten wirt/das nicht weilands etwas straffwirdigs/oder mißbbrechiges darinne mitlieff“ (Frangk 1531: AIIr) (GEMEINSPRACHEPOSTULAT). Frangk vertritt folglich ein Gemeinsprachepostulat und wird von J. Müller (1882/1969: 393) als „Vater der neueren Schulsprache, des Lutherischen Deutsch“ bezeichnet.

Um eine einheitliche deutsche Sprache zu erlernen und zu etablieren, empfiehlt er, sich an vorbildlichen Schreibern, z. B. „D. Luthers schreibe“ (Frangk 1531: AIIv) (AUTORITÄT ‚Luther‘) oder Kanzleien, etwa „Keiser Maximilianus Cantzelej“ (Frangk 1531: AIIv), zu orientieren (AUTORITÄT ‚Kaiserliche Kanzlei‘), deren Schreibweise er als „unverfaelschet“ und am „reynsten“ (Frangk 1531: AIIv) beurteilt (REINHEIT). Frangk empfiehlt seiner Leser*innenschaft – also „den Jungen/Teutscher zung ungeuebeten“ (Frangk 1531: AIV) (ADRESSATENKREIS ‚Jugend‘) und „den recht Regulirts Teutsch liebhabern“ (Frangk 1531: AIV) (ADRESSATENKREIS ‚Sprachliebhaber‘) – kein „rein hoeflich teutsch/mit geschmueecten verbluembten worten“ (Frangk 1531: AIIv) zu schreiben (ANTIAUTORITÄT ‚Kanzleien‘), sondern sich um ein klares und einheitliches Schriftbild zu bemühen. Dies könne vor allem erlernt werden, wenn die Schreiber „gutte[] deutsche[] bücher mit vleisse lese[n]“ würden (Frangk 1531: AIIv) (AUTORITÄT ‚Gute Bücher‘). Außerdem solle darauf geachtet werden, dass Buchstabenhäufungen oder -weglassungen vermieden werden (EINHEITLICHKEIT) und keine fremden Wörter genutzt werden, die zu einer „verfinsterung“ (Frangk 1531: AIIv) des Ausdrucks führen (FREMDWÖRTER). Prinzipiell kritisiert Frangk (1531: AIV) die „Layen“ der deutschen Sprache, die ihre eigene Muttersprache verachten (VERACHTUNG), sie nicht beherrschen (UNWISSENHEIT) und darüber hinaus auch nicht bereit sind, sie „zu erlangen noch erlernen mögen“ (UNFLEISS).

Frangk fordert außerdem eine wissenschaftliche Zuwendung zum Deutschen sowie die Herausbildung einer gleichberechtigten deutschen Sprache neben dem Griechischen und Lateinischen (SPRACHPATRIOTISMUS): „disen kurtze underricht/zur anweisung [...] wie wols on schaden/ia meins bedunckens hoch von noete wie in Griechischer/Latinischer un andern sprachen geschehen“ (Frangk 1531: AIV). Er beklagt, dass die Deutschen ihre eigene Sprache „gantz ablessig und sewmig“ (Frangk 1531: AIV) benutzen und diese im Gegensatz zu den „hauptsprachen“ (Frangk 1531:

AIv) verachten würden. Eine deutsche Übersetzung „edler nuetzbarlicher buecher und kuenste“ (Frangk 1531: AIv) wäre folglich dringend notwendig, damit sich das Deutsche als Sprache in der Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft etablieren kann.

Frangk (1531) grenzt „Ober[lendisch]“ von „Niderlendisch[e]“ (Frangk 1531: AIIr), also den oberdeutschen vom niederdeutschen Sprachraum, explizit ab. Der Autor verfügt folglich über eine Vorstellung vom deutschen Sprachraum und perzipiert eine Isoglosse zwischen dem „Ober[lendischen]“ (Frangk 1531: AIIr), das er in seiner Orthographielehre vermitteln will, und dem davon abzugrenzenden „Niderlendischen“ (Frangk 1531: AIIr).

Damit war Frangk in seinen Ansichten seiner Zeit deutlich voraus. Zu Recht bewertet Jellinek (1913: 44) die Orthographie als „bedeutendste Leistung aus den Kreisen der deutschen Schreiber“.¹⁹²

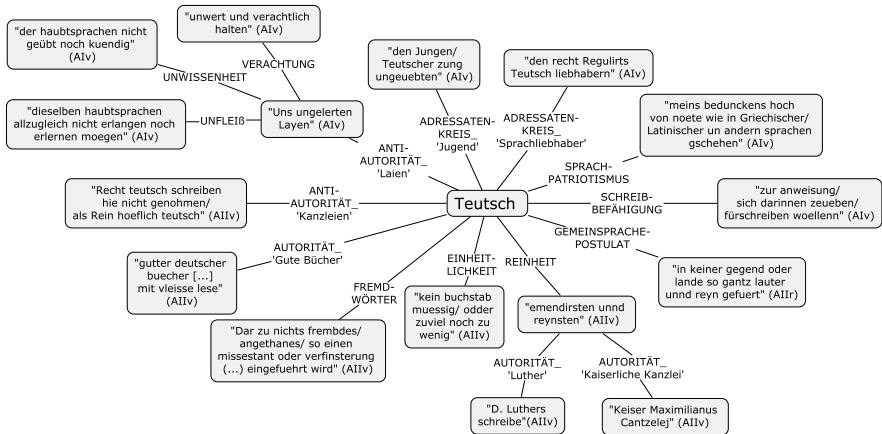


Abb. 5.8: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Frangks *Orthographia* (1531)

5.2.3 Teütsch in Huges *Rhetorica* (1532)

1532 wurde die *Rhetorica* herausgegeben, welche von dem in Basel geborenen und im alemannischen Sprachraum tätigen Schreiber Alexander Huge verfasst wurde. Huge richtet sich in seiner Schreiblehre an die „jungen angeenden Schreiber[]“ (Huge 1532: IVv), die er zum einen auffordert, verständlich zu schreiben, also „gutter ge-

192 Vgl. hierzu die Abbildung 5.8.

meiner/laendtlicher/vnd verstentlicher wort“ (Huge 1532: IVv) zu nutzen (VERSTÄNDLICHKEIT). Zum anderen sollen die Schreiberlehrlinge darauf achten, willkürliche Schreibvarianten zu vermeiden und stattdessen „vnuerzogner/bekanntlicher buochstaben“ (Huge 1532: IVv) zu verwenden (EINHEITLICHKEIT). Die Anleitung zu einer einheitlichen und verständlichen deutschen Schreibweise ist das Hauptanliegen Huges, das er in seiner Vorrede explizit darlegt: „nit schreiben ein v für ein e/ein n für ein r/ein x für ein g/vnd hohe t als l/auch nit den h l t anhendgken hinden an den rucken ein langen stab oder strich“ (Huge 1532: IVv).

Zur Veranschaulichung der Problematik berichtet Huce (1532: IVv) von einem „Statschreiber“ einer „mechtigen Statt“, der so unverständlich schrieb, dass dieser gebeten wurde, „ein gloß/darauß man sein meinung versteen moecht“ als Ergänzung zu seinem Werk zu verfassen (ANTIAUTORITÄT ‚Kanzleien‘). Huce verdeutlicht mit dieser Anekdote den Einfluss von Stadt- und Kanzleischreibern sowie deren „schlechten Missiuen“ (Huge 1532: IVv). Schlechte deutsche Übersetzungen bzw. Schriften seien für die Leser nur schwer verständlich und trügen durch ihre Verbreitung und ggf. Vorbildwirkung zur Produktion weiterer unverständlicher deutscher Schriften bei („mißuerstand/oder irrung erwachsen“, Huce (1532: IVv)) (SPRACHREINIGUNG).

Huce (1532) nimmt eine tolerante Haltung gegenüber den verschiedenen deutschen Dialekten ein und verweist explizit darauf, dass sich die Schreiber „jrer subtilkeit gefellig wol brauchen“ (Huge 1532: IVv), also ihres sprachlichen Feingefühls bedienen, vor allem wenn sie mit Schreibern aus anderen deutschen Gebieten kommunizieren (TOLERANZPOSTULAT). Die regionalen Unterschiede des Deutschen sind dem Autor durchaus bewusst und dementsprechend leitet er seine Leser*innenschaft an, mit Feingefühl im Hinblick auf die regionalen Besonderheiten der eigenen Sprachform zu agieren und jene Varianten zu verwenden, die allgemein verständlich sind.¹⁹³

193 Vgl. hierzu die Abbildung 5.9.

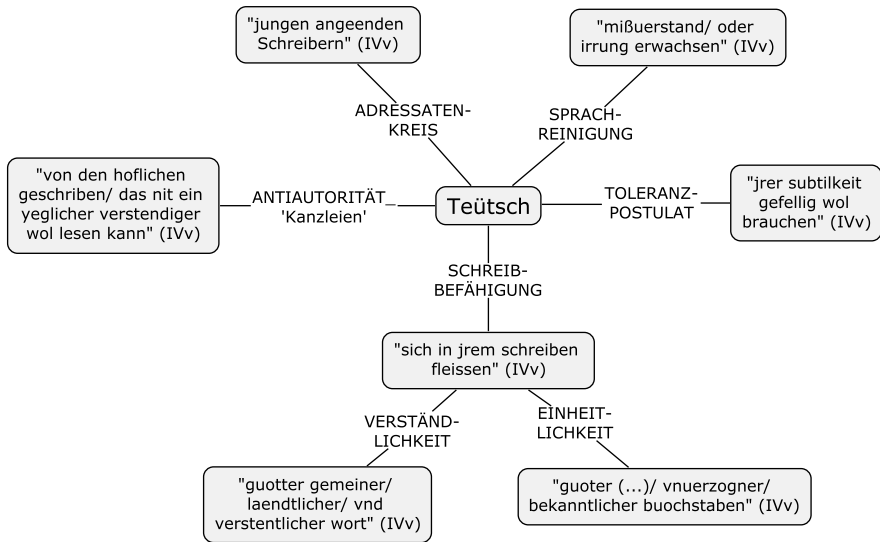


Abb. 5.9: Token-Frame Teütsch rekonstruiert aus Hugues *Rhetorica* (1532)

5.2.4 *Teutsch* in Meichßners *Handbüchlin* (1550)

In der Tradition des *Schryfftspiegels* steht auch Johann Elias Meichßners *Handbüchlin* (1550), das als Kanzleibuch angelegt ist und u. a. Muster von Briefen und Urkunden enthält (vgl. Götz 1992: 280). Es ist zum einen an die *Translationen* Niklas von Wyles und zum anderen an die *Orthographia* von Frangk angelehnt (vgl. Jellinek 1913: 43). Meichßner war u. a. im Herzogtum Württemberg und in Stuttgart als Stadtschreiber tätig.

Ähnlich wie Frangk rät auch Meichßner dem Leser, dass „man guoter exemplar warneme“ (Meichßner 1550: Vv), also gute Schriften als Vorbilder heranziehe (AUTORITÄT ‚Gute Bücher‘). Frangk geht in seiner *Orthographia* allerdings einen Schritt weiter und benennt explizit u. a. Luther und die Kaiserliche Kanzlei als Autoritäten. Darüber hinaus bedient sich Meichßner bei der Beschreibung und Beurteilung der regionalen Unterschiede des Deutschen einzelner Formulierungen Frangks¹⁹⁴ (vgl. Götz 1992: 293): „Vnnd dwyl in allen teutschen landen/an keiner art/die sprach

¹⁹⁴ „Und wiewol diese sprach an jr selbs rechtfertig und klar/so ist sie doch in vil puncten und stuecken/ auch bey den hochteutschen nicht einhelich/ Denn sie in keiner gegend oder lande so gantz lauter vnnd reyn gefuert/ noch gehaltenn wirt/ das nicht weilands etwas straffwirdigs/ oder mißbbrechiges darinne mitlieff und gespürt würde/ wie dann hernach in sinderheyt zu mercken ist“ (Frangk 1531: AIIr).

so reyn/das nit etwas missgebruchs darinn gefunden wird“ (Meichßner 1550: Vv). Meichßner verweist darauf, dass jede Region sprachliche Besonderheiten, „eins yeden lands art“ (Meichßner 1550: Vr), besitze und erläutert dies explizit anhand der vokalischen Besonderheiten des rheinfränkischen Dialekts („am Ryn“, Meichßner (1550: Vr)) (RAUM). Anders als Frangk postuliert Meichßner jedoch nicht die Herausbildung und Etablierung einer Einheitssprache (im Sinne eines Gemeinsprachepostulats), die über allen Dialekten stehen soll, sondern verweist lediglich auf das Vorhandensein verschiedener regionaler Varietäten (vgl. Götz 1992: 294), die alle etwas Fehlerhaftes enthielten. Meichßners Haltung markiert eine Mittelstellung zwischen dem eher toleranten Umgang mit den deutschen Varianten im *Schryfftspiegel* (1527) und der postulierten Hinwendung zu einer deutschen Einheitssprache in Frangks *Orthographia* (1531).

Der Autor möchte seine Leser, die „jungen angeenden schryber[]“ (Meichßner 1550: AIIIr) (ADRESSATENKREIS), dazu befähigen, eine „zierlich[e]“ (Meichßner 1550: AIIIv) (ZIERLICHKEIT) und einheitliche Schreibweise („in sachen glyche form gehalten“ (Meichßner 1550: AIIIv)) (EINHEITLICHKEIT) zu entwickeln (SCHREIBBEFÄHIGUNG).

Das religiöse Motiv spielt für Meichßner ebenfalls eine zentrale Rolle. So soll seine Schrift dazu dienen, dass die Menschen „Gott vnd der welt wolgeuallen moegen“ (Meichßner 1550: AIIv), indem sie lernen und Fehler vermeiden.

Die Bewertungen von Meichßners Werk gehen in der Forschung zuweilen stark auseinander. So bezeichnet Jellinek (1913: 44) die grammatischen Anmerkungen Meichßners als „dürftig“, wohingegen J. Müller (1882/1969: 395) den „reiche[n] und sprachlich wie kulturgeschichtlich wertvolle[n] Inhalt des Buches“ lobt.¹⁹⁵

195 Vgl. hierzu die Abbildung 5.10.

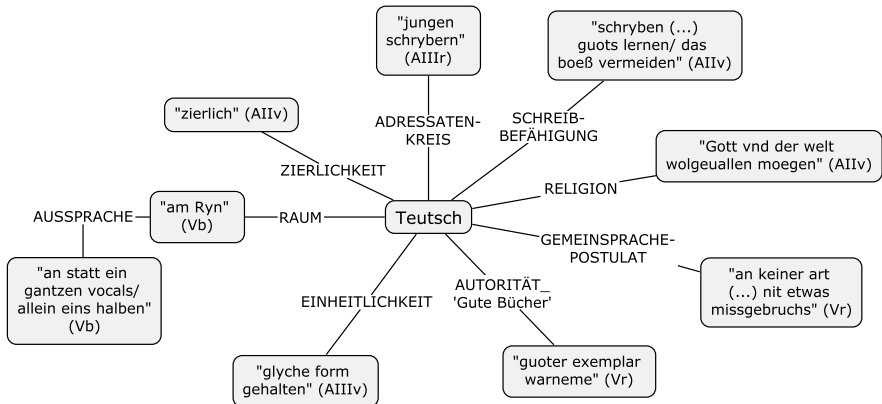


Abb. 5.10: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Meichßners *Handbüchlin* (1550)

5.2.5 Zwischenfazit

Die Texte der Schreiber richten sich vorwiegend an junge Schreiber(lehrlinge) (,Schreiber'), die einen klaren, einheitlichen und verständlichen Schreibstil entwickeln und sinnhafte deutsche Übersetzungen anfertigen wollen (,Schreibbefähigung'). Das Befähigungsmotiv steht in diesen Arbeiten im Mittelpunkt, daneben ist bei Frangk (1531) auch schon ein klares patriotisches Motiv ableitbar (,Sprachpatriotismus').

Die Autoren gehen – mehr oder weniger spezifisch – auf verschiedene grammatische Teilbereiche ein (hauptsächlich die ,Schreibung'). Die anzustrebenden Ideale werden häufig ex negativo formuliert, so sollen bspw. ein uneinheitliches Schriftbild (,Einheitlichkeit'), willkürliche Buchstabenhäufungen und -tilgungen sowie Fremdwörter vermieden werden (,Reinheit'). Darüber hinaus müsse ein Verständnis der regionalen Besonderheiten des Deutschen entwickelt werden (,Verständlichkeit'). Frangk (1531) und Meichßner (1550) gehen hier etwas weiter und beurteilen diese Regionalismen als „misbreuch[" (Frangk 1531: AIIv) bzw. „missgebruch“ (Meichßner 1550: Vv).

Sie empfehlen eine Orientierung an sprachlichen Autoritäten, wie z. B. der ,Kaiserlichen Kanzlei' oder den Übersetzungen von ,Luther', aber auch allgemeiner an ,berühmten Schreibern' und ,guten Büchern'. Sowohl Frangk (1531) als auch Hüge (1532) kritisieren die ,Kanzleien', da diese unverständlich und nicht „recht teutsch“ (Frangk 1531: AIIv) schreiben würden.

Zwar ist auch unter den Schreibern eine eher tolerante Haltung gegenüber den regionalen Varietäten zu erkennen (,Toleranzpostulat'), allerdings gibt es auch kritische Stimmen, wie z. B. von Frangk (1531) und Meichßner (1550). Frangk (1531)

strebt die Herausbildung einer Gemeinsprache an, die allgemein verständlich sowie überregional ist und dementsprechend über den regionalen Mundarten steht („Gemeinsprachepostulat“). Im *Schryfftspiegel* wird das „[H]ochduyttzsche[]“ (Anonym 1527/1882: AIV) bei den Franken, Schwaben, Baiern und Rheinländern verortet und als Leitvarietät den davon abzugrenzenden niederdeutschen Sprechweisen gegenübergestellt.¹⁹⁶

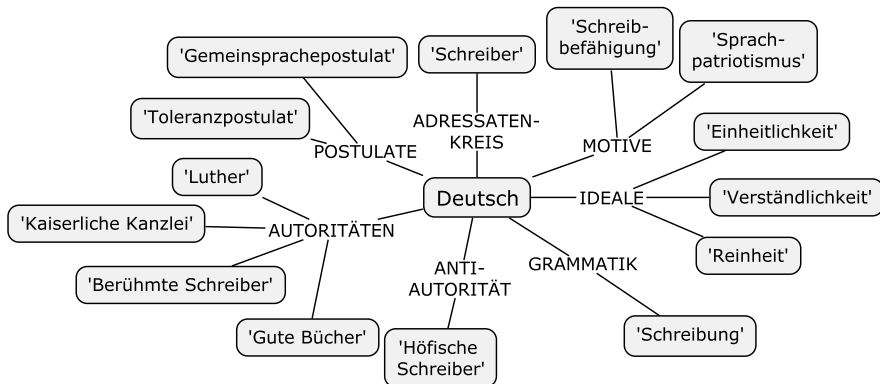


Abb. 5.11: Type-Frame Deutsch: Schreiber 16. Jhd.

5.3 Schriften in lateinischer Sprache

Ein Dreigestirn steht am Anfange der Behandlungsperiode deutscher Grammatik, die sich an lateinische Schematisierung anlehnt, Albertus, Ölinger und Clajus: alle drei in einem merkwürdigen Verhältnis zu einander. Clajus benutzt jedenfalls bis zu einem gewissen Grade seine beiden Vorgänger; wie sich aber Albertus und Ölinger zu einander stellen, das ist in ein mystisches Dunkel gehüllt erschienen, seit die Beziehung einzelner Stellen der beiden Autoren zu einander erkannt worden ist. (Scheel 1897: I)

Die drei Grammatiken von Albertus (1573/1895), Ölinger (1573/1897) und Clajus (1578) heben sich von den zuvor besprochenen Grammatiken und Leselehren des 16. Jahrhunderts schon rein formal dadurch ab, dass sie in lateinischer Sprache verfasst sind. Dementsprechend ist der Adressatenkreis, an den sich diese Schriften richten, eingeschränkt auf ein gelehrtes Publikum, das Latein beherrscht: „[M]acht [...] den Nutzen [...] [der; Einfügung: V. S.] Grammatik illusorisch für alle, die keine gelehrte

¹⁹⁶ Vgl. hierzu die Abbildung 5.11.

Bildung hatten, insbesondere für die Schulknaben, die wenig dadurch gefördert worden wären, wenn man ihnen die deutsche Grammatik in einer fremden Sprache vorgetragen hätte“ (Jellinek 1913: 62). Für die Autoren der lateinischsprachigen deutschen Grammatiken steht also nicht die Alphabetisierung der deutschen Bevölkerung im Zentrum ihrer Arbeit, wie etwa für die Gruppe der Schulmeister, sondern vielmehr die Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache sowie „das Bedürfnis der Ausländer“ (Jellinek 1913: 63). Dieses Motiv benennen alle drei im Folgenden vorgestellten Autoren explizit.

Als „mystisches Dunkel“ beschreibt Scheel (1897: I) die unter den Sprachwissenschaftler*innen lange Zeit bestehende Unklarheit darüber, wie die umfangreichen, z. T. wortwörtlichen Übereinstimmungen zwischen den Grammatiken von Albertus (1573/1895) und Ölinger (1573/1897) zu deuten seien. Die Debatte, welcher Autor plagiiert habe, beginnt mit Vermutungen Rudolf von Raumers in dessen *Der Unterricht im Deutschen* von 1857 (vgl. Scheel 1897: I), in dem er vier Argumente benennt, warum Albertus von Ölinger abgeschrieben habe.¹⁹⁷

Viele Gelehrte jener Zeit schließen sich Raumers Vermutung an, so z. B. auch Socin (1888/1970) und Burdach (1884)¹⁹⁸. Alexander Reifferscheid stellte 1887 die Gegenthese auf, dass Ölinger plagiiert und die Grammatik des Albertus herangezogen habe.¹⁹⁹ Dieser Ansicht schließen sich u. a. auch Meier (1895), Scheel (1897) und Jellinek (1913) an. In der vorliegenden Studie wird ebenfalls die Hypothese vertreten, dass Ölinger (1573/1897) aus Albertus (1573/1895) abgeschrieben haben muss. In den Kapiteln 5.3.1 und 5.3.2 werden die Stellen, die die Hypothese stützen, in der jeweiligen Vorrede explizit gemacht und kritisch reflektiert.

Für die framesemantische Analyse ist eine klare Zuordnung, d. h. die Rekonstruktion der plagiierten Textstellen in den Vorreden, notwendig, da z. B. nur so die

197 So sei „Oelingers Buch [...] ohne Vergleich besser als das des Albertus“ (Raumer 1857: 18) und zudem enthielte Ölingers Grammatik „mehr als Eine sehr deutliche Anspielung, daß er von einem unredlichen Menschen bestohlen worden sei“ (Raumer 1857: 18), weshalb Raumer „den Albertus [...] für den Abschreiber“ (Raumer 1857: 17) hält.

198 Burdach verweist in seinen Ausführungen zu Ölingers Grammatik in einem Halbsatz auch auf die Arbeit Albertus': „bis auf die Namen übereinstimmend bei Laurentius Albertus Teutsch Grammatik“ (Burdach 1884: 22).

199 „Seit 1873, wo ich der Frage zuerst näher getreten, habe ich in meinen Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Grammatik die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Oe., nicht Albertus der Plagiator sei. Vergleicht man die Stellen, die v. Raumer als Beispiele auffallender und sicher nicht zufälliger Uebereinstimmung anführte, so ergibt sich, daß bei Albertus alles in den Zusammenhang paßt; das worauf es ankommt, ist gebührend hervorgehoben. Bei Oe. merkt man allenthalben das, nicht immer geschickte, Bemühen die ausgeschriebene Stelle zu verändern, wobei die Hauptsache oft in den Hintergrund tritt. Alles was v. Raumer gegen Albertus für Oe. anführt, erweist sich bei näherer Untersuchung als nichtig“ (Reifferscheid 1887: 302).

enthaltenen Spracheinstellungen zu den modernen Fremdsprachen von Albertus und Ölinger sinnvoll interpretiert werden können.

5.3.1 *Teutsch in Albertus' Teutsche Grammatick oder Sprach-Kunst (1573)*

Laurentius Albertus wurde 1540 im unterostfränkischen Neustadt bei Coburg geboren (vgl. Basler 1953: 148). Ab 1557 studierte er in Wittenberg und wandte sich hier auch der Lehre Luthers zu (vgl. Jellinek 1913: 64). Elf Jahre später wird Albertus durch den Bischof Friedrich in die katholische Kirche aufgenommen und im Jahr 1573 von Papst Gregor XIII. zum Pfalzgrafen ernannt (vgl. Jellinek 1913: 64). Während Jellinek (1913: 64) den Eintritt Albertus' in die katholische Kirche als Folge seiner Zweifel an Luthers Lehre ansieht, verweist Basler (1953: 148) auf die wirtschaftlichen Vorteile seines Übertritts und die damit verbundene Möglichkeit zum wissenschaftlichen Arbeiten. Es ist auch nicht eindeutig rekonstruierbar, wen Albertus meint, wenn er die „balbi illi Barbari“ (Albertus 1573/1895: AVv) und deren inhaltlich verwirrende („confusio materiarum“, Albertus (1573/1895: AVv); UNVERSTÄNDLICHKEIT) und ausdrucksseitig verschleiende („obscuratio stili“, Albertus (1573/1895: AVv); UNEINHEITLICHKEIT) Bibelübersetzungen kritisiert (ANTIAUTORITÄT ‚Bibelübersetzungen‘): „In quorum biblijs alijs sacris libris, tanta reperitur confusio materiarum, et obscuratio stili, ut biblia in tot dialectos nunc versa, si conferantur, sibi nullo modo constant nec conueniant“ (Albertus 1573/1895: AVv).²⁰⁰ Die Gründe, die Albertus zur Abkehr von Luther bzw. zur Hinwendung zum Katholizismus bewogen haben mögen, sind entsprechend unklar. 1573 erscheint schließlich Albertus' *Teutsche Grammatick oder Sprach-Kunst*, relativ zeitgleich mit der Grammatik seines Zeitgenossen Ölinger.

Für Albertus steht das sprachpatriotische Motiv klar im Vordergrund seiner Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache (SPRACHPATRIOTISMUS). Er geht davon aus, dass nicht nur die heiligen Sprachen Hebräisch, Latein und Griechisch „vetustissimae vtilis linguae“ (Albertus 1573/1895: AIIIr) sind, sondern auch das Deutsche eine „antiquissimam linguam“ (Albertus 1573/1895: AIIIr) sei (ALTER). Zwar sei das Deutsche nicht so hoch im Ansehen wie das Hebräische (LEITVARIETÄT ‚Hebräisch‘), aber verfüge dennoch über eine ursprüngliche Reinheit („avtopuris [...], ex se nempe nata et per se ipsam constans“, Albertus (1573/1895: AIVv); REINHEIT), Kürze („breuior [...] lingua“, Albertus (1573/1895: AIIIr); KÜRZE) und Leichtigkeit („facilior lingua“, Albertus (1573/1895: AIIIr f.); LEICHTIGKEIT). Hierin unterscheidet sich das Deutsche von den anderen modernen Sprachen (ANTILEITVARIETÄT ‚Moderne Fremdsprachen‘),

²⁰⁰ Jellinek (1913: 71) geht davon aus, dass an dieser Stelle nicht von Luther und dessen Übersetzungen die Rede sein kann, da Albertus zum einen Wittenberg als herausragenden Druckort hervorhebt in seiner Grammatik und zum anderen auch die Sprache in Meißen als vorbildhaft einordnet.

wie Italienisch, Spanisch und Französisch, die Albertus verurteilt und als verfälscht ansieht (UNREINHEIT): „linguae quae ex corruptione originis“ (Albertus 1573/1895: AIIIr).

Er verweist in seiner Vorrede auch darauf, dass alle Anderen („externi omnes“, Albertus (1573/1895: AIIIr)) den Sprachgebrauch der Deutschen sowie die deutsche Sprache generell verachten würden. Dies werde damit begründet, dass das Deutsche in viele uneinheitliche Dialekte zerstreut (UNEINHEITLICHKEIT) und dementsprechend nur schwer verständlich sei (UNVERSTÄNDLICHKEIT): „Est praeterea dialectorum multiuaria detorsio et dissipatio, quantam vix vlla lingua perpessa est“ (Albertus 1573/1895: AIVv).

Die generelle Herabsetzung der deutschen Sprache sieht Albertus jedoch als falsch an, da lediglich (grammatikalische) Regeln abgeleitet werden müssten, die das Deutsche eingrenzen und erfassen („certis terminis, atque septis ita comprehendendi“, Albertus (1573/1895: AIVv)). So hätte auch die dialektale Zerrissenheit des Deutschen, die der Autor in seiner Vorrede mehrfach beklagt, verhindert werden können. Dementsprechend stellt es für Albertus eine absolute Notwendigkeit dar, eine deutsche Grammatik zu entwickeln, die die Basis („linguae basibus“, Albertus (1573/1895: AIIIv)) für einen klaren, zeitgemäßen und einheitlichen Sprachgebrauch bilden soll (vgl. Albertus 1573/1895: AIIIr). Die Alphabetisierung, sowohl der „vicini populi“ (Albertus 1573/1895: AIIr) (ADRESSATENKREIS ‚Benachbarte Völker‘) als auch der Deutschen, stellt neben dem Sprachpatriotismus das zweite wichtige Motive für dessen Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache dar (ALPHABETISIERUNG).

Albertus empfiehlt in diesem Zusammenhang, dass zuerst die eigene deutsche Sprache und deren Regeln erlernt werden sollten, bevor Latein, Griechisch, Hebräisch oder moderne Fremdsprachen unterrichtet werden (NEUE METHODE). Er geht davon aus, dass die Kenntnis von den deutschen Grammatikregeln das Erlernen fremder Sprachen, wie z. B. Latein, erleichtert, da sie alle den gleichen Regeln unterliegen würden („omnes sub easdem regulas“, Albertus (1573/1895: AVIv)). Zudem wisse er aus Erfahrung, je besser jemand Latein, Griechisch und Hebräisch beherrsche, umso schlechter beherrsche er Deutsch („ut quo quis Latine Graece, Hebraice doctior est, eo peius germanice loquatur“, Albertus (1573/1895: AVIv)).

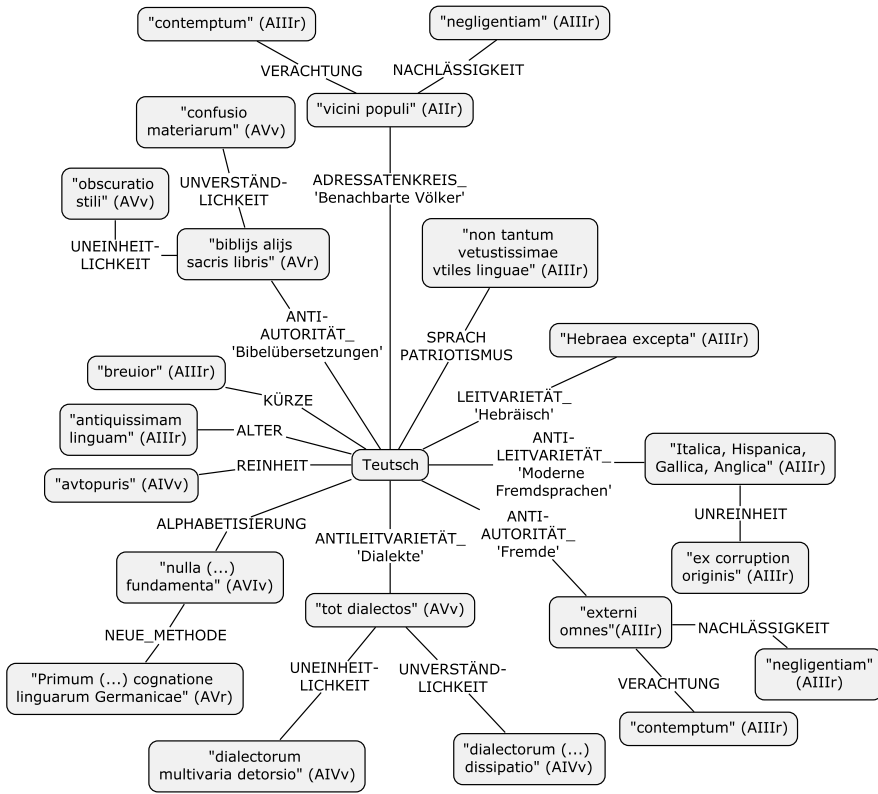


Abb. 5.12: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Albertus' *Teutscher Grammatick oder Sprach-Kunst* (1573)

5.3.2 *Deutsch in Ölingers Unterricht der Hoch Deutschen Sprach (1573)*

Zur Biographie Albert Ölingers ist nur wenig bekannt. Aus seinen Schriften geht hervor, dass er u. a. als Notar in Straßburg tätig gewesen war und zuvor französische Adlige in der deutschen Sprache unterrichtet hatte. Sein Bestreben, eine deutsche Grammatik – oder ein „praktische[s] Handbuch“, wie es von Jellinek (1913: 67) eingeordnet wird – zu verfassen, geht auf dessen Erfahrungen als Fremdsprachenlehrer zurück (vgl. Jellinek 1913: 65). Für die Interpretation der Vorrede ist es notwendig, jene Stellen zu kennzeichnen, die aus der Vorrede von Albertus (1573/1895) wörtlich übernommen wurden. Diese sind im Frame durch gestrichelte Verbindungslinien zwischen den Knoten und Kanten gekennzeichnet. Darüber hinaus nutzte Ölinger auch große Teile aus der Praefatio der Institutio Gallicae linguae (1558) des Joannes Garnerius (vgl. Scheel 1897: VI).²⁰¹

Als Motiv für die Beschäftigung mit der deutschen Sprache kann auch bei Ölinger der Sprachpatriotismus ermittelt werden (SPRACHPATRIOTISMUS). So seien nicht nur die drei heiligen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein nützlich, sondern auch die deutsche Sprache („non tantum uetustissimae linguae utiles habeantur, qualis est Hebraea, [...] Graeca, Latina“, Ölinger (1573/1897: IVv f.)), die diesen gleichzusetzen sei. In dem Zusammenhang geht Ölinger auch auf die modernen Sprachen Französisch, Italienisch und Spanisch ein (ANTILEITVARIETÄT ‚Moderne Fremdsprachen‘), die aus einer Verfälschung entstanden seien („ex corruption originis suae nata, nempe Italica, Hispanica, Gallica“, Ölinger (1573/1897: IVr); UNREINHEIT). Diese negative Haltung Ölingers zur französischen Sprache ist aus zweierlei Gründen verwunderlich, da er zum einen selbst als Französischlehrer bei Hofe tätig war und sich zum anderen in seiner Vorrede sogar explizit an den verehrten Herzog von Lothringen richtet („Ad illustrissimum principem calabriae et Lothringae ducem“, Ölinger (1573/1897: IIv)). Ein Vergleich mit der Vorrede aus der Grammatik von Albertus (1573/1895: AIIIr) zeigt jedoch, dass Ölinger die betreffende Passage wörtlich – und äußerst unbedacht – übernommen hat. Zu dieser Interpretation kommt auch Jellinek (1913: 66), der Ölinger als „stilistisch ungewandte[n] Mann“ einschätzt.

Das zweite Motiv, weshalb sich Ölinger mit dem Deutschen beschäftigt, hängt mit dessen Wunsch zusammen, den Menschen eine Grammatik an die Hand zu geben, mit Hilfe derer sie die deutsche Sprache erlernen können (ALPHABETISIERUNG). Ölinger konstatiert, dass er vergeblich nach einer deutschen Grammatik gesucht habe, aber keine finden konnte („ut nullam uenalem habuerint“, Ölinger (1573/1897: IIr)). Dies hänge damit zusammen, dass viele der Meinung seien, das Deutsche wäre

²⁰¹ „[...] [I]ch möchte jedoch nicht zu grosses darauf legen, [...] denn diese Phrasen [, die Albertus in seiner Vorrede nutzt, Einfügung: V. S.] finden sich wörtlich in der Einleitung des Ioannes Garnerius zu seine Institutio Gallicae linguae [...] 1558 wieder“ (Scheel 1897: VI).

zu schwierig bzw. uneinheitlich („lingua Germanica [...] est difficilis & grauis“, Ölinger (1573/1897: IIr); UNVERSTÄNDLICHKEIT & UNEINHEITLICHKEIT), um es in klare Regeln zu fassen („poſſit ne facile in certas leges Grammaticorum redigi“, Ölinger (1573/1897: IIr)). Dementsprechend sieht es Ölinger als seine Pflicht an, selbst eine deutsche Grammatik zu verfassen: „ut patriae meae literas pro virili mea portione iuwarem“ (Ölinger 1573/1897: IIIr).

Seine Grammatik richtet sich allgemein an alle, die sich mit der deutschen Sprache auseinandersetzen und diese erlernen wollen („omnes qui Germanicam linguam eiusque puritatem aemulantur“, Ölinger (1573/1897: Vv); ADRESSATENKREIS ‚Alle‘), aber vor allem an die „uicini populi“ (Ölinger 1573/1897: IIIr) (ADRESSATENKREIS ‚Benachbarte Völker‘), die Kenntnis von der Deutschen Sprache haben müssen, um z. B. gegenseitig Handel treiben zu können („inter ipsos commercia“, Ölinger (1573/1897: IVv)).

Im Verlauf der Vorrede hebt Ölinger immer wieder die Reinheit der deutschen Sprache hervor („puritatem“, Ölinger (1573/1897: Vv); REINHET), die nicht weniger wertvoll als die alten Sprachen sei („non minus ac Graeca, Hebraea, Latinaque lingua“, Ölinger (1573/1897: IVr)). Die Verachtung („contemptum“, Ölinger (1573/1897: IVr); VERACHTUNG), die viele „extera nations“ (Ölinger 1573/1897: IVr) ihr entgegenbringen, und auch die Nachlässigkeit („negligentiam“, Ölinger (1573/1897: IVr); NACHLÄSSIGKEIT), mit der sie die deutsche Sprache benutzen, könnten nur durch Bücher verbessert werden (AUTORITÄT ‚Bücher‘), die den fremden Nationen die Grundlagen des Deutschen verständlich machen würden („nisi illi fuerint quoque libri, ex quibus linguae nostrae prima fundamenta pure peti potuerint“, Ölinger (1573/1897: IVr)).

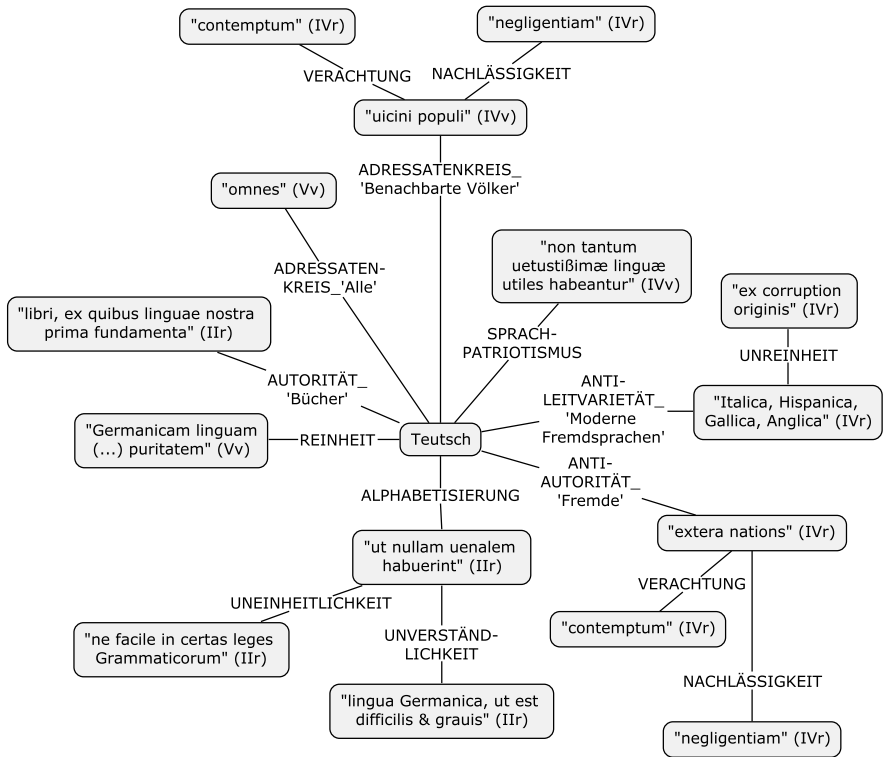


Abb. 5.13: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Ölingers *Uderricht der Hoch Teutschen Sprach* (1573)

5.3.3 *Düdisch* in Clajus' *Grammatica Germanicae Linguae* (1578)

1535 wurde Johannes Clajus in Herzberg (damaliger sächsischer Kurkreis) geboren und arbeitete, u. a. in seiner Heimatstadt sowie in Goldberg (Schlesien), als Lehrer für lateinische, griechische und hebräische Grammatik (vgl. Jellinek 1913: 73). Seine Lehrtätigkeit an Schulen gab er jedoch zugunsten eines Theologiestudiums in Wittenberg auf und wirkte bis zu seinem Lebensende 1592 als Pfarrer (vgl. Jellinek 1913: 73).

Clajus verfolgt mit seiner deutschen Grammatik in erster Linie ein religiöses Motiv. Die Menschen sollten im Stande sein, ihre eigene Muttersprache lesen und schreiben zu können, um die Heilsbotschaft zu empfangen, die in den Werken Luthers mitgeteilt würde: „cognitionem rerum Sacrarum & ad salutem nostram pertinentium, quae in libris Lutheri planissimetur“, Clajus (1578: AIVv) (RELIGION).

In der Vorrede lassen sich auch dessen sprachpatriotische Züge erkennen, wenn der Autor erklärt, dass das Wort Gottes nicht nur in der hebräischen und lateinischen Sprache, sondern auch in der deutschen Sprache verkündet werden könne („ut iam non solum [...] Ebraice & Graece, sed & a vulgo Germanice“, Clajus (1578: AIVv); SPRACHPATRIOTISMUS). Als vorbildhaftes „Düdisch“ (Clajus 1578: AIIIr) benennt er die Sprache der Sachsen („tracta denominatio Düdisch Saxonum lingua“, Clajus (1578: AIIIr); LEITVARIETÄT ‚Sächsisch‘) und begründet dies mit dem Alter des Sächsischen („quae prima fuit“, Clajus (1578: AIIIr); ALTER). Daneben führt Clajus auch die Sprache der Thüringer an, die ebenfalls nicht schlecht sei (LEITVARIETÄT ‚Thüringisch‘): „Thuringiae, quam ego inter dialectos linguae Germanicae non vltimam censendam esse existimo“ (Clajus 1578: AVIir). Clajus' Verbundenheit mit den sächsischen und thüringischen Varietäten resultiert u. a. daraus, dass er selbst aus dem sächsischen Kurkreis stammt und hier auch lange Zeit als Lehrer arbeitete. Die zweite wichtige Station in seinem Leben war das thüringische Bendeleben, wo er als Pfarrer von 1573 bis 1592 tätig war. Das Thüringische bilde zudem – nach Ansicht Clajus' – die sprachliche Basis für die Übersetzungen Luthers („Thuringiae [...] ad versionem bibliorum Lutheri Germanicam prima principia dedit, & maximum adiumentum attulit“, Clajus (1578: AVIir)), dessen Schriften er als vorbildhaft einordnet (AUTORITÄT ‚Luthers Schriften‘).

Bereits im Titel seiner Grammatik verweist Clajus explizit auf Luthers Schriften: „Quam quidem ego Grammaticis regulis hoc libro complexus sum, ex Biblijs alijsque scriptis Lutheri collectis“ (Clajus 1578: AIVr). Die Luthersprache ist dementsprechend sowohl in seiner Tätigkeit als Lehrer und Grammatiker sowie später auch als Pfarrer für ihn die verbindliche Grundlage. Durch die Schriften Luthers („ex riulis Lutheri limpidissimis“, Clajus (1578: AIVv)) werde das Wort Gottes den Menschen nun endlich klar übermittelt, nachdem es zuvor durch die Päpste verdunkelt worden sei. Clajus führt weiter aus, dass Luther (AUTORITÄT ‚Luther‘) als Sprachrohr vom Heiligen

Geist auserwählt worden sei („Spiritus Sanctum [...] bene Germanice locutum esse per electum suum organon Lutherum“, Clajus (1578: AIVr); GÖTTLICHKEIT), durch den er nun auch Deutsch spreche. Die absolute Autorität Luthers hebt Clajus an mehreren Stellen seiner Vorrede explizit hervor. Daneben benennt er auch den Humanisten Adam Siber als Vorbild (AUTORITÄT ‚Siber‘), von dem er viel gelernt habe und der auch sein bester Lehrer gewesen sei („praeceptoris mei carissimi“, Clajus (1578: AIVv)). Siber hatte in Wittenberg u. a. Vorlesungen von Luther gehört, die ihn als Lehrer prägten (vgl. G. Müller 1892: 125). Es verwundert nicht, dass sein Schüler Clajus die Werke Luthers ebenfalls verehrt. Deshalb empfiehlt er sowohl den Deutschen (ADRESSATENKREIS ‚Einheimische‘) als auch den „exteris nationibus“ (ADRESSATENKREIS ‚Fremde‘) (Clajus 1578: AIVv), die Schriften Luthers zu studieren und so eine vollkommene Kenntnis der deutschen Sprache zu gewinnen („perfecta & absoluta linguae Germanicae cognitio“, Clajus (1578: AIVv); WISSEN).

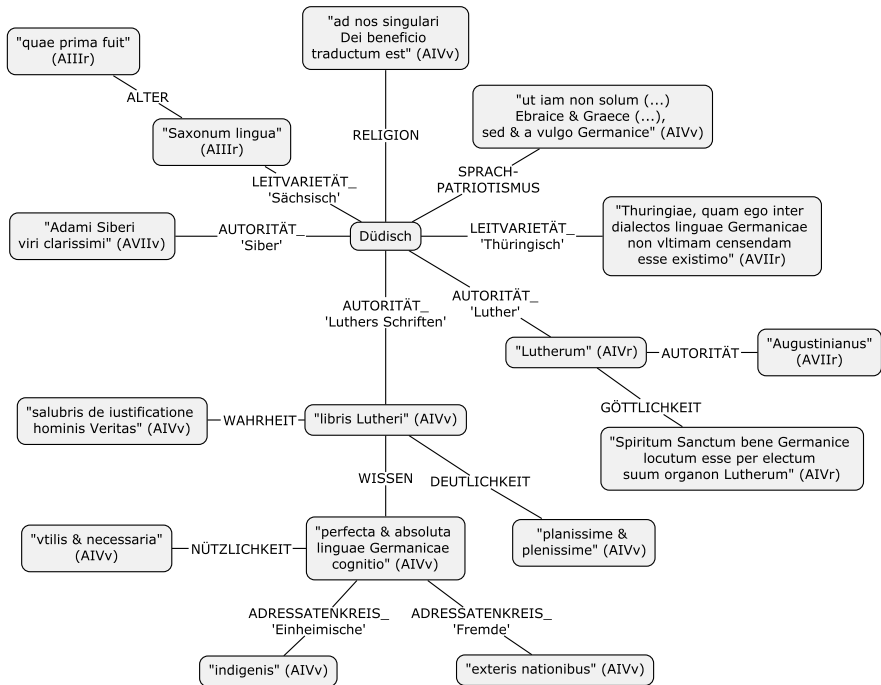


Abb. 5.14: Token-Frame Düdi sch rekonstruiert aus Clajus' *Grammatica Germanicae Linguae* (1578)

5.3.4 Zwischenfazit

In Abgrenzung zu den Schriften der Schulmeister und Schreiber im 16. Jahrhundert richten sich die lateinischsprachigen Grammatiken an diejenigen, die das Deutsche als Fremdsprache erlernen wollen. Deshalb sind die Schriften nicht auf Deutsch, sondern Latein verfasst, um auch jenen Personen einen Zugang zum Text zu ermöglichen, die Deutsch nicht als Muttersprache erlernt haben („Fremde“). Sowohl bei Albertus (1573/1895) und Ölinger (1573/1897) als auch bei Clajus (1578) steht das sprachpatriotische Motiv im Zentrum ihrer Beschäftigung mit dem Deutschen („Sprachpatriotismus“). Sie stellen die Vorzüge der deutschen Sprache, z. B. deren Reinheit („Reinheit“) und Alter („Alter“), heraus, die sie z. B. von den modernen Fremdsprachen Französisch, Italienisch und Spanisch abheben („Moderne Fremdsprachen“). Darüber hinaus beklagt Albertus die Zerrissenheit der deutschen Sprache und ihre Zerrüttung in verschiedene Dialekte („Dialekte“), die nur durch die rechtzeitige Ableitung grammatischer Regeln hätte verhindert werden können. Die Notwendigkeit einer Grammatik des Deutschen sowie klarer Regeln für ihren Gebrauch betonen alle drei Autoren in ihren Vorreden. Auch gehen sie darauf ein, dass es bisher keine geeignete Grammatik gebe, weshalb sie selbst diese Aufgabe übernehmen.

Neben der Empfehlung, die Grundlagen des Deutschen vor allem aus guten Büchern zu lernen („Gute Bücher“), hebt Clajus (1578) auch mehrfach Luther und dessen Schriften als absolute Sprachautorität hervor („Luther“). Albertus (1573/1895) verweist hingegen auf die Bibelübersetzungen, die durch einen verschleiernenden Stil sowie inhaltliche Verworrenheit geprägt und dementsprechend ungeeignet seien. Auf welche Übersetzungen er hier anspielt bzw. ob hierunter auch Luthers Übersetzungen fallen, kann aus dem Material jedoch nicht mit Sicherheit geschlossen werden („Schlechte Bibelübersetzungen“).

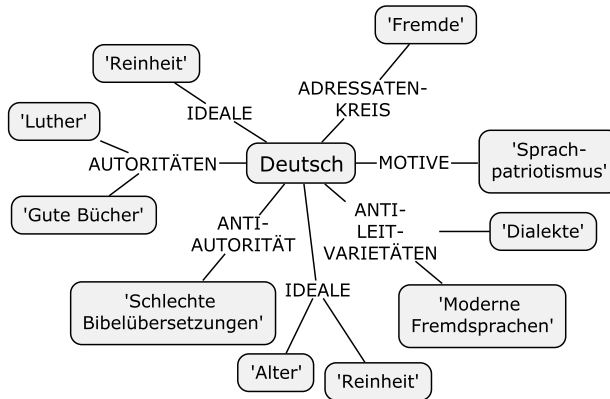


Abb. 5.15: Type-Frame Deutsch: Lateinische Grammatiken des Deutschen im 16. Jhd.

5.4 Fazit

Entsprechend ihrer Befähigung sowie ihres Adressatenkreises verfolgen die Autoren gruppenspezifische Motive, die ihre Auseinandersetzung mit der (hoch-)deutschen Sprache anleiten, und vertreten entsprechende Standpunkte bzw. Postulate hinsichtlich der Konzeption des (Hoch-)Deutschen.²⁰²

²⁰² Vgl. hierzu die Abbildung 5.16.

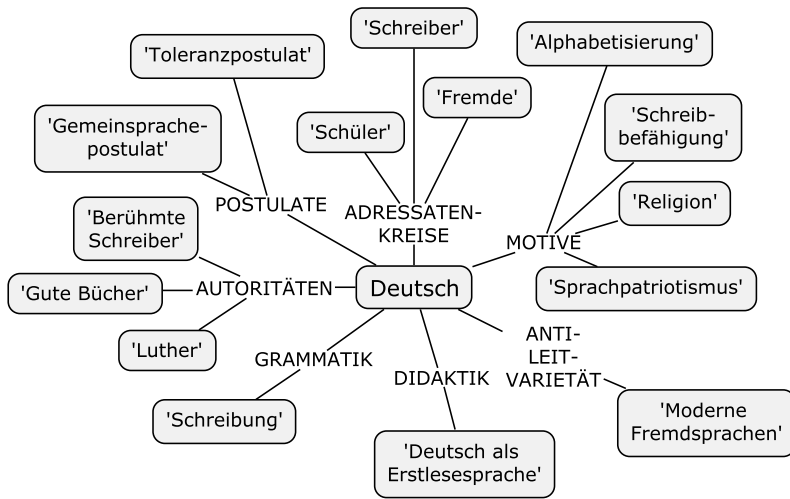


Abb. 5.16: Type-Frame Deutsch: 16. Jhd.

Die Schulmeister adressieren in ihren Schriften vorwiegend die Schulkinder („Schüler“), denen sie einen korrekten Umgang mit den Buchstaben ermöglichen wollen („Alphabetisierung“), und darüber hinaus auch das Volk, das zum Lesen und Schreiben angeleitet werden soll.²⁰³ In den Schriften der Schreiber werden die Schreiber(lehrlinge) in den Kanzleien adressiert („Schreiber“). Hier ist das Befähigungsmotiv²⁰⁴ zentral, wonach die Autoren ihre Leser*innen dazu befähigen möchten, eine klare, verständliche und entsprechend einheitlich(er)es Deutsch zu schreiben („Schreibbefähigung“). Die Autoren der drei lateinischsprachigen Grammatiken adressieren hingegen explizit die „externi omnes“ (Albertus 1573/1895: AIIIr), die das Deutsche als Fremdsprache erlernen sollen („Fremde“). Auch hier kann gewissermaßen ein pragmatisches Motiv angenommen werden: Die *Fremden* sollen die deutsche Sprache lesen und schreiben lernen. Dies ist notwendig, da es immer wieder zu Sprachkontaktsituationen in den deutschen Grenzregionen kommt, z. B. bei Hofe oder aufgrund gemeinsamer Handelsbeziehungen.

Neben diesen Hauptmotiven stellt auch das religiöse Motiv einen wichtigen Beweggrund dar, der die Schreiber und Schulmeister des 16. Jahrhunderts zu ihren Schriften veranlasste („Religion“). So verfolgen die Schulmeister dieses Motiv, weil sie

²⁰³ Das pragmatische Motiv ist zentral in den aufgezeigten Schriften von Kolroß, Ickelsamer und Jordan.

²⁰⁴ Das Befähigungsmotiv kann im *Schryfftspiegel*, bei Frangk, Fabritius, Hüge und Meichßner nachgewiesen werden.

die Menschen aus allen Bevölkerungsschichten erreichen und ihnen Lesen und/oder Schreiben beibringen wollen, damit diese das Wort Gottes selbstständig erfassen und verstehen können. Der Alphabetisierungsgedanke stellt hier ein mittelbares Ziel dar. Ickelsamer (1534b) und Kolroß (1530/1882) streben mit ihren Schriften auch an, dass die Menschen sich „an der Lektüre der verdeutschten Bibel [...] erbauen [...] können“ (Jellinek 1913: 53) und sehen das Lesen und Schreiben als Gabe Gottes an („Göttlichkeit“). Die Schreiber wollen hingegen gute Verdeutschungen, z. B. der Heiligen Schrift, erreichen und deshalb ihre Leser*innen zu einer einheitlichen und korrekten Schreibung befähigen. Das religiöse Motiv, das beide Autorengruppen verfolgen, manifestiert sich somit einerseits in der Befähigung zu lesen sowie andererseits in der Anleitung zur korrekten Schreibung im Deutschen, z. B. bei der Anfertigung von deutschen Bibelübersetzungen.

Bei den Schreibern und den Autoren der lateinischsprachigen Grammatiken kann häufig auch ein patriotisches Motiv ermittelt werden. Die deutsche Sprache soll gleichwertig neben dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen bestehen und sich als Sprache in Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft etablieren („Sprachpatriotismus“). Das patriotische Motiv steht bei Frangk (1531) auch in Verbindung mit einem Sprachreinigungsmotiv, demnach er das Deutsche vor fremden Einflüssen und einer daraus resultierenden „verfinsterung“ (Frangk 1531: AIIv) bewahren will. Neben fremdsprachlichen Einflüssen werden aber auch schlechte deutsche Rhetoriken oder vermeintlich negative Autoritäten genannt, von denen das Deutsche gereinigt werden müsse. Dementsprechend nehmen die Schreiber eher eine weniger tolerante Haltung gegenüber den deutschen Dialekten und ihren (Schreib-)Varianten ein.

Die Vertreter des ‚Gemeinsprachepostulats‘ fordern die Herausbildung einer deutschen Gemeinsprache, die über allen Dialekten steht und als verbindliche Norm dienen soll.²⁰⁵ Sie bekräftigen ihre Haltung, indem sie grammatische Prinzipien ableiten bzw. sprachliche AUTORITÄTEN benennen, die als Vorbilder von den Rezipient*innen herangezogen werden sollen.

Der Großteil der in Kapitel 5 vorgestellten Autoren fordert jedoch einen toleranten Umgang mit den verschiedenen deutschen Dialekten bzw. regionalen Varietäten. Die Rezipient*innen sollen sich der eigenen regionalen Besonderheiten bewusst werden und jene Varianten bevorzugt nutzen, die allgemein verständlich(er) sind. Dabei sind sich die Vertreter der lautlichen und schriftlichen Unterschiede der einzelnen Sprachlandschaften mehr oder weniger stark bewusst und sprechen sich gegen die Verschriftlichung „allzugroße[r] Dialektizismen“ (Jellinek 1913: 52) aus.

205 Frangk postuliert in seiner *Orthographia* (1531) als erster Theoretiker die „Existenz einer einheitlichen hochdeutschen Sprache“ (Jellinek 1913: 44) und scheint damit seiner Zeit weit voraus zu sein.

Den Vertretern des ‚Toleranzpostulats‘ geht es folglich nicht darum, eine einheitliche deutsche Gemeinsprache zu entwickeln, sondern vielmehr um das Aufzeigen von „Inkongruenz von Schrift und Sprache“ (Jellinek 1913: 52). Ihre tolerante Haltung gegenüber den deutschen Dialekten begründen sie z. B. auf Basis ihrer individuellen Sprachwahrnehmung und ihrer didaktischen Prinzipien.

Im Hinblick auf die Benennung sprachlicher Vorbilder wird häufig auf die Arbeiten von Kollegen verwiesen. So bewerten Ickelsamer (1534/1882) und Jordan (1533/1882) das Werk des anderen als vorbildhaft. Frangk (1531) scheint seiner Zeit auch in diesem Punkt weit voraus zu sein, da er bereits ‚Luther‘, neben der ‚Kaiserlichen Kanzlei‘, als Sprachnormautorität klar benennt. Luthers Schriften werden auch von Clajus (1578) mehrfach explizit als Autorität benannt und Luther selbst als das Sprachrohr des Heiligen Geistes dargestellt (‚Luther‘). Prinzipiell sind die Autoren im 16. Jahrhundert mit der Benennung von sprachlichen Leitvarietäten noch relativ verhalten, ebenso wie bei der Angabe von konkreten (Sprach-)Räumen, die als Vorbild für die Etablierung einer (hochdeutschen) Norm herangezogen werden könnten. Sie empfehlen eine Orientierung an ‚guten Büchern‘ sowie ‚berühmten Schreibern‘. Außerdem verweisen Albertus (1573/1895) und Ölinger (1573/1897) auf die Unreinheit der modernen Fremdsprachen Französisch, Italienisch und Spanisch (‚Moderne Fremdsprachen‘).

Abschließend muss noch darauf hingewiesen werden, dass die Schulmeister eher über didaktische Aspekte in ihren Vorreden nachdenken, die Schreiber hingegen eher verschiedene grammatische Teilbereiche und deren ideale Ausgestaltung in den Blick nehmen. Allerdings ist die Unterscheidung keinesfalls trennscharf, da auch die Schreiber und die Autoren der lateinischsprachigen Grammatiken didaktische Überlegungen treffen bzw. die Schulmeister sich verschiedene grammatische Teilbereiche erschließen.

6 17. Jahrhundert

Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts – den Wendepunkt markiert das Erscheinen von Schottels *Teutscher Sprachkunst* (1642) – wurde die deutsche Sprache in den Grammatiken vor allem aus einer didaktischen Perspektive betrachtet. Es wurden unterschiedliche Adressatenkreise in den Blick genommen:

1. Grammatiken für Ausländer, charakterisiert dadurch, daß sie lateinisch geschrieben sind;
2. Sprachlehren, die das Deutsche zur Einführung in den grammatischen Unterricht überhaupt verwenden;
3. Bücher, die als Vorstufen für den Unterricht in der deutschen Rhetorik gedacht sind. (Jellinek 1913: 63)

Für die meisten der hier analysierten Schriften des 17. Jahrhunderts galt der Grundsatz, dass in den deutschen Schulen zunächst die deutsche Grammatik von den Schülern beherrscht werden müsse, bevor diese z. B. die lateinische Grammatik erlernen (vgl. Jellinek 1913: 89). Das Deutsche sollte Unterrichtssprache und darüber hinaus selbst Unterrichtsgegenstand werden.

Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wenden sich die Autoren verstärkt dem Deutschen aus einer grammatischen bzw. poetologischen Perspektive zu und erörtern die Frage, was *gutes Deutsch* ist und wie dieses strukturiert sein muss. Die Arbeiten sind nun meist durch sprach- und kulturpatriotische Motive geprägt, die die Auseinandersetzung mit dem Deutschen anleiten.

Aus den 20 analysierten Vorreden (17. Jahrhundert)²⁰⁶ konnten die in Tabelle 6.1 aufgeführten Attribute rekonstruiert werden. Einerseits wurden diese aus der Sekundärliteratur abgeleitet, andererseits aus den historischen Primärtexten erschlossen:

206 Vgl. hierzu Kapitel 4.2.1.

Tab. 6.1: Attribute der Frames im 17. Jahrhundert

Attribut	Sub-Attribute 1. Grades
ADRESSATENKREIS	
MOTIVE	(1) PROPÄDEUTIK, (2) SPRACHPATRIOTISMUS, (3) KULTURPATRIOTISMUS, (4) RELIGION
(ANTI-)IDEALE	(1) SPRACHRICHTIGKEIT/-FEHLERHAFTIGKEIT bzw. (UN-) REINHEIT, (2) (UN-) EINHEITLICHKEIT, (3) (UN-) VERSTÄNDLICHKEIT, (4) NÜTZLICHKEIT/NUTZLOSIGKEIT
BEURTEILUNGSKRITERIEN	(1) NATÜRLICHKEIT, (2) KUNSTFÄHIGKEIT, (3) ALTER, (4) GEBRAUCH, (5) GÖTTLICHKEIT
KOGNITIVE (UN-)FÄHIGKEITEN	(1) WISSEN/UNWISSENHEIT, (2) VERSTAND
(ANTI-)AUTORITÄTEN	(1) INSTITUTIONEN, (2) PERSONEN, (3) SCHRIFTEN
(ANTI-)LEITVARIETÄTEN	(1) REGION, (2) MEDIUM
GRAMMATIK	(1) AUSSPRACHE (PHONOLOGIE), (2) SCHREIBUNG (ORTHOGRAPHIE), (3) MORPHOLOGIE/LEXIK, (4) BEDEUTUNG (SEMANTIK), (5) SYNTAX
DIDAKTIK	(1) ALTE METHODE, (2) NEUE METHODE
POETIK	(1) POET, (2) GEDICHT/POESIE
SPRACHIDEOLOGIEN	(1) ANALOGISMUS, (2) ANOMALISMUS

Während sich die Grammatiken und Leselehren im 16. Jahrhundert mehrheitlich an die ‚Schreibgelehrten‘ sowie die ‚Schulmeister‘ und deren ‚Schüler/Jugend‘ richteten, also einen kleinen Kreis von Sprachgelehrten, wird im 17. Jahrhundert auch das deutsche Volk adressiert (‚Alle‘), das die deutsche Sprache erlernen, d. h. lesen und schreiben können soll. Mit dem Voranschreiten des Absolutismus in Europa und der Vorrangstellung Frankreichs droht das Deutsche immer stärker vom Französischen verdrängt zu werden:

Das Französische ist um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts nicht nur Diplomaten-sprache, Verhandlungssprache gelehrter Körperschaften, Sprache des gesellschaftlichen Umgangs; immer verbreiteter wird die Gewohnheit, daß selbst im Bürgertum die Kinder von frühester Jugend an dazu angehalten werden, mit ihren Eltern und untereinander französisch zu sprechen, während die Muttersprache auf den Verkehr mit dem Gesinde beschränkt wird. (Polenz 1978: 107)

Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, richten sich die Autoren explizit an die deutschen Bürger*innen, die die Schönheit und Kunstfertigkeit ihrer Muttersprache begreifen sollen. Da die Zierlichkeit des Deutschen vor allem durch die Dichtkunst vorangetrieben wird, werden im 17. Jahrhundert auch immer häufiger die ‚Liebhaber der Poeterey‘ in den Vorreden als Adressaten benannt.

Ein wichtiges MOTIV der Autoren des 17. Jahrhunderts, sich mit der deutschen Sprache auseinanderzusetzen und diese zu analysieren, war der SPRACHPATRIOTISMUS. Dieser hatte die Kultivierung der deutschen Sprache zum Ziel und stellte eine „sprach(en)politische Bewegung des Späthumanismus“ (Polenz 2013: 117) dar. Der KULTURPATRIOTISMUS entwickelte sich in Anlehnung an den Sprachpatriotismus auf Basis von Analogieschlüssen zwischen Sprache und Kultur. Die deutsche Sprache trage demnach zur Bewahrung der deutschen Kultur bei und müsse zum einen gepflegt werden und zum anderen von den Nachbarsprachen und deren Kulturen klar abgegrenzt werden (vgl. Gardt 1994: 129). So bedeute Sprachverfall auch Machtverfall bzw. gehe mit dem Sprachwandel immer auch ein Kulturwandel einher.

Die Argumente, die den Sprachpatriotismus legitimieren sollten, wurden auf die deutsche Kultur übertragen: Die GLEICHWERTIGKEIT bzw. später auch die ÜBERLEGENHEIT der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen oder französischen Sprache beweise die Gleichwertigkeit bzw. Überlegenheit der deutschen Kultur gegenüber fremden Kulturen.²⁰⁷ Der Kulturpatriotismus im 17. Jahrhundert geht meist mit der Aufforderung einher, sich um die deutsche Kultur zu bemühen und „Kulturarbeit“ (Huber 1984: 17) zu leisten. Nach Huber (1984: 17) bedeutet Kulturpatriotismus in dieser Zeit nicht nur „Demonstration der Liebe zur bereits vorhandenen [sondern auch zur, Einfügung: V.S.] noch zu schaffenden Kultur des Vaterlandes“. Die Träger des Kulturpatriotismus waren meist Philologen und Dichter, die sich bewusst mit der deutschen Sprache auseinandersetzten („Intentionalität“, Huber (1984: 21)) und so ein kulturelles Selbstbewusstsein entwickelten („Reflexivität“, Huber (1984: 21)). Einige Autoren kritisieren in diesem Kontext die VERACHTUNG der eigenen deutschen Muttersprache, die auch unter den Gelehrten weit verbreitet ist, sowie deren Verehrung bzw. Bevorzugung fremder Sprachen (FREMDSPRACHENVEREHRUNG).

Zudem wird der deutschen Sprache ein propädeutischer Zweck zugesprochen. Viele Autoren sind der Ansicht, dass die Kenntnis der grammatischen Struktur der eigenen Muttersprache elementar für das Verständnis fremder Sprachen, wie etwa des Lateinischen, sei (PROPÄDEUTIK). Dementsprechend soll die Vermittlung der

207 Vgl. hierzu auch die Erkenntnisse von Gardt (1994: 129ff.) zur ontologisierend-patriotischen Sprachreflexion in der Frühen Neuzeit.

deutschen Sprache in den Grammatiken und Poetiken dazu beitragen, die Leser auf den Fremdsprachenunterricht vorzubereiten.²⁰⁸

Das Ziel der Spracharbeit des 17. Jahrhunderts war die Konstituierung einer richtigen, verständlichen und nützlichen deutschen Sprache (IDEALE): Die SPRACHRICHTIGKEIT bzw. -REINHEIT (*puritas*) sollte durch die sprachpuristischen und z. T. auch fremdwortpuristischen Bestrebungen der Sprachgelehrten (in den Sprachgesellschaften) vorangetrieben werden. Die Reinhaltung bzw. Reinigung des Deutschen im Sinne des SPRACHPURISMUS – sowohl von (unnötigen) FREMDWÖRTERN als auch „intra-lingualen Varianten, wie anstößigen, zweideutigen, veralteten oder regionalen Wörtern und Wendungen, grammatikalischen Formen, Orthographien und Aussprachen“ (Polenz 2013: 116) – sollte zu dessen Anerkennung als Hauptsprache in der Gesellschaft und Wissenschaft beitragen. Eine radikalere Weiterentwicklung des Sprachpurismus stellt der FREMDWORTPURISMUS dar, der alle Fremdwörter im Deutschen kategorisch ablehnt und durch genuin deutsche Kunstwörter zu ersetzen versucht. Im 17. Jahrhundert ist u. a. Zesen ein Vertreter des Fremdwortpurismus, wofür er von den zeitgenössischen Sprachgelehrten zum einen bewundert und zum anderen stark kritisiert wurde. In der Kritik stand der Fremdwortpurismus, weil durch diesen die Ideale VERSTÄNDLICHKEIT und NÜTZLICHKEIT missachtet wurden: Die neu eingeführten Verdeutschungen von bereits etablierten lateinischen Fachbegriffen würden die Leser*innen verwirren, weil sie unverständlich und dementsprechend auch nicht gut nutzbar im Rahmen der Spracharbeit seien (Polenz 2013: 129–130).

Im 17. Jahrhundert sind vor allem zwei sprachideologische Ansätze²⁰⁹ prägend für die Konstituierung einer überregionalen Schreibnorm: der ANALOGISMUS und der ANOMALISMUS. Während sich die Analogisten an der GRUNDRICHTIGKEIT²¹⁰ der alten deutschen Sprache orientieren (vgl. Hundt 2000: 42) und z. B. auf Basis der STAMMWÖRTER analoge Wortbildungen rekonstruieren, richten sich die Anomalisten nach dem guten Sprachgebrauch der Gelehrten, der für sie als vorbildhaft und

208 Zur Erläuterung des Motivs *Religion* siehe Einführung in Kapitel 5.

209 Gardt (1999: 128) spricht hier von zwei „alternative[n] Prinzipien der Sprachnormierung“, Hundt (2000: 42) von „Positionen“. In der vorliegenden Arbeit werden die beiden Sprachnormierungstheorien als Sprachideologien aufgefasst, da sie „sozial strukturbildend, das heißt, [...] den Rahmen [konstituierend, Einfügung: V. S.], in dem die Mitglieder einer sozialen Gemeinschaft sprachlich handeln“ (Spitzmüller 2019: 22). Die Autoren vertreten folglich unterschiedliche Auffassungen zur Sprachnormierung, indem sie entweder eine (eher) analogistische (Grundrichtigkeit) oder anomalistische (Sprachgebrauch) Position bekleiden. Sie teilen ihre Überzeugungen innerhalb ihrer sozialen Gruppen (Analogisten vs. Anomalisten), positionieren sich dementsprechend im Diskurs und grenzen sich so von Vertretern anderer Sprachideologien ab.

210 „In Fragen der Sprachrichtigkeit sollte [...] nicht ein dem Wandel der Zeiten unterworfenere Sprachusus ausschlaggebend sein sondern die *Grundrichtigkeit* der deutschen Sprache, d. h. das unwandelbare, ideale Regelwerk der Grammatik“ (Hundt 2000: 42).

normkonstituierend gilt. Dementsprechend wird Sprache aus einer analogistischen Perspektive eher als etwas Fixes bzw. Festes, etwa im Sinne eines Sprachgebäudes, das auf festen Grundpfeilern (grundrichtige, sprachinhärente Regeln) gebaut ist, definiert. Die Anomalisten, die sich am wandelbaren Sprachgebrauch der gelehrten Kreise orientieren, sehen Sprache hingegen eher als etwas Dynamisches an. Darüber hinaus gehen in dieser Debatte „sprachtheoretische und lokalpatriotische Motivation [...] ineinander über“ (Gardt 1999: 129), da die anomalistische Position meist mit dem Anspruch des Meißnischen als Prestigevarietät einhergeht, während sich die Analogisten gegen das meißnische Sprachprimat wenden.

Sowohl die Analogisten als auch die Anomalisten legitimieren die (ursprüngliche) Reinheit der deutschen Sprache durch deren Natur bzw. NATÜRLICHKEIT. Die jeweils hinter dem Ausdruck *Sprachnatur* stehenden Konzepte unterscheiden sich jedoch maßgeblich. Für die Analogisten ist „die Fortschreibung der strukturierten Regelhaftigkeit der *natürliche* Weg zur Hochsprache“ (Gardt 1999: 132) (ANALOGIE/ETYMOLOGIE), für die Anomalisten drückt sich „die *Natürlichkeit* in der Orientierung am Gebrauch“ (Gardt 1999: 132) aus (GEBRAUCH).

Als weitere Legitimationsbasis für die Sprachrichtigkeit der deutschen Grammatik wird ihre KUNSTFÄHIGKEIT (Grammatikabilität) angeführt, die sich aus ihrer Nützlichkeit, ihrer Rationalität und Wissenschaftlichkeit sowie ihrem Gebrauch und Wortreichtum speist. Auch hier muss zwischen der anomalistischen Auffassung von Sprachrichtigkeit einerseits und der analogistischen Perspektive andererseits unterschieden werden. Über die Korrektheit bzw. Regelkonformität entscheidet bei den Anomalisten der etablierte Sprachgebrauch, bei den Analogisten hingegen die abgeleiteten Strukturprinzipien der Sprache (vgl. Gardt 1999: 128) (z. B. STAMMWÖRTER). D. h., dass die Vertreter der analogistischen Position eine sprachliche Form, die eine Ausnahme vom Regelfall darstellt, aber dem etablierten Sprachgebrauch (der Gelehrten) entspricht, ablehnen müssten, wohingegen diese Form für die Anomalisten als korrekt gelten würde.

Als kognitive Voraussetzungen für einen guten Sprachgebrauch gelten zum einen das WISSEN um das Deutsche und zum anderen der menschliche VERSTAND. Die Menschen müssen sich intensiv mit der deutschen Sprache auseinandersetzen und sich bilden, z. B. durch die Lektüre geeigneter Grammatiken. Darüber hinaus müssen sie aber auch fähig sein, ihren Verstand zu gebrauchen und z. B. die nützliche Verdeutschungen mancher Kunstwörter von unverständlichen fremdwortpuristischen Bestrebungen zu unterscheiden (LATEINISCHE KUNSTWÖRTER versus DEUTSCHE KUNSTWÖRTER).

Neben der GRAMMATIK²¹¹ rücken im 17. Jahrhundert auch die DIDAKTIK und die Dichtkunst (POETIK) immer stärker in den Fokus. Die Dichtkunst gilt als eine erlernbare Kunst (ERLEARNBARKEIT), die dazu dienen soll, Natürlichkeit und Kunstfähigkeit miteinander zu vereinen. Die poetischen Schriften (POESIE) sollen von den Gelehrten aufgenommen werden und daraus dann Regeln des guten Sprachgebrauchs abgeleitet werden.

Die Auseinandersetzung mit dem Deutschen im Schulunterricht wurde vor allem durch den aus Holstein stammenden Didaktiker Wolfgang ‚Ratichius‘ Ratke und dessen didaktische Innovationen angefeuert. Bei der sog. NEUEN METHODE²¹² handelt es sich um eine stark polarisierende Lehrart, die „einen muttersprachlichen Deutschunterricht und Deutsch als Basis für alle Fächer“ (Moulin-Fankhänel 1997: 238) vorsieht. Als sprachliches Vorbild gelten Luther sowie dessen Schriften (vgl. Straßner 1995: 96). Die neue Lehrart nach Ratke sollte die Schüler besser auf den weiterführenden Unterricht vorbereiten und ihnen das Erlernen des Lateinischen, Griechischen oder anderer Fremdsprachen erleichtern. Die Grundannahme war, dass die Schüler durch die Übertragung ihres Wissens von der grammatischen Struktur des Deutschen schneller andere Sprachen erlernen könnten. Die ALTE METHODE, nach der der Unterricht in lateinischer Sprache gehalten wurde und die Unterrichtsinhalte strikt auswendig gelernt werden mussten, galt bei vielen Autoren jener Zeit (auch unter den katholischen) bereits als überholt (vgl. Gardt 1994: 446).

Die im Folgenden analysierten Schriften wurden in eine von drei Kategorien eingeteilt: Schriften der Didaktiker, Schriften der Grammatiker und Schriften der Poetiker²¹³, je nachdem, ob sie eher eine didaktische, grammatische oder poetologische Orientierung aufweisen. Es gilt jedoch zu beachten, dass nicht von einem singulären Motiv ausgegangen werden sollte, welches die Arbeit des Autors prägte, sondern meist mehrere Motive nebeneinander existierten. Die folgende Einteilung richtet sich deshalb nach dem in der jeweils analysierten Schrift am stärksten hervortretenden Motiv.

211 Vgl. hierzu die einführenden Erläuterungen in Kapitel 5.

212 Gardt (1994: 446f.) fasst die didaktischen Besonderheiten der *didactica nova* wie folgt zusammen: „1. sie orientiert sich an der Muttersprache; 2. sie favorisiert [...] eine Verbindung von Sprach- und Sachunterricht; 3. sie ergänzt im Bereich der Methodik das Memorieren grammatischer Paradigmen durch eher ganzheitliche, zum Teil auf ein intuitives Begreifen ausgerichtete Verfahren der Wissensvermittlung“. In diesem Zusammenhang verweist Gardt (1994: 446) auch auf die sprachpädagogischen Ansätze nach Comenius, der die Wissensvermittlung durch die Verwendung von Texten sowie sich auf diese beziehende Abbildungen positiv vorantreiben wollte.

213 Der Ausdruck „Poetiker“ wurde von Jellinek (1913: 142) übernommen und bezeichnet in der vorliegenden Arbeit jene Autoren, deren Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache vorwiegend poetologischer Natur ist, also einen Bezug zur Poetik, im Sinne einer Lehre von der Dichtkunst, aufweist.

6.1 Schriften der Didaktiker

6.1.1 *Deutsch in Kromayers Deutsche Grammatica (1618)*

Der aus Döbeln stammende Johannes Kromayer²¹⁴ war zunächst im mitteldeutschen Raum als Prediger und geistlicher Schulinspektor tätig, bis er 1614 als Generalsuperintendent nach Augsburg geschickt wurde, um Ratkes Didaktik zu studieren (vgl. Kromayer 1618: 179). Auf dieser Basis entwickelte er einen Lehrplan für die Weimarer Lateinschule, in den die Neue Methode als zentrales didaktisches Prinzip aufgenommen werden sollte (vgl. Kromayer 1618: 179).

Die *Deutsche Grammatica* von Kromayer (1618) war, ebenso wie die *Sprachkünste* von Helwig (1619), für den Einsatz im Schulunterricht, vornehmlich in den Volksschulen, verfasst worden und sollte der „Vorbereitung auf den lateinischen Unterricht“ (Jellinek 1913: 96) dienen.

Das Wirken des Schulmeisters Kromayer ist durch die Ideologie Ratkes geprägt. Kromayers Bestrebung war die Reformierung des Schulsystems, u. a. setzte er sich für die Neuordnung des Unterrichts an den Dorfschulen ein und entwickelte darüber hinaus einen neuen Lehrplan für die Weimarer Lateinschule (vgl. Jellinek 1913: 96). Kromayer (1618: IIr) benennt in seiner *Grammatica* Ratke explizit als Autorität (AUTORITÄT ‚Ratke‘) und bewertet dessen Werk als „heilsam und sehr nuetzlich“ (NÜTZLICHKEIT). Zudem vermutet Kromayer (1618: IIr), dass die Arbeiten Ratkes „von den meisten nur verachtet vnd gescholten“ (VERACHTUNG) werden. Der Autor bezieht durch das angegebene Metastereotyp eine klare Position und bekennt sich als Anhänger der Neuen Methode, obwohl ihm bewusst ist, dass diese in der Gemeinschaft kontrovers betrachtet wird und dementsprechend auch sein eigenes Werk, die *Deutsche Grammatica*, negativ beurteilt werden könne. Nichtsdestoweniger erachtet er die Neue Methode als sehr nützlich (NÜTZLICHKEIT), um die Jugend (ADRESSATENKREIS) in der deutschen Sprache zu bilden und für weiterführende grammatische Studien vorzubereiten. Kromayer (1618: IIv) geht sogar noch einen Schritt weiter, indem er erklärt, dass „Schulen bey dem alten Wesen vnd Methodo je fast an allen orten eingehen“ (ALTE METHODE).

Darüber hinaus verweist Kromayer (1618: IIIr) auch auf die „Grammatica [...] des Herrn Philippi/Frischlini/Rennemanni“ (AUTORITÄT ‚Grammatiken‘) – Philologen

²¹⁴ Kromayer kann der Gruppe der Didaktiker zugeordnet werden. Sein Hauptaugenmerk liegt auf den Vermittlungsmethoden der deutschen Sprache im Unterricht (Neue Methode nach Ratke), dementsprechend ist seine *Deutsche Grammatica* auch eher als pädagogisch-didaktisches Werk einzuordnen. Darüber hinaus verweist er auch schon im Titel der Werks auf dessen didaktische Perspektive: „Zum newen Methodo/der Jugend zum besten/zugerichtet. Für die Weymarische Schuel [...]“ (Kromayer 1618: Titel).

aus dem 16./17. Jahrhundert²¹⁵ – deren Schriften ebenfalls als sprachliches Vorbild dienen sollen.

Die Bedeutung Kromayers für die Entwicklung der deutschen Grammatik beurteilt Jellinek (1913: 97) jedoch als eher gering und beurteilt auch das verwendete Material als „höchst dürftig“. Anders als bei Helwig (1619) werden die lateinischen Fachtermini bei Kromayer (1618) nicht verdeutscht. So gibt Kromayer (1618: IIIr) in seiner Vorrede auch an, dass sein „Büchlin [...] aufgesetzt worden [ist, Einfügung: V. S.]/in sonderlicher Gleichförmigkeit mit der Lateinischen/Griechischen/vnd Hebraischen Grammaticken“ (AUTORITÄT ‚Lateinische Grammatiken‘). Der Autor verdeutlicht an dieser Stelle nochmals seine Orientierung an den bereits etablierten Hauptsprachen, deren Grammatiken er als Vorbild zur Erstellung seiner deutschen Grammatik heranzieht.²¹⁶

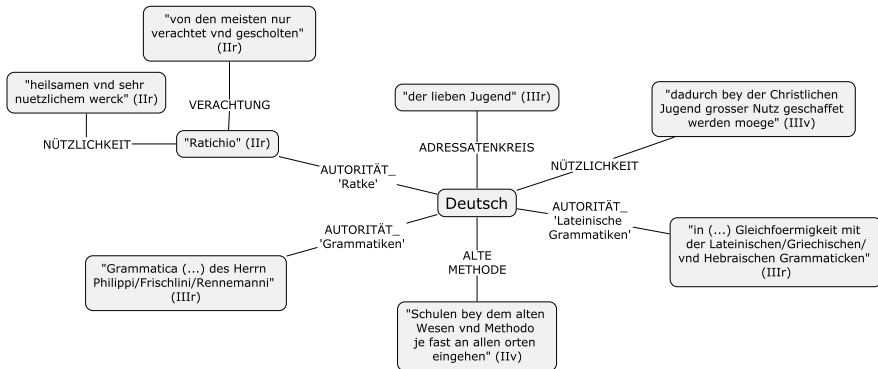


Abb. 6.1: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Kromayers *Deutscher Grammatica* (1618)

6.1.2 *Teutsch* in Helwigs *Sprachkünsten* (1619)

Der aus Sprendlingen (im heutigen Rheinhessen) stammende Christoph Helwig²¹⁷ studierte zunächst in Frankfurt und Marburg und erhielt später u. a. an der Univer-

²¹⁵ Kromayer bezieht sich hier auf die Schriften von Johann P. Philippi (1607–1679), Nicodemus Frischlin (1547–1590) und Henning Rennemann (1567–1646).

²¹⁶ Vgl. hierzu die Abbildung 6.1.

²¹⁷ Helwig wird im Folgenden den Didaktikern zugeordnet, da seine *Sprachkunst* als Einführung in den grammatischen Unterricht konzipiert ist und sich dezidiert u. a. mit der Neuen Methode als Vermittlungsmethode auseinandersetzt.

sität Gießen einen Lehrstuhl für Hebräisch und Griechisch (vgl. Kämmel 1880/2023: o. S.). In seiner Anfangszeit prägten vor allem die Ansichten des Didaktikers Ratke die Arbeiten Helwigs, mit dem er auch ab 1614 zusammenarbeitete und dessen didaktische Konzepte Helwig in Gießen einführen wollte (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 150). Allerdings trennten sich die beiden schon wenig später, im Jahr 1615, nach „einem Zerwürfnis“ (Moulin-Fankhänel 1997: 150). Helwigs Grammatik wurde erst nach seinem Tod (im Jahr 1617) von seiner Witwe und seinen Kindern in den Druck gegeben, dementsprechend ist auch die Vorrede von Helwigs Söhnen bzw. seiner Ehefrau verfasst worden („Deß Authoris seligen nachgelassene Wittib vnd Kinder“, Helwig (1619: AIIIv)). Das Werk ist in drei Teile untergliedert: „I. Vom Laesen vnd Schreiben. II. Von Kaennung der Woerter. III. Von Ordnung der Woerter“ (Helwig 1619: BIr).

Helwig (1619) war, ebenso wie Kromayer (1618), Olearius (1630) und Brücker (1620), vorwiegend von seinen didaktischen Bestrebungen geleitet, welche ihn zum Abfassen der *Sprachkünste* veranlassten. Neben einer lateinischen wurde auch eine deutsche Fassung des Werks herausgegeben, die hauptsächlich für den Einsatz im Schulunterricht gedacht war und sich an die „angehenden Schulknaben“ (Helwig 1619: AIIv) (ADRESSATENKREIS) richtete. Der Autor hebt den Nutzen einer deutschen Sprachkunst nach der Neuen Methode explizit hervor (NEUE METHODE), da die Jugend so leichter und schneller „zur Erkänntnuß der Sprachen“ (Kromayer 1618: AIIIr) gelangen könne (NÜTZLICHKEIT).

In der Grammatik werden auch didaktische Prinzipien benannt, die das Erlernen der deutschen Sprache erleichtern sollten. Zum einen finden sich keine expliziten Definitionen in den *Sprachkünsten*, da diese „definitiones [...] von den Schulmeistern muendlich koennen erklaeret werden“ (Helwig 1619: AIIv). Darüber hinaus sollen die Schulmeister die Erläuterungen im Werk durch geeignete Beispiele ergänzen. Zum anderen verwendete Helwig vorwiegend deutsche „Kunstwörter“ (Helwig 1619: 94) (DEUTSCHE KUNSTWÖRTER), wie etwa „Naennwort“ für Nomen, „Sagwort“ für Verb und „Beiwort“²¹⁸ (Helwig 1619: BIv), und versuchte durch Beispiele und Erklärungen die deutsche Grammatik möglichst verständlich und klar darzustellen (vgl. Jellinek 1913: 93). Seiner Ansicht nach würden die Schüler die deutschen Fachtermini leichter verstehen und lernen können (VERSTÄNDLICHKEIT), da diese ihnen besser im Gedächtnis blieben als die lateinischen Termini (vgl. Helwig 1619: AIIv).

Der Autor appelliert an seine Leser, dass die Schüler zuerst in der deutschen Sprache unterrichtet werden und diese beherrschen müssen, bevor sie anschließend in die lateinische Grammatik eingeführt werden. Bisher sei die deutsche Sprache der

²¹⁸ Hierunter fasst Helwig alle weiteren Wortarten, wie etwa Adjektive, Adverben, Pronomen, Präpositionen etc. (vgl. Helwig 1619: BIir).

Jugend „gantz ohnbekant vnnd eben als Arabisch vnd Tuerckisch“ (Helwig 1619: AIIr) (UNWISSENHEIT). Dieser Missstand müsse jedoch dringend behoben werden und die Jugend durch die Kenntnis der deutschen Sprache dazu befähigt werden, sich „andern freyen Kuensten vnd Studien“ (Helwig 1619: AIIIr) zuwenden (PROPÄDEUTIK) und diese erlernen zu können. Darüber hinaus soll den Kindern durch die Kenntnis der deutschen Sprache ein tugendhaftes Leben in Frömmigkeit ermöglicht werden (RELIGION).

Es kann festgehalten werden, dass die didaktischen Überlegungen in den *Sprachkünsten* das zentrale Anliegen Helwigs darstellen und grammatische bzw. sprachwissenschaftliche Fragestellung dahinter zurücktreten.²¹⁹

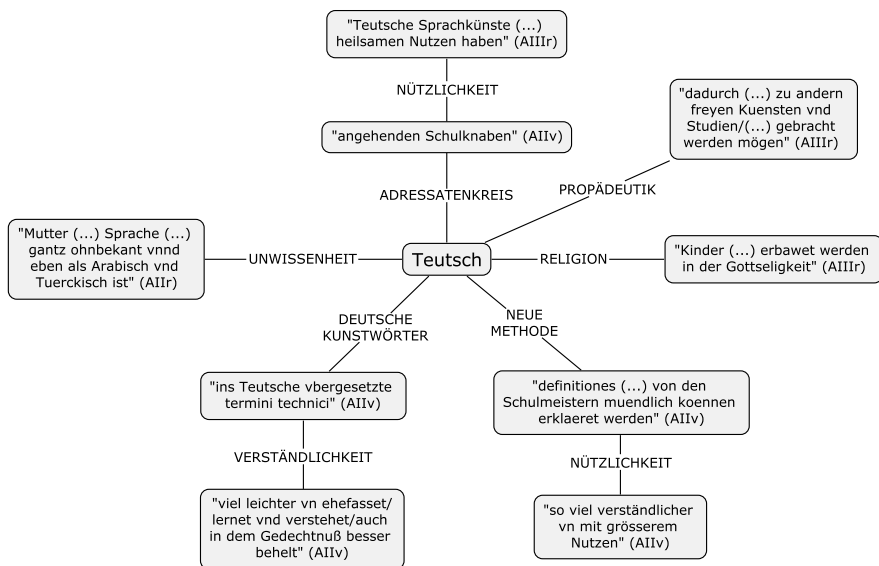


Abb. 6.2: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Helwigs *Sprachkünsten* (1619)

²¹⁹ Vgl. hierzu die Abbildung 6.2.

6.1.3 *Deutsch in Brückers Teutscher Grammatic (1620)*

Über Jakob Brücker²²⁰ ist nur wenig bekannt. Er arbeitete als Schullehrer in seiner Geburtsstadt Heidelberg und zog nach seiner Absetzung nach Frankfurt am Main, wo er auch seine *Teutsche Grammatic* abfasste (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 54). Diese erschien 1620 ebenda.

Während die Grammatiken von Helwig (1619), Kromayer (1618) und Olearius (1630) dazu dienen sollten, die Schüler auf die lateinische Grammatik bzw. den fremdsprachlichen Grammatikunterricht vorzubereiten, sollte die *Teutsche Grammatic* von Brücker (1620) zudem auch „die Bedürfnisse des praktischen Lebens, insbesondere der Kanzlei“ (Jellinek 1913: 104) – im Sinne einer „Vorbereitung zur Teutschen Rhetoric“ (Brücker 1620: AIVr) – bedienen (PROPÄDEUTIK). Die Schrift richtet sich sowohl an die „Teutschen Schulknabenn“ (Brücker 1620: AIIIv) als auch an deren Schulmeister (ADRESSATENKREIS), da Brücker (1620: AIIIv) annimmt, dass diese „von der Orthographia nicht viel wissen“ (UNWISSENHEIT). Brücker (1620: AIIr) verfolgt mit seiner Schrift einen Nützlichkeits-Gedanken, weil er das Erlernen der deutschen Muttersprache vor allem für die Jugend als grundlegend für das Verständnis und den Erkenntnisgewinn erachtet und das Deutsche deshalb zur Unterrichtssprache und zum Unterrichtsgegenstand gemacht werden sollte (NÜTZLICHKEIT).

Die Neue Methode wird dementsprechend auch von Brücker (1620: AIIIv) propagiert und das sture Auswendiglernen als „unrechte Gewohnheit“ (Brücker 1620: AIVv) verurteilt (ALTE METHODE). Die Schüler sollen zunächst ihre deutsche Muttersprache erlernen, beherrschen und vor allem verstehen, bevor sie eine fremde Sprache erlernen (NEUE METHODE). Der Unterricht soll zudem in der deutschen Muttersprache abgehalten werden. Als Vorbild verweist Brücker (1620: AIIIr) auf die „Form unde Weise eyner Lateinischen Schulen“, in der das Lateinische als allgemeine Unterrichtssprache für alle Fächer diene (AUTORITÄT ‚Lateinische Schule‘).

Als sprachliche Vorbilder benennt Brücker (1620: AIIIv) – neben seinem Baseler Kollegen Johann Rudolph Sattler (AUTORITÄT ‚Sattler‘) – auch die *Rhetorica Der Hochteutschen Sprach* des Notars und Stadtschreibers Philip Meister von Lindenfels (AUTORITÄT ‚Lindenfels‘) sowie die Vorrede im *Epistel Büchlein Deutsch vnd Lateinisch* von Abraham Saur (AUTORITÄT ‚Saur‘). Von einer Verdeutschung der lateinischen Fachtermini sieht Brücker (1620: AIIIv) meist ab.

Auch im Hinblick auf die Arbeit Brückers konstatiert Jellinek (1913: 107), dass „eine direkte Äußerung über die schriftsprachliche Norm fehlt“. So stehen bei Brücker (1620), ähnlich wie bei Helwig (1619), Kromayer (1618) und Olearius (1630), eher

²²⁰ Brücker wird ebenfalls der Gruppe der Didaktiker zugeordnet, da in seiner *Teutschen Grammatic* die Vermittlung der deutschen Sprache und die Darstellung seiner didaktischen Prinzipien die zentralen Aspekte darstellen.

didaktische Aspekte im Vordergrund als eine tiefgehende Auseinandersetzung mit der deutschen Grammatik. Brücker (1620: AVr) geht im Schlussteil seiner Vorrede auch auf die möglichen Reaktionen der Gelehrten auf seine Schrift ein. So nimmt er an, dass einige Leser seine Arbeit „tadeln und verspotten“ (Brücker 1620: AVr) (SCHRIFT ‚Brücker‘) würden, appelliert jedoch an diese, stattdessen konstruktive Kritik zu üben (APPELL).²²¹

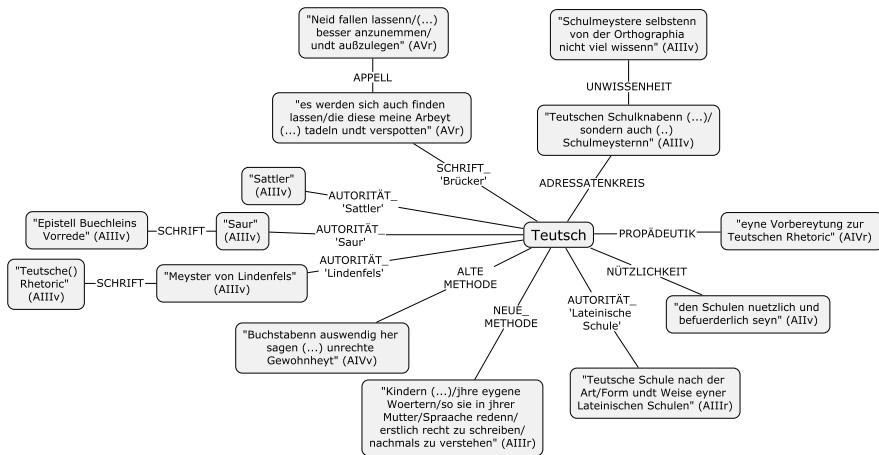


Abb. 6.3: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Brückers *Teutscher Grammatic* (1620)

6.1.4 Deutsch in Olearius' *Deutscher Sprachkunst* (1630)

Eine weitere Arbeit, die die Schüler auf das Lateinstudium vorbereiten sollte, ist die *Deutsche Sprachkunst*, die anonym 1630 erschien. Sie wird dem aus Halle stammenden Tilman Olearius²²² zugeschrieben, der als Prediger und Archidiakon in Halle tätig war (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 211). Auch in der *Deutschen Sprachkunst* wird die Neue Methode nach Ratke als didaktisches Leitprinzip propagiert.

²²¹ Vgl. hierzu die Abbildung 6.3.

²²² Olearius wird im Folgenden den Didaktikern zugeordnet, da in seinem Werk vor allem methodische Überlegungen zur Vermittlung der deutschen Sprache im Unterricht im Fokus stehen und er dementsprechend eine didaktische Perspektive einnimmt. Sein didaktischer Fokus wird bereits im Titel der *Deutschen Sprachkunst* deutlich: „Sampt angehengten newen methodo, die Lateinische Sprache geschwinde vnd mit lust zu lernen“ (Olearius 1630: Titel).

Olearius (1630) plädiert dafür, ebenso wie Helwig (1619) und Kromayer (1618), dass die Jugend (ADRESSATENKREIS) zunächst in der deutschen Grammatik unterrichtet werden müsste, um darauf aufbauend die lateinische Grammatik erlernen zu können (NEUE METHODE). In diesem Zusammenhang gibt er sogar an, den methodischen Ansatz selbst erfunden zu haben (vgl. Olearius 1630: AVIIIv). Da die Neue Methode auch schon in den Arbeiten von Helwig (1619) und Kromayer (1618) explizit benannt und beschrieben wird, muss vielmehr von einer Weiterentwicklung des methodischen Ansatzes durch Olearius (1630) ausgegangen werden.

Er geht u. a. darauf ein, dass die Schüler den Schulstoff nicht mehr nur auswendig lernen sollen in einer fremden Sprache, so wie es nach der „gemeinen Art lesen zu lernen“ (Olearius 1630: AVIr) üblich war (vgl. Olearius 1630: AVr) (ALTE METHODE). Nach der Alten Methode sei es sehr schwer, die Unterrichtsinhalte zu verstehen und anwenden zu können (UNVERSTÄNDLICHKEIT), weshalb die Kinder besser nach der Neuen Methode unterrichtet werden sollten und sich über das Gelernte austauschen, d. h., „darueber streiten duerffen“ (Olearius 1630: AVv–AVIr). Daraus würde der Vorteil erwachsen, dass die Schüler die Inhalte schneller begreifen könnten. Zudem spricht sich Olearius (1630: AIVr) dafür aus, dass die Kinder auch einen visuellen Input beim Erlernen der deutschen Sprache benötigen, z. B. „Bilder lebendiger dinge“ (AUTORITÄT ‚Comenius‘),²²³ und nicht allein durch den Vortrag des Lehrenden bzw. das Wiederholen des Stoffes unterrichtet werden sollten (vgl. Olearius 1630: AIVr). Stattdessen möchte er die Grammatik spielerisch („mit lust gespielet werden“, Olearius (1630: AVIIr)) vermitteln und auf Basis der Abbildungen einen Bezug zum Sprachgebrauch herstellen: „Grammatischen Bilder ad usum zugerichtet/[...] dass eine jede declination vor sich fünff Bilder [...] bekömt“ (Olearius 1630: AVIv).

Olearius reflektiert zudem die Haltung der Deutschen zu ihrer Muttersprache: So geht er davon aus, dass „jederman meinet [die deutsche Sprache, Einfügung: V. S.] lengst gefast zu haben“ (Olearius 1630: AIIIr) und dementsprechend eine weitere Auseinandersetzung damit nicht notwendig zu sein scheint (UNWISSENHEIT). Dies lehnt Olearius (1630) jedoch vehement ab und verweist auf die „Griechischen Scribenten“ (Olearius 1630: AIIv), die ihre Sprache trotz aller Vorurteile („welche im ersten ansehen geringe vnnd laecherlich scheinen“, Olearius (1630: AIIv)) weiter studiert haben und diese so zu großem Ansehen gebracht haben (AUTORITÄT ‚Platon‘). Auf Basis eines Analogieschlusses propagiert Olearius (1630: AIIv), dass dieses

²²³ Es kann angenommen werden, dass Olearius (1630: AIVr) hier auf den *Orbis sensualium pictus* anspielt, ein Lese- und Schulbuch von Johann Amos Comenius, mit dem „das Prinzip der Anschauung in die Praxis der Lehre ein[geführt, Einfügung: V. S.]“ (Fijalkowski 2010: 17) wurde. Die Besonderheit des Lehrwerkes lag darin, dass sie lateinische und deutsche Merksätze zum Erlernen des Alphabets gegenüberstellte und mittels Abbildungen (Holzschnitte) illustrierte (vgl. Fijalkowski 2010: 20).

Vorgehen auch für die Entwicklung der deutschen Sprache vorteilhaft und nützlich wäre (NÜTZLICHKEIT).

Trotz dieser metasprachlichen Überlegungen ist die Darstellung der grammatischen Strukturen der deutschen Sprache bei Olearius (1630), ähnlich wie in den Arbeiten Helwigs und Kromayers, als eher „dürftig“ (Jellinek 1913: 101) einzuordnen. Die unterrichtsmethodischen Erwägungen stehen hier klar im Vordergrund, weshalb Jellinek (1913: 99) darauf verweist, dass die *Deutsche Sprachkunst* eher als Handreichung für die Schulmeister, denn als Sprachlehre für den Gebrauch der Schüler geeignet ist.²²⁴

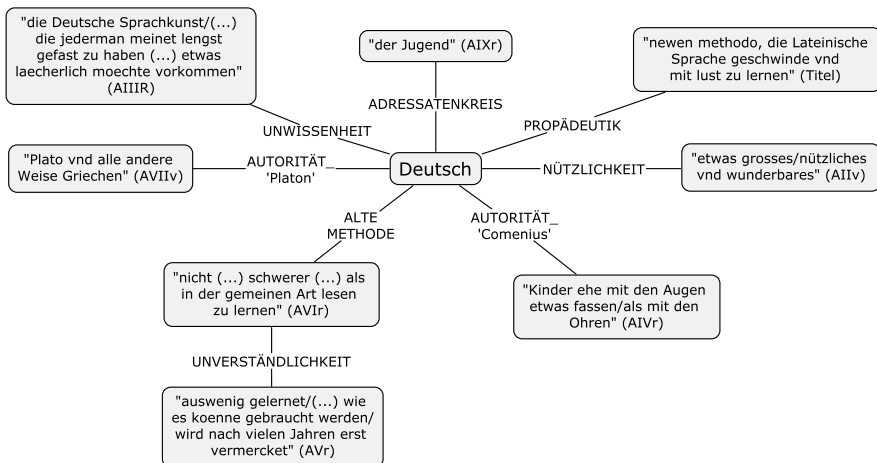


Abb. 6.4: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Olearius' *Deutscher Sprachkunst* (1630)

6.1.5 Zwischenfazit

Die Neue Methode nach Ratke („Ratke“) stellt das didaktische Leitprinzip in den Arbeiten von Kromayer (1618), Helwig (1619), Brücker (1620) und Olearius (1630) dar („Neue Methode“). Demnach soll erst die deutsche Sprache und ihre Grammatik in den Schulen gelehrt werden, bevor weiterführende Studien, z. B. in der lateinischen Sprache, aufgenommen werden. Der Vorteil dieser Methode läge darin, dass das sinnlose Auswendiglernen endlich überwunden werden und die Schüler die

²²⁴ Vgl. hierzu die Abbildung 6.4.

Unterrichtsinhalte in ihrer Muttersprache tatsächlich verstehen lernen könnten. Dementsprechend wird die Alte Methode von Kromayer (1618), Brücker (1620) und Olearius (1630) auch explizit abgelehnt: „Schulen bey dem alten Wesen vnd Methodo je fast an allen orten eingehen“ (Kromayer 1618: IIv).

Das Erlernen der deutschen Sprache und ihrer Grammatik soll zudem auch der Vorbereitung für das Erlernen lateinischer oder anderer fremdsprachiger grammatischer Strukturen dienen. Die Autoren verfolgen mit ihren Werken also meist auch ein propädeutisches Motiv („Propädeutik“) und wollen mit ihren Schriften die Schüler auf den weiterführenden Unterricht vorbereiten („Nützlichkeit“). Das Nützlichkeitsideal wird in allen vier analysierten Vorreden genannt und ist dementsprechend zentral für die Auseinandersetzung der Didaktiker mit der deutschen Sprache.²²⁵

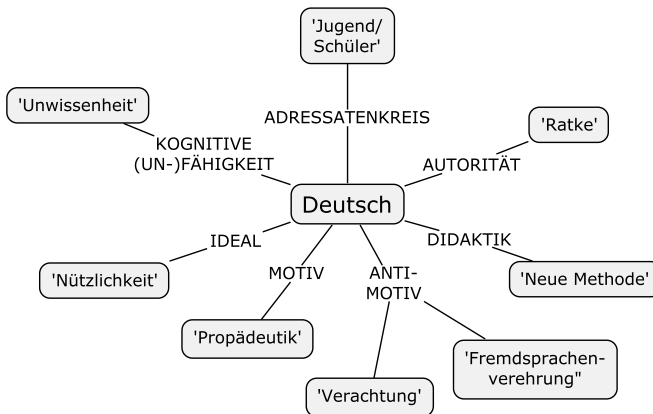


Abb. 6.5: Type-Frame Deutsch: Didaktiker 17. Jhd.

6.2 Schriften der Grammatiker

6.2.1 *Deutsch* in Gueintz' *Deutscher Sprachlehre Entwurf* (1641)

Christian Gueintz²²⁶, der in der Niederlausitz geboren wurde und dort auch die Schule besuchte, studierte ab 1615 Theologie und Philosophie sowie später noch

²²⁵ Vgl. hierzu die Abbildung 6.5.

²²⁶ Gueintz wird im Folgenden der Gruppe der Grammatiker zugeordnet (vgl. Jellinek 1913: 121), da seine *Deutsche Sprachlehre* als Auftragswerk Fürst Ludwigs entstand, in dem die Grammatik der deutschen Sprache dargestellt und erörtert werden sollte. Die Auseinandersetzung mit den

Rechtswissenschaften in Wittenberg (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 79). Auf Geheiß Fürst Ludwigs wirkte er an der Einführung der Neuen Methode mit und setzte sich dementsprechend intensiv mit den didaktischen Prinzipien auseinander (vgl. Jellinek 1913: 121). Ab 1641 war Gueintz Mitglied in der *Fruchtbringenden Gesellschaft* (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 79), deren Ziel u. a. die Reinhaltung der deutschen Sprache war. Im Auftrag des Fürsten verfasste Gueintz auch seinen *Deutsche Sprachlehre Entwurf* (vgl. Jellinek 1913: 121), der in einem intensiven Begutachtungsprozess innerhalb der *Fruchtbringenden Gesellschaft* diskutiert wurde. Neben Buchner, der die Schrift zuerst zur Begutachtung erhielt, verfasste auch Schottel ein Gutachten, welches auf das Jahr 1640 datiert ist (vgl. Jellinek 1913: 122).

Ebenso wie Schottel gilt auch Gueintz als Sprachpatriot (vgl. Takada 1981: 59), sein Sprachpatriotismus war auch anleitend für seine Arbeit: „unsere wenigkeit hat sich dargestellt/anzuzeigen/das unter allen auch der Deutschen Sprache tapfer/ansehnlich/richtig und herlich [ist, Einfügung: V. S.]“ (Gueintz 1641: Vv) („Gleichwertigkeit“). Gueintz (1641: VIr) appelliert an seine Leser, sich intensiv mit der deutschen Sprache auseinanderzusetzen, so wie dies bereits die Griechen (AUTORITÄT ‚Griechenland‘) und Römer (AUTORITÄT ‚Rom‘) erfolgreich getan hätten. Nur so sei es möglich, auch das Deutsche in Regeln zu fassen und eine allgemein verständliche deutsche (Schrift-)Sprache zu entwickeln (vgl. Gueintz 1641: VIr). Dieses Ziel sei vor allem deshalb so erstrebenswert, weil die Sprache ein wichtiges Machtinstrument darstelle. „[A]lleine durch reden und schreiben“ kann die Macht eines Volkes, die es „bey den Kriegeswaffen“ errungen hat, „angedeutet und zur ewigkeit gewiedmet [werden, Einfügung: V. S.]“ (Gueintz 1641: Vr) (KULTURPATRIOTISMUS). Die Pflege der eigenen Sprache stellt somit auch eine Form der Pflege der eigenen Kultur dar und der Sprachpatriotismus geht wiederum in Kulturpatriotismus bei Gueintz (1641) auf.

Gueintz war, neben Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, der wichtigste Vertreter der anomalistischen Position (vgl. Hundt 2000: 43). Entsprechend vertritt Gueintz (1641: IVv) die Ansicht, dass die Muttersprache nicht „aus den Büchern ersuchet; sondern gleichsam aus der Natur genommen: nicht von den Lehrern erlernet; sondern von den Ammen“ vermittelt würde (ANOMALISMUS). Hier stehen die Natürlichkeit der Sprache („Muttersprache [...] aus der Natur genommen“, Gueintz (1641: IVv)) (NATÜRLICHKEIT) und der Sprachgebrauch im Fokus, welche die Grundlage zur Normierung bilden sollen (vgl. Hundt 2000: 138). Die Sprachkunst sei gottgegeben und nicht an ein bestimmtes Volk gebunden (vgl. Gueintz 1641: IVv) (GÖTTLICHKEIT).

grammatischen Strukturen des Deutschen steht hier im Fokus, etwaige Überlegungen zur Vermittlung der deutschen Sprache sind hingegen nur sekundär. Allerdings nahm Gueintz durchaus auch eine didaktische Perspektive ein, weshalb die Zuordnung zur Autorengruppe der Grammatiker nicht trennscharf ist.

Die deutsche Sprache weise zudem eine lange Tradition auf (ALTER) und sei „für sich selbst alt“, worin auch ihre „hoheit und richtigkeit [...] verborgen [lägen, Einfügungen: V. S.]“ (Gueintz 1641: VIr) (SPRACHRICHTIGKEIT) und ihre VERSTÄNDLICHKEIT.

Darüber hinaus nutzt Gueintz „Kunstwörter“ (Gueintz 1641: VIv) (DEUTSCHE KUNSTWÖRTER) und verweist auf Cicero als Vorbild (AUTORITÄT ‚Cicero‘), der ebenfalls Kunstwörter erschuf für das Lateinische (vgl. Gueintz 1641: VIv). Den Vorteil von deutschen Kunstwörtern sieht Gueintz (1641: VIv) in ihrer besseren Verständlichkeit, wenn sie erst einmal erlernt wurden (ERLERNBARKEIT). Die Leser sollen nicht vor den ungewohnten Termini zurückschrecken („nicht zu tadeln“, Gueintz (1641: VIv)) (UNVERSTÄNDLICHKEIT), sondern diese annehmen. Jellinek (1913: 121) merkt in diesem Zusammenhang an, dass Gueintz die Kunstwörter nicht einheitlich gebraucht²²⁷ und zum großen Teil von anderen Autoren übernimmt.²²⁸

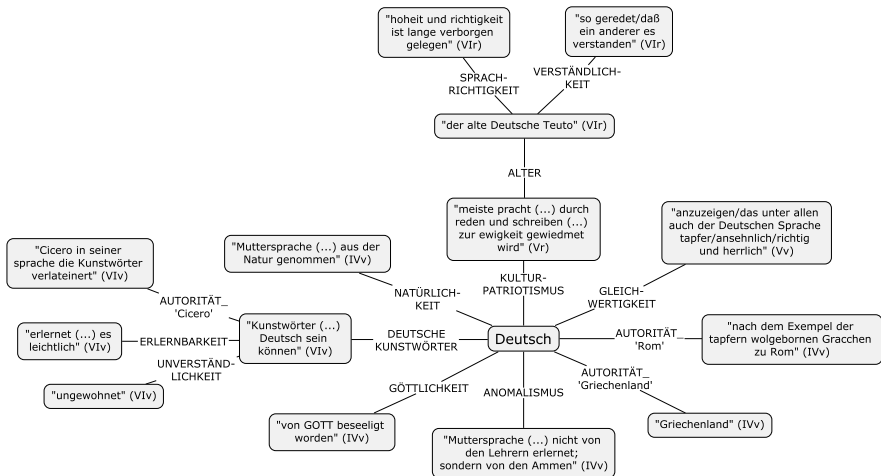


Abb. 6.6: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Gueintz' *Deutscher Sprachlehre Entwurf* (1641)

²²⁷ Gueintz „bezeichnet denselben Begriff durch mehrere Wörter und verwendet [...] mitunter auch dieselben Wörter für verschiedene Begriffe“ (Jellinek 1913: 121).

²²⁸ Vgl. hierzu die Abbildung 6.6.

6.2.2 *Teutsch in Schottels Teutscher Sprachkunst (1641) und Ausführlichen Arbeit Von der Teutschen HauptSprache (1663)*

Justus Georg Schottel²²⁹ wurde in Einbeck, im heutigen niederdeutschen Raum, geboren und wirkte später auch vorwiegend in den niederdeutschen Gebieten. Nach einem Studium, u. a. an den Universitäten zu Leipzig und Wittenberg, wurde er zunächst mit der Erziehung der Söhne von Herzog August beauftragt und später in den braunschweigischen Staatsdienst übernommen (vgl. Jellinek 1913: 128–129). Schottel war sowohl Mitglied der *Fruchtbringenden Gesellschaft* (ab 1642) als auch des *Peginesischen Blumenordens* (ab 1646) (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 277) und gilt als „Hauptvertreter der Analogisten“ (Hundt 2000: 42).

Die *Teutsche Sprachkunst*, welche 1641 erschien, markierte eine neue Ära im Sprachnormierungsdiskurs (vgl. Jellinek 1913: 141). Während Schottels Werk maßgeblich für den sich allmählich ausprägenden Sprachanalogismus wurde, bildete Gueintz' *Deutsche Sprachlehre Entwurf* die literarische Basis für die Anomalisten. In Schottels Abschlusswerk, der *Ausführlichen Arbeit* (1663), ist seine analogistische Haltung noch stärker ausgeprägt. Inhaltlich orientiert sich die *Ausführliche Arbeit* (1663) stark an der *Teutschen Sprachkunst* (1642), so können die ersten drei Bücher „als dritte Auflage der Sprachkunst [...] betrachte[t]“ (Jellinek 1913: 130) werden.

Schottels vordergründiges Motiv, das er sowohl mit seiner *Teutschen Sprachkunst* (1641) als auch mit seiner *Ausführlichen Arbeit* (1663) verfolgte, ist die Rettung der deutschen Sprache bzw. der Kampf gegen die Nichtbeachtung der eigenen Muttersprache durch die Deutschen (SPRACHPATRIOTISMUS). Den Deutschen wird, so Schottel (1641: IIIr), ihr Verhalten zum „harte[n] verhengniß“ werden, da das Leben „erhalten/geführt und fortgepflanzt [wird, Einfügung: V. S.] durch die Teutsche Sprache“ und erst durch diese können sie „zu Gott und in den Himmel“ gelangen (RELIGION).

Der Blick Schottels richtet sich vor allem auf die Jugend, die die deutsche Sprache dringend (besser) erlernen müsse, um ihr „Gedächtniß“ und ihren „Verstand“ nicht „leer außgefüllet“ (Schottel 1641: IVv) zu lassen (JUGEND UNWISSENHEIT). Dieses Ziel will Schottel erreichen, indem die Jugend in ihrer deutschen Muttersprache unterrichtet wird, denn nur so könne sie zu „Kunst/Wissenschaft und Erfahrung [...]“

²²⁹ Schottel wird im Folgenden der Gruppe der Grammatiker zugeordnet (vgl. Jellinek 1913: 129f.), da er seinen Fokus auf die Erforschung der grammatischen Struktur des Deutschen legte. Daneben setzte er sich jedoch auch intensiv mit der Poetik bzw. Dichtkunst auseinander; so widmet er die siebente Lobrede seiner *Sprachkunst* „der göttlichen Poesi“ (Schottel 1641: 139) und darüber hinaus das vierte Buch seiner *Ausführlichen Arbeit* der Verskunst (vgl. Jellinek 1913: 129f.). Dementsprechend argumentiert Schottel zwar hauptsächlich aus einer grammatischen Perspektive, allerdings bezieht er die Poetik auch in seine Überlegungen ein.

gelangen“ (Schottel 1641: Vr) (NEUE METHODE). Diese Ansichten lassen vermuten, dass sich Schottel auch mit den didaktischen Prinzipien Ratkes auseinandersetzte. Schottel (1641: Vr) zieht in diesem Zusammenhang vor allem die Lehrer zur Verantwortung, da die Jugend auch deshalb so wenig Verständnis von der eigenen Muttersprache habe, weil sie „sparsam und erbärmlich [...] angewiesen [wurde, Einfügung: V. S.]“ (Schottel 1641: IVr).

Die „frömdgierigkeit“ (Schottel 1641: IIIr), also das Überfrachten der deutschen Sprache mit Fremdwörtern (SPRACHMENGEREI), wie es „den Teutschen [...] angeborn“ (Schottel 1641: IIIr) ist (DEUTSCHE), kritisiert Schottel explizit (BEWERTUNG). Er appelliert an die Deutschen, sich mit ihrer „Hauptsprache“ (Schottel 1663: Titel) auseinanderzusetzen (GLEICHWERTIGKEIT) und ihren Sprachreichtum („wortreich“, Schottel (1641: IIv)), ihre Sprachreinheit („rein“, Schottel (1641: IIv)) und ihre Sprachschönheit („prächtig“, Schottel (1641: IIv)) zu erkennen bzw. anzuerkennen. Bisher sei das Bild von der deutschen Sprache sehr negativ gezeichnet worden: „man meynet/die Teutsche Sprache hette nur ein tausend Wörter in sich/derer achthundert von Griechen/Hebraeren und Lateineren erbettelt [wären, Einfügung: V. S.]“ (Schottel 1641: IIIr) (WORTARMUT). Darüber hinaus würde die Meinung vorherrschen, dass das Deutsche nur schwer verständlich (UNVERSTÄNDLICHKEIT) und deshalb auch nur schwer zu erlernen sei (vgl. Schottel 1641: IIIv).

Um die Missstände in jener Zeit noch deutlicher zu illustrieren, benennt Schottel (1641: IIIr) Metastereotype im Hinblick auf das Deutsche bzw. die Deutschen. So würden Ausländer die Deutschen als „grobe brummende Leute“ ansehen, die „knarren“ und „daher grummen“ (Schottel 1641: IIIr) (AUSLÄNDER). Diese Schmach, dass die Ausländer den Sprachreichtum und die Sprachschönheit der deutschen Sprache negieren, wird von den Deutschen aber nicht geahndet, sondern stelle vielmehr einen Grund zur Belustigung dar (vgl. Schottel 1641: IIIr). Nach Ansicht von Schottel (1641: IIv) bemühen sich die Deutschen zwar darum, andere Sprachen zu erlernen, die eigene Sprache würden sie darüber jedoch vergessen (DEUTSCHE UNWISSENHEIT). Diese negative Haltung gegenüber der eigenen Muttersprache sieht er als den „Beginn der Sittenverderbnis“ (Straßner 1995: 69) an.

Um dieser zu entgehen, müssten sich die Deutschen an den „berühmte[n] Völker[n]“ (Schottel 1663: bIIIv) orientieren und so dem kulturellen und sprachlichen Verfall entgegenwirken: „daß [die berühmten Völker, Einfügung: V. S.] durch die beliebte und belohnte Ausarbeitung der Muttersprache/viel zu beschreibung nützlicher und tugendhafter Sachen; [...] zu tugendhaften Tahten selbst/mit Zurücksetzung aller Wollust und ihres Lebens/[...] eiferig aufgemuntert [wurden, Einfügung: V. S.]“ (Schottel 1663: bIIIv). Der tugendhafte Gebrauch der deutschen Sprache stellt dementsprechend die Basis für ein tugendhaftes Leben dar, da Sprache „eine besondere welterschließende und erkenntniskonstituierende Funktion“ (Hundt 2000: 47) innehat. Schottel (1641: IVr) richtet seinen Blick auch in die Vergangenheit, als die

Deutschen „durch Göttliche Vorsehung/das letzte Weltreich/und damit den höchsten Ehrenstand und das Haupt der Christenheit auff sich gebracht haben“ und sich so bedeutende Vorbilder wie Karl der Große (AUTORITÄT ‚Karl der Große‘) und Rudolf I. um die deutsche Sprache bemühten. Dieser vergangene Ruhm des Deutschen soll in die Gegenwart überführt werden und Schottels Werk zur „Rettung dieser vollkommenen Hauptsprache“ (Schottel 1641: Vr) dienen.

Je mehr Fremdwörter jedoch in die deutsche Sprache eindringen, umso mehr werde ihre ursprüngliche Sprachreinheit und Natürlichkeit zunichte gemacht. Das Deutsche müsse deshalb „in eine Form der Kunst gesetzt [werden, Einfügung: V. S.]“ (Schottel 1641: IVv) (KUNSTFÄHIGKEIT), d. h., dass mittels des Verstandes aus der Sprachnatur²³⁰ die (grundrichtigen) Regeln abgeleitet werden müssen (NATÜRLICHKEIT), die für die hochdeutsche Sprache gelten sollen. Das Hochdeutsche ist dementsprechend eine „Kunstsprache“ (Straßner 1995: 68), deren Grundrichtigkeit ‚gesucht‘ werden muss, indem sie von den Fehlern des Sprachgebrauchs gereinigt wird.

Der Vergleich der Vorreden in beiden Schriften zeigt, dass sich Schottels Haltung im Verlauf der 22 Jahre, die zwischen der Veröffentlichung der *Teutschen Sprachkunst* (1641) und dem Erscheinen der *Ausführlichen Arbeit* (1663) liegen, weiterentwickelt hat: Sein Verständnis von der Struktur der deutschen Sprache ist 1663 ein differenzierteres. Während er 1641 nur von der „Teutschen Sprache“ (Schottel 1641: IIIr) schreibt, unterteilt er 1663 die „alte Teutsche Sprache“ (Schottel 1663: bIr) in die altfränkische und in die altsächsische Mundart. Während sich das Altsächsische zum „Nider Teutsche[n]“ entwickelte, bildet sich aus dem Altfränkischen das „Hochdeutsch[e]“, das in „Teutschland die gangbare/allgemeine und jedwederem in seinem stande dienliche Sprache [...] ist“ (Schottel 1663: bIr) und in den Kanzleien geschrieben wird. Darüber hinaus ist auffällig, dass Luther als sprachliche Autorität in der Vorrede von 1641 noch nicht explizit benannt wird, sondern erst im XI. Kapitel zum ersten Mal eingeführt wird (Schottel 1641: 325). In der Vorrede von 1663 rückt Schottel (1663: bIVv) „Herr[n] Lutherus“ stärker in den Fokus und verweist darauf, welche „Wunderdinge [Luther, Einfügung: V. S.] durch die Teutsche Sprache gethan“ habe.

Neben einem differenzierteren Verständnis von der deutschen Sprache und einer klaren Vorstellung bezüglich sprachlicher Vorbilder stellt Schottel (1663: bIIIv) auch stärkere Bezüge zwischen einer tugendhaften deutschen Sprache und daraus resultierenden „tugendhaften Thaten selbst“ her. Das patriotische Motiv ist in seiner

230 Die Sprachnatur fungiert für Schottel (1663: bIIr) als „Handzeiger“, der eine bereits vorhandene natürliche Ordnung der deutschen Sprache angibt und nach der sich die neu abzuleitenden Kunstregeln ausrichten müssen (vgl. Huber 1984: 57).

Ausführlichen Arbeit noch stärker ausgeprägt und dem Sprachpatriotismus wird der Kulturpatriotismus zur Seite gestellt.

Sowohl in der *Teutschen Sprachkunst* (1641) als auch in der *Ausführlichen Arbeit* (1663) werden die beiden Perspektiven Schottells auf das Deutsche sichtbar: So benennt er explizit die Grundrichtigkeit bzw. Kunstrichtigkeit als wichtigstes grammatisches Prinzip, das seiner analogistischen Haltung zugrunde liegt. Darüber hinaus gibt er aber auch klare didaktische Prinzipien (NEUE METHODE) an, die den Schülern das Erlernen der deutschen Sprache erleichtern und diese auf weiterführende Studien vorbereiten sollen.²³¹

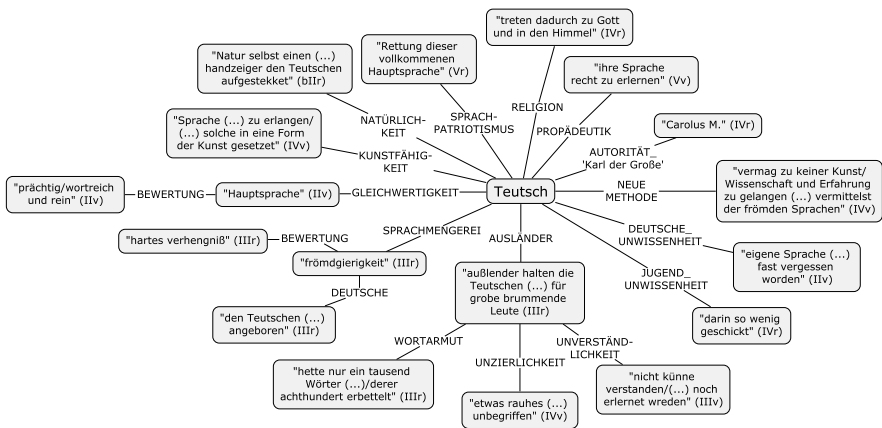


Abb. 6.7: Token-Frame *Teutsch* rekonstruiert aus Schottells *Teutscher Sprachkunst* (1641) und der *Ausführlichen Arbeit* (1663)

6.2.3 *Deutsch* in Butschky *Hochdeutschem Schlußel* (1648)

Samuel Butschky²³² wirkte, nach seinem Studium der Rechtswissenschaften in Wittenberg, vorwiegend im schlesischen Raum, wo er als Notar und später im Staatsdienst arbeitete (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 56). Ihm gehörte auch die Perfertische Druckerei und Verlagsbuchhandlung, in der der *Hochdeutsche Schlußel* 1648 erschien (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 56). Nach Einschätzung von Jellinek (1913: 149–150)

²³¹ Vgl. hierzu die Abbildung 6.7.

²³² Butschky wird der Gruppe der Grammatiker zugeordnet, da die Darstellung seiner grammatischen Prinzipien im *Hochdeutschen Schlußel* einen zentralen Aspekt darstellen.

handle es sich hierbei jedoch nur um eine „teilweise umgearbeitete Auflage des ‚Muusen Schlüssels‘“, „der wiederum nur eine schlecht angeordnete Kompilation aus Zesens ‚Sprachübung‘“ darstelle.

Mit dem *Hochdeutschen Schlüssel* möchte Butschky (1648: aIIr) die Arbeit der *Fruchtbringenden Gesellschaft* vorantreiben und bereichern (AUTORITÄT ‚Fruchtbringende Gesellschaft‘). Sie stellt bei Butschky (1648: aIIr) das zentrale sprachliche Vorbild im Sprachnormierungsdiskurs dar. D. h., dass er an der Herausbildung der „Haupt- und Helden Sprache“ (Butschky 1648: aIIr) mitwirken (GLEICHWERTIGKEIT) und zur Reinigung der deutschen Sprache beitragen will. Für Butschky (1648: aIIr) stellen u. a. die kunstvolle Ausgestaltung der deutschen Sprache und ihre „kunstrichtige Verfassung“ die wichtigsten Kriterien für deren Normierung dar (KUNSTFÄHIGKEIT). Darüber hinaus sollen die ursprünglichen Wortformen möglichst erhalten bleiben, folglich auf eine „grundmäßige Wortschreibung“ (Butschky 1648: aIIr) geachtet werden (GRUNDRICHTIGKEIT). Hier kann eine analogistische Tendenz abgeleitet werden, die eine ursprüngliche Reinheit der deutschen Sprache annimmt, welche durch die Herausbildung und Einhaltung der Kunstregeln wiedererlangt werden soll. Allgemein verweist Butschky (1648: aIIv) darauf, dass entweder eine Orientierung an den „richtigen Ursachen“, also an den ursprünglichen und reinen (Stamm-)Wörtern möglich ist (ETYMOLOGIE) oder an den „gebräuchlichen Mundarten“ (GEBRAUCH ‚Mundart‘) sowie an den Sprech- und Schreibgewohnheiten der Gelehrten (GEBRAUCH ‚Gelehrte‘).²³³

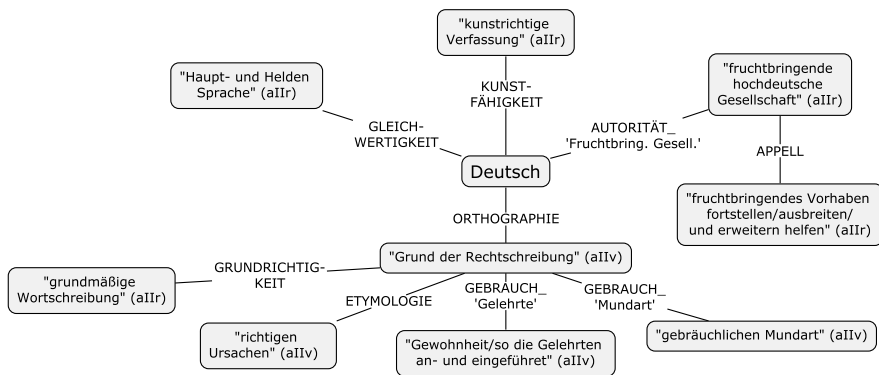


Abb. 6.8: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Butschkys *Hochdeutschem Schlüssel* (1648)

²³³ Vgl. hierzu die Abbildung 6.8.

6.2.4 *Deutsch in Girberts Deutscher Grammatica (1653)*

Johann Girbert²³⁴ wurde 1603 in Jena geboren und wirkte zeit seines Lebens im Thüringer Raum, u. a. als Rektor des Gymnasiums in Mühlhausen (vgl. Jellinek 1913: 184). Über seine *Deutsche Grammatica* urteilt Jellinek (1913: 185–186), dass diese einerseits keinen Originalitätsanspruch erheben könne und andererseits auch nicht viel „Eigenes“ enthielte. Dies kündigt Girbert (1653) gewissermaßen schon im Titel seines Werkes an, welches den Zusatz enthält: „auß: Denen bey dieser Zeit gedruckten Grammaticis, vornehmlich Johannis Claii [...]. Christ. Gveintzii [...]. Justi Georg. Schottelii. zusammen getragen“. Die starke inhaltliche Anlehnung an die Grammatiker Schottel²³⁵ und Gueintz könnte dazu beigetragen haben, dass Girberts Position als Lehrer eher in den Hintergrund tritt und dementsprechend in der Vorrede zur *Deutschen Grammatica* kaum didaktische Prinzipien vertreten werden.

Neben den bereits im Titel genannten Autoritäten hebt Girbert (1653: AIIr) vor allem Harsdörffer (AUTORITÄT ‚Harsdörffer‘) und Luther (AUTORITÄT ‚Luther‘) hervor, deren Arbeiten als „Seulen vnd Grundfeste [...] unserer Deutschen Sprachen Kunstgebaew“ dienen. Luther wird von Girbert (1653: AIIr) als „Meister Deutscher Wolredenheit und [...] Zier“ angesehen, auf dessen Wirken die deutsche Sprachkunst gegründet ist. Darüber hinaus wird u. a. auch auf Ickelsamer verwiesen (AUTORITÄT ‚Ickelsamer‘), der sich im 16. Jahrhundert sehr um die deutsche Sprache bemühte (vgl. Girbert 1653: AIIr), sowie auf Karl den Großen (AUTORITÄT ‚Karl der Große‘), der „den ersten Pfal“ (Girbert 1653: AIIr) für das deutsche Kunstgebäude setzte.

Die „angeborne/vollkommene/reine/wortreicheste Muttersprache“ (BEWERTUNG) müsse zunächst von den „eingeschobene[n] Splitter[n]“ (Girbert 1653: AIIr) befreit werden, also von der „Fremdgierigkeit“, ihrer daraus resultierenden Sprachlosigkeit sowie der Entfremdung des deutschen Geistes (SPRACHMENGEREI). Girbert (1653: AIIr) sieht die Reinheit und Kunstrichtigkeit der deutschen Sprache durch den Fremdwortgebrauch stark gefährdet. Diese Verunstaltung der deutschen Sprache resultiere u. a. daraus, dass die Deutschen sich nicht mit ihrer eigenen Muttersprache auseinandersetzen können bzw. wollen (UNWISSENHEIT) (vgl. Girbert 1653: AIIr).

Das intensive Studium des Deutschen sei jedoch notwendig, um eine „Comunis Germaniae Mercurius“ (Girbert 1653: AIIv) zu konstituieren (LEITVARIETÄT).

²³⁴ Girbert wird im Folgenden den Grammatikern zugeordnet (vgl. Jellinek 1913: 184f.), da sein Interesse an der deutschen Sprache eher in der Erforschung ihrer grammatischen Struktur lag. Ihreder, Vermittlung im schulischen Kontext war ihm zwar ebenfalls ein Anliegen, tritt jedoch in den Hintergrund.

²³⁵ Girberts Ansichten sind stark an die Ideen Schottells angelehnt, der ebenfalls ein deutsches Kunstgebäude errichten wollte, dessen Grundpfeiler durch das Wirken u. a. Karls des Großen gesetzt wurden.

Um diese zu schaffen, müssen sich die Gelehrten an den benannten Vorbildern sowie deren Schriften orientieren und daraus „Deutsche Regeln“ (Girbert 1653: AI-Ir) ableiten (REGELHAFTIGKEIT). Girbert (1653: AIIr) merkt an, dass für diese Arbeit – die deutsche Sprache in eine kunstmäßige Form zu setzen (KUNSTFÄHIGKEIT) – „guter Verstand“ von Nöten sei (VERSTAND). Zudem müsse das „gut achten Vornehmer Leut“ (AUTORITÄT ‚Vornehme Leute‘) eingeholt werden, die in den „Abschieden/Cantzeleyen/Consistorien/und Druckereyen“ (Girbert 1653: AIIv) die „Communis Germaniae Mercurius“ verwenden (AUTORITÄT INSTITUTIONEN). Interessant ist in diesem Zusammenhang die regionale Verortung der Leitvarietät, die Girbert (1653: AIIv) außerhalb des „Schwaeb-Schweitzer-Niederländ [...] [oder, Einfügung: V. S.] Niedersächsische[n]“ Sprachraumes verortet (ANTIAUTORITÄT RAUM).²³⁶

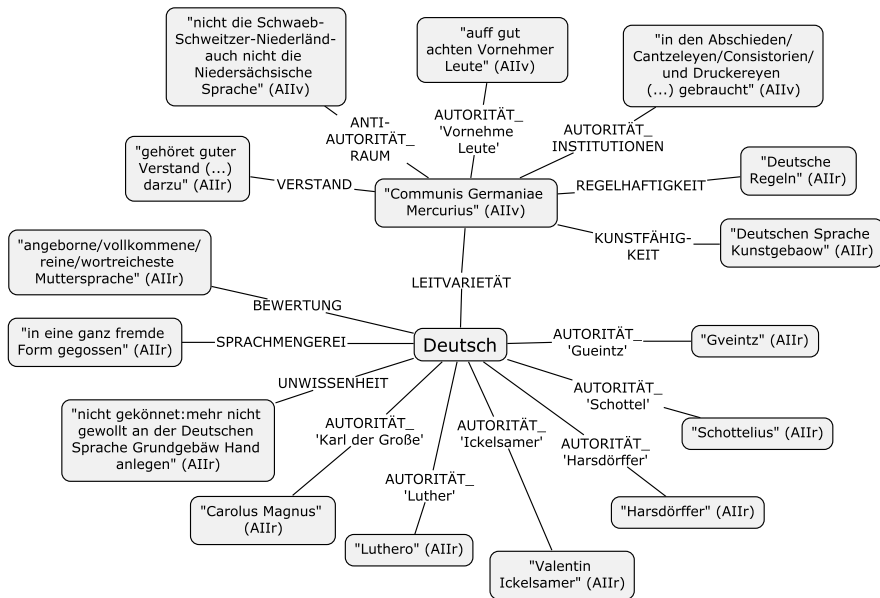


Abb. 6.9: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Girberts *Grammatica* (1653)

236 Vgl. hierzu die Abbildung 6.9.

6.2.5 *Deutsch in Bellins Syntaxis praepositionum Teutonicarum (1661)*

Der in Pommern geborene Johann Bellin²³⁷ erhielt u. a. von Christian Gueintz Unterricht und war zudem Mitschüler von Philipp von Zesen, der später großen Einfluss auf die Arbeiten Bellins hatte (vgl. Jellinek 1913: 191). Nach seinem Studium in Wittenberg arbeitete er als Schulrektor im niederdeutschen Raum (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 37) und war Mitglied in Zesens *Deutschgesinnter Genossenschaft* (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 37).

Bellins *Syntaxis praepositionum Teutonicarum* richtet sich an seine „Lerjünger“ (Bellin 1661: aIIIr), also vorrangig an die Schulknaben und deren Lehrmeister, die die deutsche Muttersprache im Schulunterricht lernen bzw. lehren sollen und durch die Schrift eine Anleitung dazu erhalten. So sei es ein entscheidender Vorteil des Deutschen gegenüber dem Latein, dass die Schüler „nur auf die sache zu gedänken“ (Bellin 1661: aXr) hätten, also nur auf den Unterrichtsstoff selbst und nicht auf die Sprache bzw. deren Übersetzung (VERSTÄNDLICHKEIT). Außerdem fordert Bellin (1661: aIXr), die „lateinische[n] Autores [zu, Einfügung: V. S.] verdeutsche[n]“ und in der Schule „mer Deusch/als in einer fremden sprache“ zu unterrichten (NEUE METHODE). In diesem Zusammenhang bemängelt Bellin (1661: aIXv), dass die Übertragung der lateinischen Grammatik (hier vor allem der Syntax) auf das Deutsche nicht zielführend sei und nur ein „böses Deusch“ (Bellin 1661: aIXv) daraus resultieren könne (LATEIN VERDEUTSCHEN).

Da die deutsche Sprache als gleichwertig neben das Lateinische, Griechische oder Hebräische gestellt werden könne (Bellin 1661: aVv) (GLEICHWERTIGKEIT), sei es „hochnötig und nützlich“ (Bellin 1661: aVIIIr), das Deutsche zum Gegenstand der Wissenschaft zu machen (NÜTZLICHKEIT). Bellin (1661: aVv) fordert in diesem Zusammenhang auch die Gleichberechtigung des Deutschen mit den bereits etablierten Hauptsprachen.

Er kritisiert die Deutschen darüber hinaus dafür, dass sie sich ihrer eigenen Sprache schämen und diese weder achten noch ordentlich erlernen wollen (VERACHTUNG) (vgl. Bellin 1661: aIIIr). Dieses Verhalten kann der Sprachpatriot Bellin nicht tolerieren und appelliert an die Deutschen, sich „nebst eurem andern studiren/[...] auch der Deutschen Sprache [...] an[zu]lügen“ (Bellin 1661: aIXr). Darüber hinaus kritisiert

²³⁷ Die Zuordnung Bellins zu einer der drei Autorengruppen ist nicht trennscharf möglich. Sein Hauptinteresse gilt jedoch der Erforschung der grammatischen Struktur der deutschen Sprache, z. B. der Flexion der Adjektive in seiner *Syntaxis praepositionum*, weshalb er im Folgenden den Grammatikern zugeordnet wird (vgl. Jellinek 1913: 187f.). Darüber hinaus nimmt er aber auch eine didaktische Perspektive auf die deutsche Sprache ein, indem er die Vermittlungsmethoden (Alte Methode vs. Neue Methode) kritisch reflektiert.

Bellin (1661: aIIr), dass auch die „Ausländer[]“ über das Deutsche ganz „verächtlich“ reden würden (AUSLÄNDER).

Um dieser negativen Entwicklung entgegenzuwirken, müsse die „Hochdeutsche Sprache“ (Bellin 1661: aXIr) gepflegt werden. Neben Luther (AUTORITÄT ‚Luther‘) gilt für Bellin (1661: bIIr) Opitz als wichtigstes Vorbild (AUTORITÄT ‚Opitz‘), den er mit Cicero und Vergil gleichsetzt. Opitz' Schriften seien demnach am besten geeignet, um die hochdeutsche Sprache zu erlernen, da diese „in guten [...] Deutschen schriften“ (Bellin 1661: aXIV) zu finden sei (AUTORITÄT ‚Gute Schriften‘). Es könne aber auch die Verdolmetschung Luthers herangezogen werden.

Prinzipiell solle das Hochdeutsche eher anhand der schriftlichen Sprache gelernt werden, eine Orientierung am mündlichen Sprachgebrauch sei hingegen eher weniger zu empfehlen (vgl. Bellin 1661: aXIV). Bellin (1661: aXIV) geht zwar davon aus, dass der Sprachgebrauch der Meißner*innen dem Hochdeutschen schon sehr nahe käme (AUTORITÄT ‚Meißen‘), vor allem unter den Gelehrten, dennoch würde „kein Ort [...] da die Hochdeutsche sprache rein geredet“ existieren (AUSSPRACHE UNREINHEIT). Selbst bei den „Hochdeutschen“ sieht Bellin (1661: aXIV) einen Mangel in der Aussprache, hier bezieht er sich jedoch explizit auf die „gemeine[n] Läu- te“ (ANTIAUTORITÄT ‚Gemeine Leute‘). Die „wörter [sollten, Einfügung: V. S.] nach den regeln der Sprachkunst geredet und geschriben“ (Bellin 1661: aVIIIr) werden (REGELHAFTIGKEIT). Hier zeigt sich die analogistische Haltung Bellins recht deutlich, da für ihn nicht der Sprachgebrauch, sondern vielmehr die Erarbeitung und Einhaltung der kunstfertigen Regeln im Zentrum stehen.

So empfiehlt er eine Orientierung an den alten Stamm- bzw. Wurzelwörtern sowie deren kunstvolle Anpassung an die gegenwärtige Sprachsituation, so wie dies bei Luther geschehen sei (vgl. Bellin 1661: aVIv). In diesem Zusammenhang geht Bellin (1661: aVIv) bereits in der Vorrede auf die Struktur der Stammwörter ein, die in eine Wurzel und eine Endung zerfallen. Die Wurzeln müssen stets erhalten bleiben, die Endungen sind hingegen variabel und dienen der Flexion oder Derivation („Ab und Zeitwandlungen“, Bellin (1661: aVIv)).²³⁸

²³⁸ Vgl. hierzu die Abbildung 6.10.

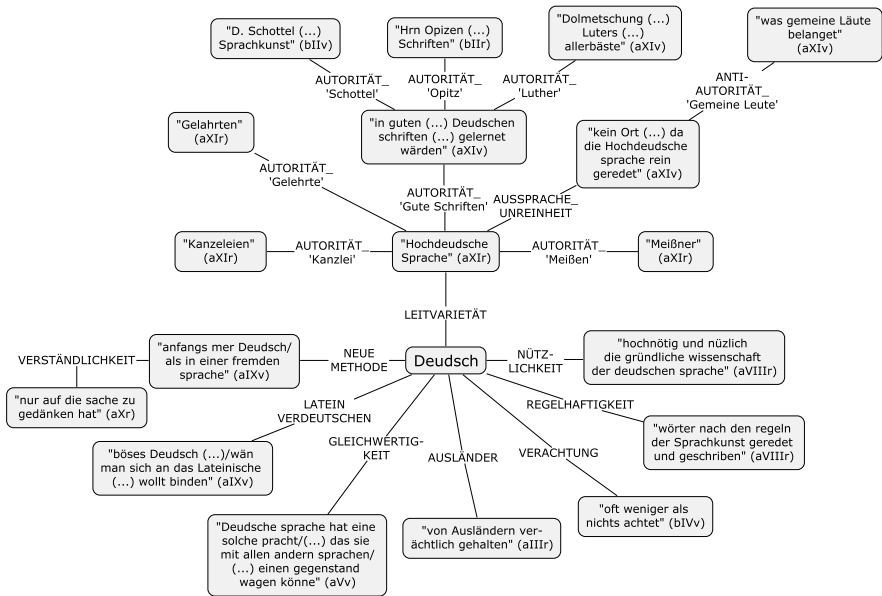


Abb. 6.10: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Bellins *Syntaxis praepositionum Teutonicarum* (1661)

6.2.6 *Teutsch* in Pudors *Teutscher Sprach Grundrichtigkeit* (1672)

Zur Biographie des Diakons und Konrektors Christian Pudor²³⁹ ist nur wenig bekannt. Er war in der Niederlausitz tätig und verfasste hier auch seine einzige sprachnormierende Schrift *Der Teutschen Sprach Grundrichtigkeit*, welche 1672 erschien und von ihm „[a]us vielen Teutschen Rednern/und Poeten zusammen getragen“ (Pudor 1672: Titel) wurde.

In seiner Zeit als Lehrer unterrichtete er seine Schüler nach der Neuen Methode in deutscher Sprache (vgl. Pudor 1672: 2v) (NEUE METHODE), damit diese die eigene Muttersprache ebenfalls im Lesen und Schreiben beherrschen. Seine Schrift sollte auch für den Einsatz im Unterricht genutzt werden und als „Anleitung zur grundrichtigen und zierlichen [...] Teutschen Sprache“ (Pudor 1672: 2r) dienen. Dementsprechend ist das Werk auch an die „studierende Jugend“ (Pudor 1672: 3r) adressiert (ADRESSATENKREIS).

²³⁹ Pudor kann der Gruppe der Grammatiker zugeordnet werden (vgl. Jellinek 1913: 185f.), allerdings finden sich auch Exkurse zu seinen didaktischen Grundsätzen (Neue Methode) in seiner *Teutschen Sprach Grundrichtigkeit*. Im Titel seines Werkes verweist er auch explizit auf seine Bezüge zur Rhetorik und Poetik: „Aus vielen Teutschen Rednern/und Poeten zusammen getragen“ (Pudor 1672: Titel).

Pudor (1672: 2r) kritisiert darüber hinaus, dass bei vielen Deutschen immer noch „ein grosser Mangel“ im kunstfertigen Umgang mit der eigenen Muttersprache zu konstatieren sei (UNWISSENHEIT), da sie sich eher mit dem Lateinischen, Griechischen oder Französischen auseinandersetzen (FREMDSPRACHENVEREHRUNG) und die Ansicht vertreten, es „gebühre einem gelehrten Manne nicht“, sich mit der deutschen Sprache zu beschäftigen (ANTIAUTORITÄT ‚Gelehrte‘). Pudor (1672: 2r) ist von diesem Verhalten seiner Landsleute beschämt und appelliert an sie, die „Teutsche Sprach hoch [zu, Einfügung: V. S.] halten“, so wie dies die „Welschen/Spanier/Frantzosen“ ebenfalls mit ihrer Sprache machen würden (AUSLÄNDER). Er fordert die Deutschen auf, ihre Muttersprache nun endlich „grundrichtig und zierlich zu lernen“ (Pudor 1672: 2v) (GELEHRSAMKEIT) und ihre Vorurteile gegenüber der deutschen Sprache abzulegen. Dieser Appell verdeutlicht auch Pudors sprachpatriotische Haltung (SPRACHPATRIOTISMUS).

Um die Grundrichtigkeit und Zierlichkeit des Deutschen zu fördern (ANALOGISMUS), benennt er eine Reihe von Autoritäten („hochlöbliche fruchtbringende Gesellschaft“ (AUTORITÄT ‚Fruchtbringende Gesellschaft‘) sowie andere „hochgelehrte Männer“, Pudor (1672: 2r)), an deren Schriftgebrauch man sich orientieren könne. Ihnen sei es zu verdanken, dass die deutsche Sprache „aus dem Staube [...] erhoben/und rein und gesäubert ans Licht gesetzet worden/ist“ (Pudor 1672: 2r) (SPRACHPURISMUS). Pudor (1672: 2v) kann eher den Analogisten zugeordnet werden, da er von einer Grundrichtigkeit der deutschen Sprache ausgeht, deren grammatische Regeln er versuchte „in gegenwärtige Tabellen“ zu fassen.²⁴⁰

240 Vgl. hierzu die Abbildung 6.11.

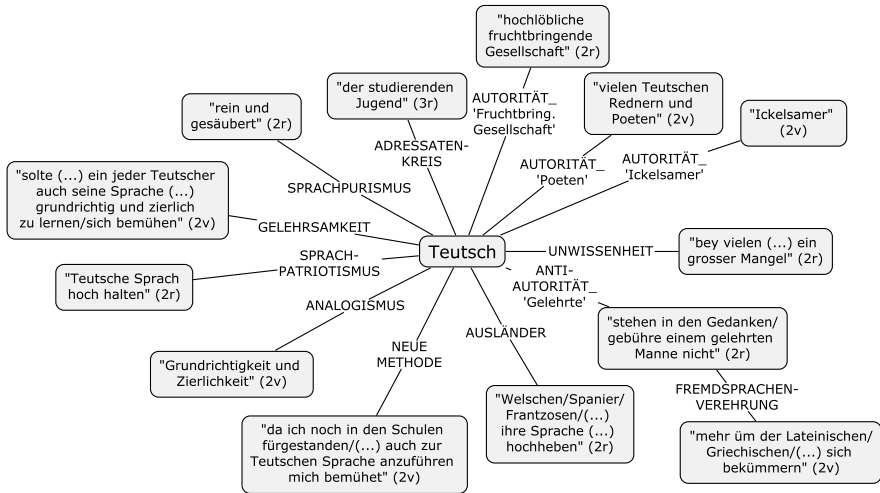


Abb. 6.11: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Pudors *Teutscher Sprach Grundrichtigkeit* (1672)

6.2.7 *Teutsch* in Stieler's *Deutscher Sprache Stammbaum und Fortwachs* (1691)

Kaspar Stieler²⁴¹ wurde 1632 in Erfurt geboren und hatte dort verschiedene Anstellungen als Sekretär (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 303). Im Jahr 1668 wurde Stieler als Mitglied in die *Fruchtbringende Gesellschaft* aufgenommen. Unter seinem Gesellschaftsnamen *Der Spate* erschien 1691 auch sein Wörterbuch *Deutscher Sprache Stammbaum*, „in dem er das leisten wollte, was in den vierziger Jahren Schottel und Harsdörffer vergeblich angestrebt hatten“ (Jellinek 1913: 202).

Die Notwendigkeit eines deutschen Lexikons verdeutlicht Stieler, indem er behauptet, dass weder die Gelehrten noch die Nichtgelehrten dazu im Stande wären, die eigene deutsche Muttersprache korrekt zu gebrauchen (vgl. Stieler 1691: Ir). Dies könne darauf zurückgeführt werden, dass sich die gelehrten Männer eher um die lateinische und griechische Sprache bemühen (FREMDSPRACHENVEREHRUNG) – und diese kunstfertig gebrauchen können – als um die deutsche Sprache, die sie als „eine der geringsten Künste“ (Stieler 1691: IVr) ansehen würden (ANTIAUTORITÄT ‚Gelehrte‘). Die „Nichtgelehrte[n]“ achten ihre deutsche Muttersprache ebenso wenig, da sie diese nicht beherrschen bzw. nicht ordentlich erlernen wollen (UNWISSENHEIT) und sich

²⁴¹ Stieler kann der Gruppe der Grammatiker zugeordnet werden (vgl. Jellinek 1913: 202f.), da sein Fokus auf der Erforschung der grammatischen Struktur des Deutschen lag, insbesondere der Orthographie. Darüber hinaus verfolgt Stieler auch ein lexikographisches Interesse (vgl. Huber 1984: 129ff.) und setzte sich intensiv mit den Arbeiten Schottels und Gueintz' auseinander.

stattdessen mit dem Deutsch begnügen, dass sie „mit der Muttermilch eingesogen“ (Stieler 1691: Ir) haben (ANTIAUTORITÄT ‚Nichtgelehrte‘).

Diesem Sprachverfall will Stieler entgegenwirken, indem er zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Deutschen anregt. Sein Werk soll vor allem in den deutschen Schulen eingesetzt werden (ADRESSATENKREIS ‚Schüler‘), aber auch für Ausländer einen guten Leitfaden zum korrekten Umgang mit der deutschen Sprache bieten (ADRESSATENKREIS ‚Ausländer‘) (vgl. Stieler 1691: VIIr).

Stieler kann durchaus als Sprachpatriot gelten, da er den Ruhm der deutschen Sprache durch sein Wörterbuch retten will (vgl. Stieler 1691: VIIIv) und seiner „Liebe zu unserer teuren Heldensprache“ (Stieler 1691: IIr) Ausdruck verleihen möchte. So verweist er u. a. auf das hohe Alter der deutschen Sprache (ALTER), aus der auch die „Lateinische Sprache [...] entsprungen“ (Stieler 1691: IIIr) sei. Prinzipiell könne es das Deutsche mit allen anderen Sprachen, etwa dem Griechischen, Lateinischen oder Französischen, aufnehmen und diesen „die Spietze bieten“ (Stieler 1691: Iv). Stieler (1691: IIIv) geht schließlich sogar von einer Überlegenheit des Deutschen gegenüber den anderen Hauptsprachen und auch dem Hebräischen aus (ÜBERLEGENHEIT), indem er mit den deutschen Wurzelwörtern argumentiert. So bestünden alle deutschen Stammwörter „nur in einem einzigen Gliede“ (Stieler 1691: IIIv) (STAMMWÖRTER), aus denen man „alles/was die Welt begreift/ohne Beyhülfe einer andern Sprache/deutlich und vernemlich [be]nennen [kann, Einfügung: V. S.]“ (Stieler 1691: IIIv). Bezogen auf ihre ursprünglichen Stammwörter sei die deutsche Sprache dann auch „ihrer Eltermutter/der Hebräischen/vor[zuziehen]“ (Stieler 1691: IIIv).

Um 1679 führt Stieler das Deutsche als Vorlesungssprache an der Universität Jena ein (vgl. Straßner 1995: 73) und hebt die Muttersprache so in den Rang einer Wissenschaftssprache. Vor allem die Erforschung und Rekonstruktion der alten „Stammwörter“ leitet Stieler (1691: IIIv) an. Diese stellen die ältesten Wortformen dar und stehen für ein besonders reines und klares Deutsch. Der Gebrauch von Fremdwörtern („Flickwörter“, Stieler (1691: IIIv)) befeuert jedoch den Verfall der deutschen Sprache und schade ihrem Ansehen (SPRACHMENGEREI). Er kritisiert die Deutschen, die er in diesem Zusammenhang als „Stümmel- und Unteutschteutsche“ (Stieler 1691: IIIv) bezeichnet, stark, da sie ihrer Muttersprache „Schande antu[n]“ und dafür „von den Ausländern verlacht“ (Stieler 1691: IVr) würden.

Darüber hinaus benennt Stieler auch Autoritäten, an deren Sprachgebrauch man sich orientieren könne. So führt er etwa Schottels *Teutsche Hautbsprache* als vorbildliche Schrift (vgl. Stieler 1691: Vr) an (AUTORITÄT ‚Schottel‘), aus der er auch „gar viel [...] entlehnet“ (Stieler 1691: VIIr) habe. Den Ursprung der deutschen Spracharbeit führt Stieler (1691: VIIr) auf das Wirken Karls des Großen zurück (AUTORITÄT ‚Karl

der Große'). Im 16. Jahrhundert war es vor allem Ickelsamer (vgl. Stieler 1691: VIIr), der sich um die deutsche Sprache verdient gemacht habe (AUTORITÄT ‚Ickelsamer‘).²⁴²

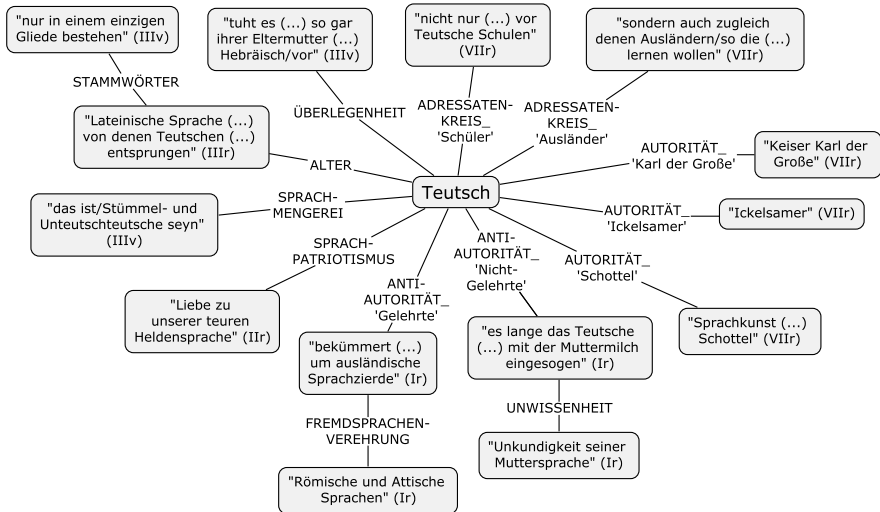


Abb. 6.12: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Stielers *Deutscher Sprache Stammbaum* (1691)

6.2.8 *Deutsch* in Bödikers *Grund-Sätze der Deutschen Sprache* (1698)

Der aus Stettin stammende Johann Bödiker²⁴³ arbeitete u. a. als Prediger und Konrektor im Berliner und Brandenburger Raum (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 110). Entsprechend kann auch ein propädeutisches Motiv in Bödikers *Grund-Sätzen der Deutschen Sprache* nachgewiesen werden, das explizit an die Jugend gerichtet ist (ADRESSATENKREIS ‚Jugend‘) und als „Wegweiser“ genutzt werden soll, „wie man alle Wissenschaften durch die Sprachen-Kunst verstehen lerne“ (Bödiker 1698: b53) (PROPÄDEUTIK). Die Motivation Bödikers basiert u. a. auf dessen Ansicht, dass die deutsche Jugend kein Verständnis von der eigenen deutschen Muttersprache habe und darin „so gröblich irret“ (Bödiker 1698: b53) (UNWISSENHEIT). Mit seiner Schrift möchte Bödiker (1698: b4v) Abhilfe leisten und so der deutschen Jugend helfen.

²⁴² Vgl. hierzu die Abbildung 6.12.

²⁴³ Bödiker wird im Folgenden den Grammatikern zugeordnet (vgl. Jellinek 1913: 203f.), da dieser, ähnlich wie Stieler, seinen Fokus auf die Erforschung der grammatischen Strukturen des Deutschen legte und sich in diesem Zusammenhang vor allem mit den Arbeiten Schottels auseinandersetzte.

Nach Ansicht von Jellinek (1913: 195) stellen Bödikers *Grund-Sätze der Deutschen Sprache* die „erste vollständige Sprachlehre nach Schottelius [dar, Einfügung: V. S.], die Ansehen und Verbreitung erlangte“. So steht die Schrift auch in einem engen inhaltlichen Zusammenhang zu den Werken von Schottel und Morhof (vgl. Jellinek 1913: 195). Auch bei Bödiker (1698: a5v) ist die „kunstrichtige Verfassung“ der deutschen Sprache (KUNSTFÄHIGKEIT) das wichtigste Ziel seiner Spracharbeit. Diese kann u. a. durch die Ableitung der „Stammwörter der alten Sprache“ (vgl. Bödiker 1698: a7v) (STAMMWÖRTER) und deren Darstellung im Rahmen eines deutschen Lexikons (vgl. Bödiker 1698: a6r) erreicht bzw. gefördert werden (LEXIKON). Bödiker (1698: a6r) bedauerte sehr, dass es zu seiner Zeit noch kein deutsches Lexikon gab, da die Spracharbeit ohne ein solches Wörterbuch sehr beschwerlich wäre. Die Verschriftlichung und Kodifizierung der deutschen Wörter ist für Bödiker (1698: a6r) auch deshalb notwendig, weil man sich in Normierungsfragen nicht nach „schlüpfrig wanckende[n] Gewohnheit[en]“ richten dürfe – hier meint er wohl die Orientierung am Sprachgebrauch (GEBRAUCH) – sondern an der „grundmäßige[n] Wortschreibung“ (Bödiker 1698: a5v) (ANALOGISMUS). Die analogistische Haltung Bödikers kommt hier zum Vorschein.

Ebenso wie Schottel (1663) gehört auch Bödiker (1698) zu den Sprach- und Kulturpatrioten des 17. Jahrhunderts. Für ihn ist die Arbeit und Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache immer auch ein Dienst am deutschen Volk: „andere [...] fechten rühmlich fürs Vaterland; so thun die auch rühmlich/die dem Vaterland zu gute etwas gutes schreiben“ (Bödiker 1698: a5v). So könne man nicht nur mit konventionellen Waffen die Ehre des Vaterlandes verteidigen, sondern auch „durch Grammatiche Waffen/[...] die Ehre des Vaterlandes [...] in der Sprache [...] beschütze[n]“ (Bödiker 1698: b5r) (KULTURPATRIOTISMUS). Wie bereits Schottel nutzt auch Bödiker diese Form „der Parallelisierung von [...] Spracherhalt und Machterhalt“ (Polenz 2013: 110), um seine Spracharbeit zu legitimieren.

Bödikers Verständnis von den regionalen Varietäten des Deutschen ist in der Vorrede umfänglich dargestellt. So können im Deutschen fünf „Haupt Arten“ (Bödiker 1698: a8v), u. a. das Niedersächsische, das der „alten Sprache“ (Bödiker 1698: a8v) am nächsten kommt, unterschieden werden. Die „Haupt- und Helden-Sprache“ (GLEICHWERTIGKEIT), die „aus den vorigen Arten erwachsen [ist, Einfügung: V. S.]“ (Bödiker 1698: a8v) (NATÜRLICHKEIT), wird als „Hochdeutsche Sprache“ (Bödiker 1698: a8v) bezeichnet (LEITVARIETÄT). Sie wurde von den „Gelahrten“ (Bödiker 1698: a8v) (GEBRAUCH ‚Gelehrte‘) nach den Regeln der Sprachkunst erarbeitet und basiert auf den hochdeutschen Stammwörtern (vgl. Bödiker 1698: b2v).²⁴⁴

244 Vgl. hierzu die Abbildung 6.13.

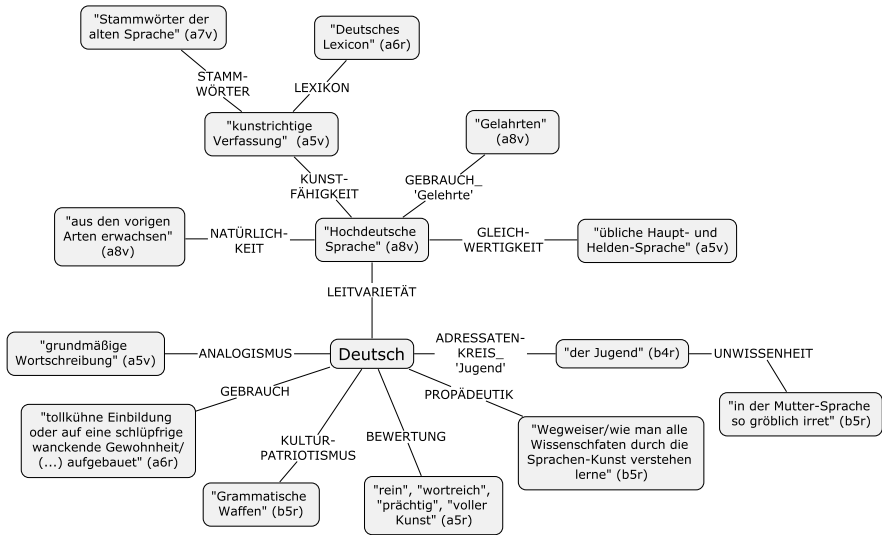


Abb. 6.13: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Bödikers *Grund-Sätze der deutschen Sprache* (1698)

6.2.9 Zwischenfazit

Das Hauptmotiv der Autoren mit einer grammatischen Perspektive auf die deutsche Sprache ist ein sich immer stärker ausprägender ‚Sprach- und ‚Kulturpatriotismus‘ (vgl. Schottel (1641) sowie Schottel (1663), Stieler (1691) und Bödiker (1698)). Die Autoren gehen davon aus, dass ein Sprachverfall immer auch einen Machtverfall des Deutschen bedeuten würde und rechtfertigen bzw. legitimieren so ihre Spracharbeit: Die Sprache muss gepflegt werden, um die deutsche Kultur zu erhalten bzw. zu erhöhen.

Das anvisierte Ziel dieser Debatten ist die Etablierung des Deutschen als eigenständige Wissenschafts- und Kultursprache, die gleichwertig neben den alten Hauptsprachen Latein, Griechisch und Hebräisch sowie den modernen Hauptsprachen Französisch und Italienisch steht (‚Gleichwertigkeit‘) (vgl. Gueintz (1641), Schottel (1641), Butschky (1648)) bzw. diesen sogar überlegen ist (vgl. Stieler (1691)). Diese Emanzipation kann jedoch nur durch die Reinhaltung der deutschen Sprache, z. B. durch sprachpuristische oder, in extremerer Form, fremdwortpuristische Bestrebungen erreicht werden. Dementsprechend müsse auf ‚Fremdwörter‘ („frömdgierigkeit“, Schottel (1641: IIIr)) bzw. „Flickwörter“ (Stieler 1691: IIIv) sowie unreine deutsche Formen verzichtet werden (‚Sprachmengerei‘). So könne das Ideal der ‚Sprachrichtigkeit‘ positiv vorangetrieben werden.

Wenn die Autoren die Güte der deutschen Sprache verdeutlichen wollen, beziehen sie sich häufig auf deren ‚Alter‘ sowie die ‚Ursprünglichkeit‘ („Lateinische Sprache [...] von den Teutschen [...] entsprungen“ (Stieler 1691: IIIr)), die gottgegeben („von GOTT beseeligt worden“ (Gueintz 1641: IVv)) ist („Göttlichkeit“). Sie zeichnet sich durch ihre ‚Kunsthfähigkeit‘ (ars grammatica), d. h. ihre Grammatikabilität („Deutschen Sprache Kunstgebau“, Girbert (1653: AIIr)) und ‚Regelhaftigkeit‘ („Deutsche Regeln“, Girbert (1653: AIIr)) aus.

Im diachronen Verlauf wird auch das erstarkende Selbstbewusstsein der Autoren erkennbar. So wird die Haltung mancher deutscher Gelehrter kritisiert, die eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihrer Muttersprache ablehnen, da es „einem gelehrten Manne nicht [gebühre, Einfügung: V. S.]“ (Pudor 1672: 2r) („Verachtung“). Einige Autoren bemängeln (implizit) den fehlenden (Sprach-)Patriotismus der Deutschen, die sich ihrer eigenen Sprache schämen und sich nicht mit dieser auseinandersetzen wollen (vgl. Girbert 1653: AIIr) („Unwissenheit“). Während die ausländischen Gelehrten ihre eigene Muttersprache eifrig erlernen, kunstfertig gebrauchen und somit hochhalten (vgl. Pudor 1672: 2r), empfinden sie die deutsche Sprache als pöbelhaft und minderwertig (vgl. Bellin 1661: aIIIr). Diese Vorurteile der Ausländer würden durch das Verhalten der Deutschen noch bestärkt, weil diese ihre Muttersprache ebenfalls nicht schätzen und sich stattdessen nur um die Fremdsprachen bemühen würden („Fremdsprachenverehrung“). Deshalb fordern die Autoren die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Deutschen („sollte [...] ein jeder Teutscher auch seine Sprache [...] grundrichtig und zierlich zu lernen/sich bemühen“, Pudor (1672: 2r)), beruhend auf dem eigenen Verstand („gehöret guter Verstand [...] darzu“, Girbert (1653: AIIr)).

Unter den Grammatikern bilden sich außerdem zwei dominierende Sprachideologien aus, nach denen das Deutsche normiert werden sollte: der Sprachanalogismus und der Sprachanomalismus. So geht Schottel²⁴⁵ als wichtigster Vertreter der Analogisten von der Grundrichtigkeit des Hochdeutschen aus (vgl. Hundt 2000: 42): „Die vollige grundrichtige vorstellung und ausarbeitung einer Haupt-Sprache ist ein mühsames/durch lange zeit und viel fleiß einzurichtendes Werk“ (Schottel 1663: bIv). Das *gute Deutsch* ist demnach ein theoretisches Konstrukt, wobei die Grundrichtigkeit der Sprache auf den in ihr selbst angelegten Prinzipien und Regularitäten beruht, die vom Sprachgebrauch nur unzureichend bzw. verfälschend wiedergegeben werden. Dementsprechend müssen sich die Sprachforscher an der Grundrichtigkeit der deutschen Sprache orientieren bzw. nach dieser suchen²⁴⁶, um eine gültige Sprachnorm

²⁴⁵ Jellinek (1913: 116) kommt hier zu dem Urteil, dass die „bedeutendsten Grammatiker [...] der Schottelschen Richtung an[gehören]“.

²⁴⁶ In diesem Zusammenhang kann auch Schottels Gesellschaftsname *Der Suchende* interpretiert werden.

zu finden („Analogismus“). Die Anomalisten, für das 17. Jahrhundert ist Gueintz der wichtigste Vertreter (vgl. Hundt 2000: 43), wollen die Sprachnorm aus den hochdeutschen Dialekten bzw. dem guten Sprachgebrauch ableiten. Als sprachliches Zentrum fungiert Meißen innerhalb des ostmitteldeutschen Sprachraums, das als Orientierungspunkt von den Anomalisten herangezogen wird (vgl. Jellinek 1913: 113) („Anomalismus“).

Eine trennscharfe Zuordnung der hier vorgestellten Autoren zu einer der beiden Ideologien ist kaum möglich, da sich häufig sowohl analogistische als auch anomalistische Tendenzen in der jeweiligen Vorrede abzeichnen und zudem die sprachtheoretische Reflexion des Autors nicht immer mit dessen tatsächlicher Sprachpraxis übereinstimmen muss. In diesem Zusammenhang verweist Hundt (2000: 46) darauf, dass die „faktische Distanz zwischen den in der Forschungsliteratur entgegengesetzten Polen der Anomalisten und Analogisten [...] nicht so groß [war, Einfügung: V. S.] wie bisher angenommen“.

Die wichtigsten Autoritäten im Sprachnormierungsdiskurs des 17. Jahrhunderts sind auf institutioneller Ebene die „Fruchtbringende Gesellschaft“, der viele Autoren auch selbst angehören (vgl. Gueintz (1641), Schottel (1641), Butschky (1648) und Stieler (1691)), sowie die „Kanzleien“. Auf personaler Ebene verweisen die Grammatiker häufig auf zeitgenössische Grammatiker („Schottel“, „Harsdörffer“ und „Opitz“) als Sprachautoritäten. Darüber hinaus rücken auch historische Vorbilder, wie „Karl der Große“, „Luther“ und „Ickelsamer“ in den Fokus, die mit ihren Arbeiten den Grundstein legten.²⁴⁷

²⁴⁷ Vgl. hierzu die Abbildung 6.14.

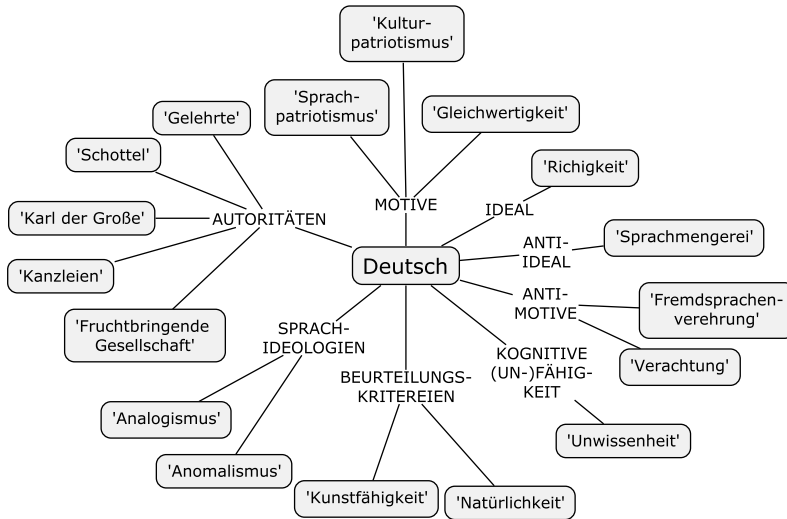


Abb. 6.14: Type-Frame Deutsch: Grammatiker 17. Jhd.

6.3 Schriften der Poetiker

6.3.1 *Deutsch* in Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624)

Der im niederschlesischen Bunzlau geborene Dichter und Sprachgelehrte Martin Opitz²⁴⁸ nimmt eine Sonderposition unter den bereits vorgestellten Autoren (in der Zeit vor 1642) ein: „Opitz wird zum zweiten Höhepunkt der Sprachkultur nach Luther“ (Straßner 1995: 119). Sein Hauptaugenmerk gilt der hochdeutschen Dichtkunst, deren Metrum er am tatsächlichen deutschen Sprachgebrauch (nach Vorbild Luthers und der Kanzlei) ausrichten will und nicht am antiken Versmaß.

Opitz plädiert dafür, dass die vollkommene deutsche Sprache nur aus einer poetischen Bearbeitung hervorgehen kann. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen die Sprachgelehrten von den Dichtern lernen, indem sie „was sie in den Poeten [...] auffgemercket/[...] zusammen geschlossen/vnd aus vieler tugend eine kunst“ machen (Opitz 1624: Br) (GEBRAUCH ‚Gelehrte‘). Die Normierung der deutschen Sprache soll auf Basis der Dichtkunst stattfinden und durch die Gelehrten (d. h. die Grammati-

²⁴⁸ Opitz wird der Gruppe der Poetiker zugeordnet (vgl. Jellinek 1913: 142), da für ihn die deutsche Sprache in erster Linie eine Dichtungssprache ist (vgl. Straßner 1995: 77) und er diese aus der Perspektive des Poetikers erforscht. Dementsprechend strebt er die Regelung/Normierung des Deutschen durch die Beachtung der Kunstregeln an (vgl. Straßner 1995: 79).

ker) in eine „richtige verfassung“ (Opitz 1624: Br) gebracht, also verschriftlicht bzw. kodifiziert werden (vgl. Opitz 1624: Br).

Das Gedicht stellt für Opitz die reinste Form der deutschen Sprachkunst dar (vgl. Straßner 1995: 79), mit dieser Haltung begründet er ein „neues Stilprinzip“ (Jellinek 1913: 114), welches u. a. auch prägend für die Arbeiten von Zesen (1651) und Harsdörffer (1650) war. 1627 wird Opitz schließlich durch den Kaiser in den Adelstand erhoben und 1629 auch in die *Fruchtbringende Gesellschaft* aufgenommen (vgl. Garber 1999: o. S.).

In der Vorrede von Opitz (1624: Br) klingen auch sprachpatriotische Tendenzen an, so soll sein Werk „zur beßerer fortpflanzung vnserer sprachen“ beitragen (SPRACHPATRIOTISMUS). Die „Poeterey“, die aus einem „Göttlichen antriebe und von natur herkomm[t]“ (Opitz 1624: Br), bildet hierfür die Grundlage (GÖTTLICHKEIT und NATÜRLICHKEIT). Opitz (1624: Br) verweist hier zum einen auf die Natürlichkeit bzw. Göttlichkeit der Dichtkunst und postuliert in diesem Zusammenhang, dass niemand nur „durch [die Einhaltung, Einfügung: V. S.] gewisse[r] regeln vnd gesetze zu einem Poeten [gemacht werden könne, Einfügung: V. S.]“ (AUTORITÄT ‚Poet‘). Zum anderen verweist Opitz (1624: AIIr) auf die Kunsthaftigkeit der Poeterey, die eine „vornehme wissenschaft“ sei und die durch das Wirken der Gelehrten zu einer „kunst gemacht“ (Opitz 1624: Br) werden könne (KUNSTHAFTIGKEIT): Die deutsche Dichtkunst zeichnet sich dadurch aus, dass sie einerseits auf den tradierten Kunstregeln der antiken Dichtungslehre beruht und andererseits die deutsche Muttersprache als Dichtungssprache wählt (vgl. Huber 1984: 176). Die Gleichberechtigung des Deutschen neben dem Lateinischen begründet Opitz mit der Göttlichkeit des Deutschen, das gottgegeben sei (vgl. Opitz 1624: Br). Die Dichtkunst sei demnach nicht auf eine bestimmte Sprache bzw. Sprachlandschaft festgelegt bzw. regional begrenzt (vgl. Huber 1984: 176). Darüber hinaus stellt die Fähigkeit zur Dichtkunst für Opitz (1624: Br) eine Naturanlage dar. Der Poet müsse seine natürliche Veranlagung mit den tradierten Kunstregeln verbinden, die er durch ein Studium der antiken Schriften erwerben kann (vgl. Opitz 1624: Br).

Als sprachliche Autoritäten benennt Opitz (1624: Br) zum einen die antiken Schriftgelehrten Horaz (AUTORITÄT ‚Horaz‘) und Aristoteles (AUTORITÄT ‚Aristoteles‘), zum anderen verweist er auf zwei italienische Dichter des 16. Jahrhunderts: „Vida vnd Scaliger“ (AUTORITÄTEN ‚Vida und Scaliger‘). Sowohl Aristoteles als auch Horaz sahen die Dichtkunst als nachahmende Darstellung (Mimesis) an. Auf diesen Sachverhalt verweist auch Opitz (1624: Br), indem er davon ausgeht, dass „Poeterey eher getrieben [..]/als [...] geschrieben“ würde und so auf die Ursprünge der antiken Dichtkunst zurückkommt (POETIK).²⁴⁹

249 Vgl. hierzu die Abbildung 6.15.

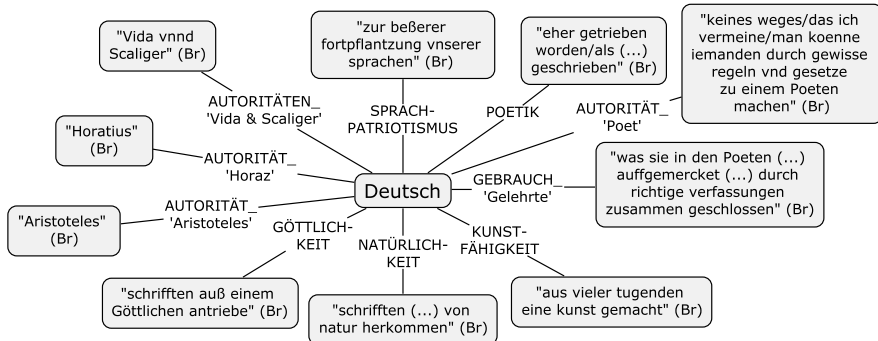


Abb. 6.15: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624)

6.3.2 *Teutsch* in Harsdörffers *Poetischem Trichter* (1648/1650)

Georg Philipp Harsdörffer²⁵⁰ war vorwiegend im Nürnberger Raum tätig und arbeitete dort u. a. als Gerichtsassessor (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 110). 1644 gründete er den *Peginesischen Blumenorden* ebenfalls in Nürnberg (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 110). Zuvor war er bereits als Mitglied in die *Fruchtbringende Gesellschaft* (ab 1642) sowie in die *Deutschgesinnte Genossenschaft Zesens* (ab 1644) aufgenommen worden (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 110).

Sein *Poetischer Trichter* knüpft an die Arbeiten von Opitz (1624) und Zesen (1651) an (vgl. Straßner 1995: 82), welche er auch als Autoritäten anführt. Opitz als „Uhrheber der Teutschen Poeterey“ (Harsdörffer 1650: VIIv) (AUTORITÄT ‚Opitz‘), aber auch „Schottels Einleitung [in die, Einfügung: V. S.] Sprach- und Verskunst“ (Harsdörffer 1650: VIIv) (AUTORITÄT ‚Schottel‘) sollen den angehenden Poeten als Orientierung dienen. Prinzipiell appelliert Harsdörffer (1650: VIv) an seine Leser, sich intensiv mit den Werken der „besten Teutschen Poeten“ auseinanderzusetzen. Zudem empfiehlt Harsdörffer (1648: AVIv), dass an den Hochschulen auch die Ursprünge der Dichtkunst gelehrt werden müssten. Hierfür können die Schriften von Aristoteles herangezogen werden (AUTORITÄT ‚Aristoteles‘), in denen der „Grund der Dichtkunst/und die Anleitung denselben nachzuahmen“ (Harsdörffer 1648: AVIv) erörtert werden.

Vor allem „die Knaben [...] mit einem freudigen und wolgeartetem Sinne“ (Harsdörffer 1648: AIVv) hätten ein Talent zu dichten und sollten seinen *Poetischen Trich-*

²⁵⁰ Harsdörffer wird im Folgenden der Gruppe der Poetiker zugeordnet, da er mit seiner Spracharbeit vorwiegend einen poetologischen Ansatz verfolgt. Darüber hinaus nahm Harsdörffer durchaus auch eine didaktische Perspektive ein, indem er „die ‚barocke Sprachpädagogik‘ nicht nur am effektivsten um[setzte], sondern diese [...] von ihm auch umfassender konzipiert [war]“ (Hundt 2000: 168).

ter zur Übung heranziehen (PERSONEN ‚Schüler‘). Gleichzeitig warnt Harsdörffer (1648: AVv) die Jugend explizit vor „unreine[n] Liebedichter[n]“, die sie nur „zur Unkeuschheit verleiten“ würden (ANTIAUTORITÄT ‚Unreine Poeten‘). Darüber hinaus könnten auch die „Schulhalter“ aus seinem Werk noch etwas lernen (ANTIAUTORITÄT ‚Schulmeister‘), da diese häufig von der Poetik „wenig oder nicht berichtet sind“ (Harsdörffer 1650: IVv) (UNWISSENHEIT).

Dementsprechend formuliert Harsdörffer (1648: AVIv) auch seine Motive, die ihn zur Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache im Allgemeinen und der Poetik im Speziellen anleiteten: Zum einen soll der *Poetische Trichter* sowohl von den „Gelehrten [als auch von den, Einfügung: V. S.] Anfängern zu dienlicher Nachrichtung“ genutzt werden (ADRESSATENKREIS). Zum anderen verfolgt Harsdörffer (1650: Vv) aber auch ein religiöses Motiv, da er den Menschen helfen möchte, durch das Erlernen des Deutschen und die Beschäftigung mit der deutschen Dichtkunst „näher zu Gott [zu, Einfügung: V. S.] treten“ (RELIGION). Hier kann implizit die Vorstellung von einer gottgegebenen Fähigkeit zur Dichtung bei Harsdörffer abgeleitet werden, ähnlich wie bereits bei Opitz (1624) postuliert.

Die intensive wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der (deutschen) Sprache stellt für ihn die Voraussetzung und Basis für die Poetik als einer Form gelehrten Tuns dar (vgl. Straßner 1995: 88). Neben dem „Verstand“ (Harsdörffer 1648: AIVv) (VERSTAND) und dem Wissen des Poeten um die Muttersprache (WISSEN) sind die Natürlichkeit und Kunstfähigkeit der deutschen Sprache die Grundvoraussetzungen für deren Ausdruckskraft (vgl. Harsdörffer 1650: VIv) (NATÜRLICHKEIT & KUNSTFÄHIGKEIT). Harsdörffer (1650: VIv) beschreibt hier, in Anlehnung an Opitz (1624), eine Symbiose aus Natur und Kunst: „Die Natur ist eine Meisterin/[...] die Kunst aber gleichsam das fette Oel/durch welches solcher Geist weitstralend erhellet vnd himmelhoch aufflammet“. Die natürlichen, ursprünglichen Wörter des Deutschen, die sich durch ihre Reinheit auszeichnen, werden durch die Dichtkunst wieder in eine „grundrichtige Verfassung“ (Harsdörffer 1650: VIv) gebracht und so wiederbelebt. An dieser Stelle wird eine analogistische Tendenz Harsdörffers erkennbar, der von einer prinzipiellen Grundrichtigkeit des Deutschen ausgeht (GRUNDRICHTIGKEIT).

So solle der Poet „seine Muttersprache gründlich verstehe[n]“ (Harsdörffer 1650: Vv), bevor er in ihr zu dichten beginnt (AUTORITÄT ‚Poet‘). All jene, die das Deutsche nicht gründlich studiert haben und dennoch versuchen zu dichten, sind nach Ansicht von Harsdörffer (1650: Vr) nur torhafte „Zahnbrecher [und, Einfügung: V. S.] Spruchsprecher“. Selbstkritisch bemerkt Harsdörffer (1648: AVIIr) diesbezüglich, dass er „keines Wegs in dem Wahn [stehe, Einfügung: V. S.]/als ob er der Poeterey ein Meister [sei, Einfügung: V. S.]“.

Auch bei Harsdörffer (1650) können sprachpatriotische Züge ermittelt werden. So gibt er zu bedenken, dass diejenigen, die das Lateinische, Griechische oder Hebräi-

sche erlernen, genau so gut auch ihre eigene Muttersprache erlernen und kunstvoll verwenden können sollten (vgl. Harsdörffer 1650: Vv) (SPRACHPATRIOTISMUS).²⁵¹

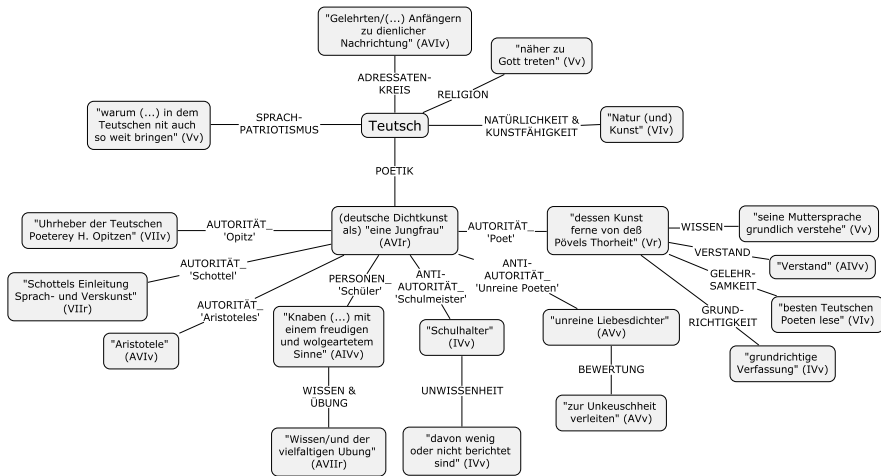


Abb. 6.16: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Harsdörffers *Poetischem Trichter* (1648/1650)

6.3.3 Deutsch in Zesens *Rosen-mand* (1651)

Der aus Dessau in Sachsen stammende Philipp von Zesen²⁵² war u. a. Schüler von Gueintz und Buchner (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 346) und wirkte später als Schriftsteller und Sprachforscher in den Niederlanden und Hamburg (vgl. Jellinek 1913: 149). Zesen polarisierte stark durch seine sprachpuristische bzw. fremdwortpuristische²⁵³ Haltung, die Jellinek (1913: 149) als „Schandmal des übertriebenen Purismus und der verwerflichen Neuerung“ einordnete. In der aktuellen Forschung gilt diese Extremschätzung Jellineks als überholt und Zesens Verdeutschungsarbeit wird eher als „diskursives Angebot an die Zeitgenossen“ (Hundt 2018a: 289) verstanden. So stellte Zesen meist mehrere Verdeutschungsvorschläge für einen fremdsprachlichen

²⁵¹ Vgl. hierzu die Abbildung 6.16.

²⁵² Zesen wird der Gruppe der Poetiker zugeordnet (vgl. Jellinek 1913: 146), da für ihn die poetische Bearbeitung der deutschen Sprache im Zentrum seiner Spracharbeit steht.

²⁵³ Zur terminologischen Trennung von Sprachpurismus und Fremdwortpurismus siehe die einführnden Erläuterungen zu den Attributen des Frames in Tabelle 6.1 des Kapitels 6 sowie Hundt (2018a: 278f.).

Ausdruck zur Wahl bzw. kennzeichnete seine Wörterlisten explizit als offen und frei für weitere Verdeutschungsvorschläge anderer Autoren (vgl. Hundt 2018a: 289). Einer der bedeutendsten Anhänger von Zesens Sprachpurismus war Johann Bellin, der Zesens Idee in seinen eigenen Arbeiten weiterentwickelte (vgl. Jelinek 1913: 149).

Dass Zesen (1651: AXr) von seiner Außenwirkung durchaus wusste, verdeutlicht er an mehreren Stellen in der Vorrede zum *Rosen-mand*: So kritisiert er, dass „ein Wunderkopf“ ihn durchaus dafür tadeln würde, dass er „so vielerei untereinander mische“. Hier scheint Zesen (1651: AXr) darauf anzuspielen, dass er sowohl dem etymologischen Prinzip (Ableitung von Stammwörtern) als auch dem phonetischen Prinzip (Orientierung an der Aussprache) folgt (vgl. Jelinek 1913: 151). Seine Haltung begründet Zesen (1651: AXr) damit, dass er nicht für ein Zielpublikum mit einer bestimmten Ideologie schreibe, „sondern für alle“ (ADRESSATENKREIS). Zesens Ziel ist es, einen möglichst großen und heterogenen Leserkreis zu akquirieren und seine Überlegungen zur deutschen Sprache so möglichst weit zu verbreiten. Angeleitet wird Zesen (1651: AIVr) von seinem Sprach- und Kulturpatriotismus, denn er „schreibe aus liebe zur sprache/[...] aus liebe zu meinem Vaterlande“ (SPRACHPATRIOTISMUS).

Zesen (1651: AVIIIv) strebte eine Verbesserung der deutschen Sprache „nach der natur und durch kunst“ an (NATÜRLICHKEIT & KUNSTFÄHIGKEIT), versuchte dementsprechend beide Prinzipien in einer Synthese zusammenzubringen (vgl. Straßner 1995: 82). So müsse man die Stammwörter genau betrachten, da aus ihnen „alle wörter der gantzen sprache fließen“ (Zesen 1651: AVIr), die die Ursprünglichkeit der deutschen Sprache aufzeigen würden (STAMMWÖRTER). Mithilfe der Dichtkunst könne der „alte[] gebrauch“ verbessert werden, da er durch den „misgebrauch [...] sich doch selbst abnützet“ (Zesen 1651: AIXr). Die alte deutsche Sprache, deren ursprüngliche Reinheit durch den Gebrauch bzw. Missbrauch über die Jahrhunderte verloren gegangen sei, kann nur durch die Dichtung wiederhergestellt werden. Auch Zesen (1651: AVIr) sieht die deutsche Sprache und ihre Fähigkeit zur Dichtkunst als etwas Göttliches an, das inhärent ist (GÖTTLICHKEIT).

Der Missbrauch an der deutschen Sprache zeigt sich nach Ansicht von Zesen (1651: AVIIIv) vor allem im Fremdwortgebrauch sowie allgemein in der Sprachmengerei der Deutschen (FREMDWÖRTER). In diesem Zusammenhang spricht Zesen (1651: AVIIIv) von der „entfrembdungs-rache“ der deutschen Sprache, die ihre Zierlichkeit und Kraft durch die Entfremdung verliert, obwohl sie „die mächtige/prächtige/allernaturgemäßigste sprache“ (Zesen 1651: AVIIIr) sei (BEWERTUNG).

Zesen (1651: AVIIv) stellt hier einen direkten Vergleich mit dem Hebräischen an, das eine „unaussprechliche krafft“ besitze (AUTORITÄT ‚Hebräisch‘), da „ein iedes wort diser sprache ein stammwort sein kan“. Diese Kraft gehe auch vom Deutschen aus (AUTORITÄT ‚Deutsch‘), wenn die Natürlichkeit und Kunstfähigkeit in der Dichtkunst miteinander in Einklang gebracht werden (vgl. Zesen 1651: AVIIIr). Hier kann durchaus eine Anlehnung an die Grundsätze von Opitz (1624) nachvollzogen wer-

den, wengleich nun die Überlegenheit des Hochdeutschen gegenüber den übrigen Hauptsprachen von Zesen (1651) propagiert wird und dieser somit deutlich schärfer argumentiert als zuvor Opitz (vgl. Huber 1984: 182).²⁵⁴

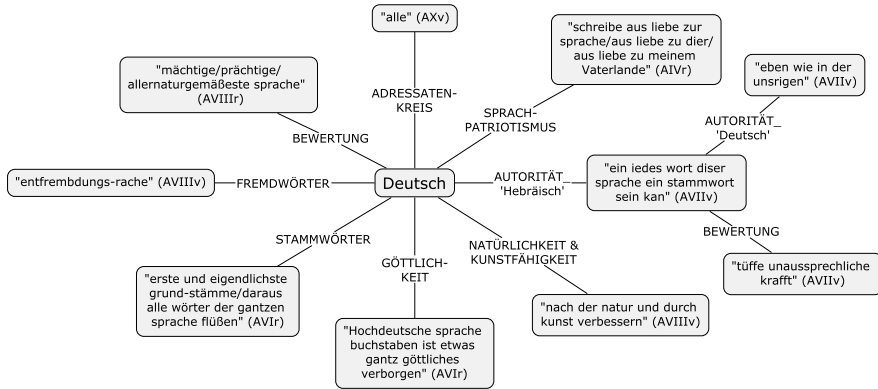


Abb. 6.17: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Zesens *Rosen-mand* (1651)

6.3.4 *Deutsch* in Tschernings *Schreib- und Sprach-Kunst* (1659)

Der aus Schlesien stammende Andreas Tscherning²⁵⁵ studierte in Rostock Philosophie und war dort später auch als Professor für Dichtkunst tätig (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 328). Seine Ansichten sind stark durch die Arbeiten von Buchner geprägt, der für ihn „das vielzitierte Orakel ist“ (Jellinek 1913: 146). Einer seiner bekanntesten Schüler ist Daniel Georg Morhof, der ihm später auf seinen Lehrstuhl nachfolgte (vgl. Moulin-Fankhänel 1997: 328).

Für Tscherning (1659: aIIr) ist die Poetik eine „kunstmäßige wissenschaft“, die maßgeblich zur Normierung der deutschen Sprache beitragen könne (POETIK). Dementsprechend adressiert Tscherning (1659: aIIv) sein Werk nicht nur an die Jugend (ADRESSATENKREIS ‚Jugend‘), sondern auch an die „deutschen Poesie liebhabern“ (ADRESSATENKREIS ‚Liebhaber‘).

²⁵⁴ Vgl. hierzu die Abbildung 6.17.

²⁵⁵ Tscherning wird im Folgenden der Gruppe der Poetiker zugeordnet (vgl. Jellinek 1913: 146). Seine Schriften weisen einen poetologischen Schwerpunkt auf, worauf u. a. im Titel seiner *Schreib- und Sprach-Kunst* hingedeutet wird: „Schreib- und Sprach-Kunst insonderheit/der edlen Poeterey. Wie auch ein Kurtzer Entwurff oder Abrieff einer deutschen Schatzkammer/Von schönen und zierlichen Poe-tischen redens-arten“ (Tscherning 1659: Titel).

Neben den grammatisch und orthographisch „sehr nützlich[e] lehrsätzen“ (Tscherning 1659: aIIr), die zur Erlernung des Deutschen herangezogen werden sollten (NÜTZLICHKEIT), verweist er explizit auch auf die „herliche[n] getichte“ (Tscherning 1659: aIIr), die eine wichtige Normierungsbasis bilden. Der „reine[] angeborne[] schmuck und zierat“ (GÖTLICHKEIT) der „hochedle[n] Muttersprache“ (Tscherning 1659: aIIr) (BEWERTUNG) könne so durch die Dichtkunst wiederbelebt werden.

Als Autorität benennt Tscherning (1659: aIIv) den römischen Dichter Varro, dessen lateinische Schriften Vorbildwirkung hätten (AUTORITÄT ‚Varro‘). Im Hinblick auf die Ausgestaltung des Deutschen empfiehlt Tscherning (1659: aIIr), sich an den „hochsinnigen gemütern“, also am Sprachgebrauch der Gelehrten, zu orientieren (GEBRAUCH ‚Gelehrte‘) sowie „herrliche getichte“ zu lesen (AUTORITÄT ‚Gute Gedichte‘).²⁵⁶

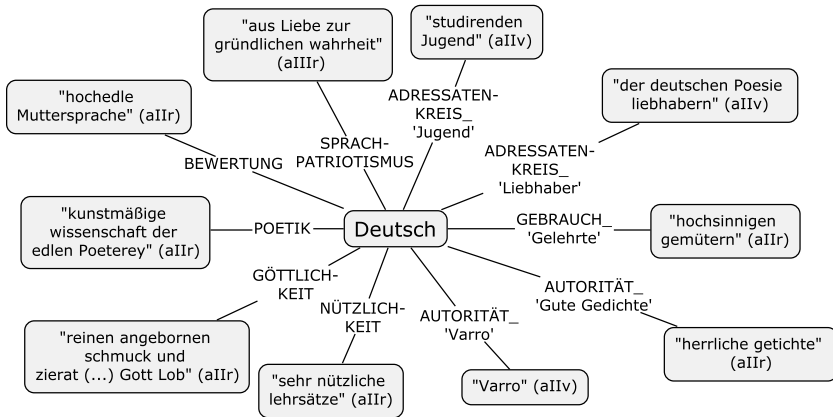


Abb. 6.18: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Tschernings *Schreib- und Sprach-Kunst* (1659)

6.3.5 *Deutsch* in Buchners *Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst* (1663)

August Buchner²⁵⁷ stammte gebürtig aus Dresden und war als Professor für Poesie in Wittenberg tätig (vgl. Jelinek 1913: 142). Mit dem Werk von Opitz (1624) ist er sehr gut vertraut, dieses bildet auch die Basis seines eigenen Sprachverständnisses.

²⁵⁶ Vgl. hierzu die Abbildung 6.18.

²⁵⁷ Buchner kann den Poetikern zugeordnet werden (vgl. Jelinek 1913: 142), da er die deutsche Sprache vorwiegend aus einer poetologischen Perspektive betrachtete.

Jellinek (1913: 142) geht davon aus, dass „[a]lle mitteldeutschen Poetiker [...] unter dem Einfluß August Buchners“ standen.

Dementsprechend war es das Bestreben von Buchner (1663), die deutsche Sprache für die Dichtkunst zu erschließen und handhabbar zu machen, so wie es bereits Opitz (1624) versucht hatte. Die Poetik sieht Buchner (1663: 4) als „edle Wissenschaft“ an (WISSENSCHAFTLICHKEIT), die bereits „gründlich und zur genüge“ dargestellt worden ist, u. a. im *Buch von der Deutschen Poeterey* seines Freundes Opitz. Folglich soll seine Schrift auch eher einen „Wegweiser“ bzw. eine „Anleitung“ (Buchner 1663: 1) darstellen, wie sich die Deutschen möglichst korrekt („ohne sonder Fehler“, Buchner (1663: 2)) in ihrer eigenen Muttersprache ausdrücken können (SPRACHRICHTIGKEIT). Die gründliche Unterweisung (vgl. Buchner 1663: 4) ist eine der Voraussetzungen für eine gute deutsche Dichtkunst (ÜBUNG).

Neben den „alten“ Autoritäten wie Platon, Aristoteles und Horaz (AUTORITÄT ‚Antike Gelehrte‘) benennt Buchner (1663: 2f.) auch Gelehrte seiner Zeit, wie etwa den italienischen Humanisten und Dichter Julius Caesar Scaliger und andere „treffliche Männer“ (AUTORITÄT ‚Gelehrte‘).²⁵⁸

²⁵⁸ Vgl. hierzu die Abbildung 6.19.

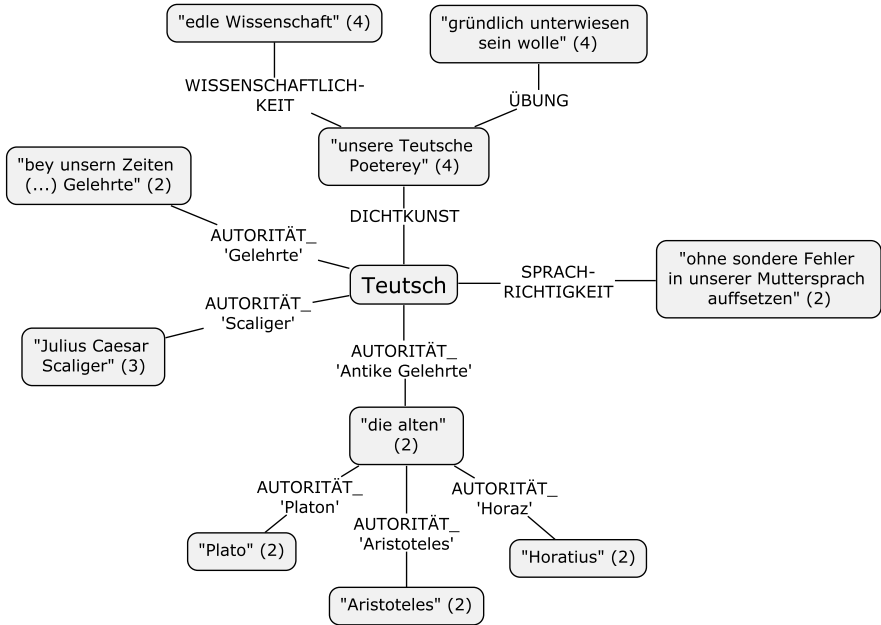


Abb. 6.19: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Buchners *Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst* (1663)

6.3.6 *Teutsch in Morhofs Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie (1682)*

Der aus Wismar im Mecklenburgischen stammende Daniel Georg Morhof²⁵⁹ studierte u. a. bei Tscherning Rhetorik und Poesie in Rostock. Ab 1665 war er als Professor der Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel tätig und verfasste hier auch sein sprachwissenschaftliches Werk *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie*. Dementsprechend war er der niederdeutschen Sprache besonders zugetan sowie „andere[n] Nordische[n] Sprachen“ (Morhof 1682: 3v). Diese würden sich im Hinblick auf ihr Alter bzw. ihre Ursprünglichkeit besonders hervorheben: So konstatiert Morhof (1682: 3v), dass er bei diesen Sprachen „ein höhers und ehrwürdigers Alterthum [...] vermerk[e]“ (ALTER).

Der *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie* nimmt eine poetologische Perspektive auf die deutsche Sprache ein und versucht deren Normierung auf Basis der Poesie. Die Selbsteinschätzung von Morhof (1682: 3v), sich lieber als Lehrer denn als Redner zu bezeichnen, ist deshalb auch eher ungewöhnlich. So leitet Morhof (1682) seine Schrift mit einem Sonett ein, in welchem er u. a. auch seine „Tichtkunst“ (Morhof 1682: Sonnet) beschreibt. Morhof (1682: 4r) behält „die üblichen Kunstwörter“ bei und nimmt keine Übertragung ins Deutsche vor (LATEINISCHE KUNSTWÖRTER). Seine Entscheidung begründet Morhof (1682: 4r) damit, dass es ihm „eine ungereimte Sache zu sein [scheint, Einfügung: V. S.]/[...] daß man über seine eigene Wörter Anmerckungen zu machen von nöthen habe“ (DEUTSCHE KUNSTWÖRTER UNVERSTÄNDLICHKEIT). Zudem verweist er darauf, auch einige lateinische und französische Fremdwörter verwendet zu haben (vgl. Morhof 1682: 4r) (FREMDWÖRTER). Morhof (1682: 4r) scheint sich hier bewusst gegen die fremdwortpuristischen Bestrebungen, die innerhalb des Sprachnormierungsdiskurses immer stärker wurden, auflehnen zu wollen: „der erleuchteten Criticorum Urtheil nicht scheuend/die [...] den Gebrauch eines Außländischen Wortes gleiche straffbar halten“ (BEWERTUNG).²⁶⁰

²⁵⁹ Morhof wird der Gruppe der Poetiker zugeordnet (vgl. Jellinek 1913: 146), da seine Arbeit an der deutschen Sprache in einem engen Zusammenhang mit poetologischen Betrachtungen steht.

²⁶⁰ Vgl. hierzu die Abbildung 6.20.

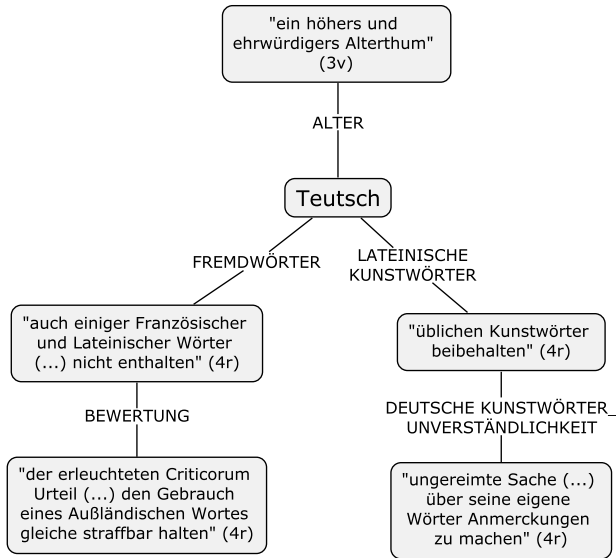


Abb. 6.20: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Morhofs *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie* (1682)

6.3.7 Zwischenfazit

Die deutsche Dichtkunst des 17. Jahrhunderts versucht, Natur und Kunst miteinander zu vereinen (vgl. Opitz (1624), Harsdörffer (1650), Zesen (1651), Tscherning (1659) und Buchner (1663)). Die Autoren gehen von einer allgemeinen Dichtungsfähigkeit des Deutschen aus, da diese gottgegeben ist und nicht an eine bestimmte Sprache, wie etwa das Lateinische oder Französische, gebunden ist („Göttlichkeit“). Die „Natürlichkeit“ der deutschen Sprache, d. h. ihre Ursprünglichkeit und Eigenständigkeit, prädestiniert diese zur Dichtkunst. Gleichzeitig wird die Sprache durch die Dichtung in kunstfertige Regeln gesetzt und so nach dem antiken Stilprinzip der *puritas* zu ihrer ursprünglichen Schönheit und Reinheit zurückgeführt („Kunsthfähigkeit“).

Das anleitende Prinzip ist die Orientierung an den natürlichen, ursprünglichen Formen, etwa an den deutschen ‚Stammwörtern‘ und deren kunstfertiger Anwendung (vgl. Zesen (1651), Harsdörffer (1650)). Die Dichtung gilt als erlernbare Kunst,²⁶¹ die als Voraussetzung die umfassende Kenntnis zum einen der Werke antiker ‚Poeten‘ und Gelehrter, wie ‚Aristoteles‘, ‚Horaz‘ und ‚Varro‘, sowie zum anderen zeitgenössi-

²⁶¹ „Die Dichtkunst galt damals als lehrbar. Dichten bedeutete gelehrtes Tun. [...] Das führt meist zur Sprachartistik, [...] die zwar den Stolz der Autoren auf ihre Sprache belegen, zum anderen aber als überspannte Darstellungsformen zu gelten haben“ (Straßner 1995: 89).

scher Autoritäten, wie z. B. ‚Opitz‘, ‚Scaliger‘ und ‚Vida‘, hat. Die Autoren fordern die ‚Übung‘ und Kenntnis (‚Wissen‘) von deren Lehrsätzen (vgl. Opitz (1624), Harsdörffer (1648)).

Mit ihrer Dichtung streben die Autoren die Reinigung der deutschen Sprache von fehlerhaften Formen (vgl. Buchner 1663) sowie den Erhalt des „reinen angeborenen schmuck[s] und zierat[s]“, Tscherning (1659: aIIr) an. Ihnen geht es nicht vordergründig um die Tilgung der Fremdwörter im Deutschen – diese Form des Fremdwortpurismus wird sogar offen kritisiert (vgl. Morhof 1682) – sondern vielmehr um eine allgemeine Reinigung der deutschen Sprache, die auch fehlerhafte deutsche Wörter und Redensarten tilgen müsse.²⁶²

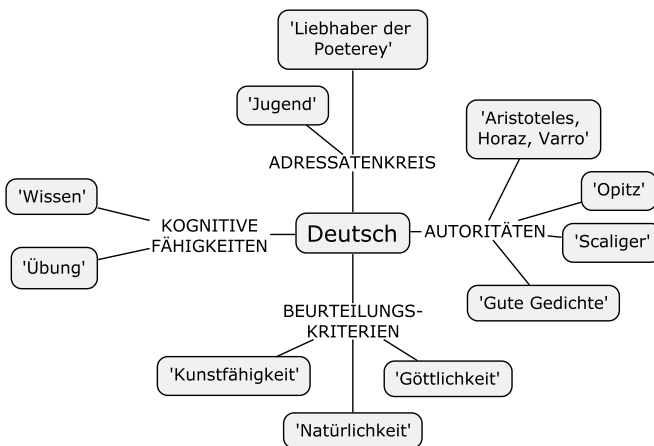


Abb. 6.21: Type-Frame Deutsch: Poetiker 17. Jhd.

6.4 Fazit

Entsprechend ihrer Disziplin (Didaktik, Grammatik, Poetik) sowie ihres Adressatenkreises verfolgen die Autoren gruppenspezifische Motive, die ihre Auseinandersetzung mit der (hoch-)deutschen Sprache anleiten. Sie argumentieren entsprechend der jeweiligen Sprachideologie (Analogismus vs. Anomalismus), der sie folgen, und konstituieren danach ihr Konzept (Hoch-)Deutsch.²⁶³

²⁶² Vgl. hierzu die Abbildung 6.21.

²⁶³ Vgl. hierzu die Abbildung 6.22.

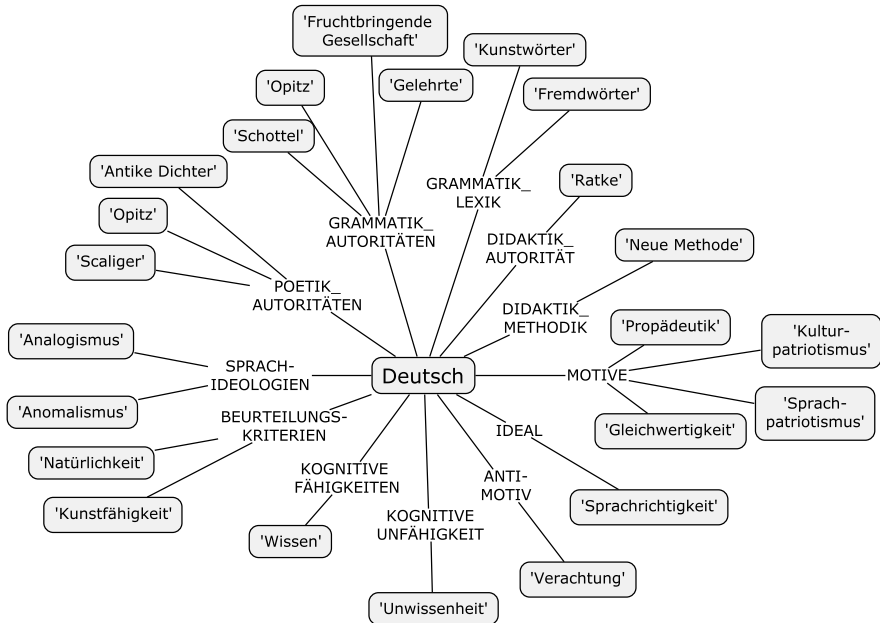


Abb. 6.22: Type-Frame Deutsch: 17. Jhd.

Die Spracharbeit im 17. Jahrhundert wird von Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven betrieben (,Didaktik‘, ,Grammatik‘, ,Poetik‘). Der Blick auf die deutsche Sprache ist im Vergleich zum 16. Jahrhundert nun differenzierter. Die Schulmeister haben didaktische Prinzipien erarbeitet, die sie in ihren Orthographielehren und Grammatiken darstellen und anpreisen. Vor allem die ,Neue Methode‘ nach ,Ratke‘ setzt sich Anfang des 17. Jahrhunderts durch. Während bisher der Unterricht auf Latein gehalten wurde und Kenntnisse der eigenen Muttersprache sowie ihrer Grammatik von den Lehrenden nicht vermittelt wurden, fordert Ratke nun einen deutschsprachigen Unterricht. Die deutsche Sprache soll nicht nur Unterrichtssprache sein, sondern selbst auch zum Unterrichtsgegenstand werden. Diese Kenntnisse sollen die Schüler dazu befähigen, schneller und besser die Grammatiken fremder Sprachen zu beherrschen (,Propädeutik‘).

Zudem reflektieren und diskutieren die Autoren auch intensiv über Sprachstrukturen bzw. anzulegende Sprachnormen und beziehen entweder eine eher analogistische oder eher anomalistische Position. Während ,Schottel‘ und dessen Anhänger die Ableitung von Sprachnormen nach dem Analogieprinzip (,Analogismus‘) auf Basis von ,Stamm- bzw. Wurzelwörtern‘ anstreben, orientieren sich die Anomalisten rund um ,Gueintz‘ eher am Sprachgebrauch innerhalb der gelehrten Kreise

(Anomalismus'), der als Vorbild für die sich herausbildende Sprachnorm dienen soll.

Die Autoren des 17. Jahrhunderts adressieren nicht mehr (vorrangig) die nicht alphabetisierten Bevölkerungsgruppen, sondern eher die gebildeten Schichten. Das Ziel der Autoren im 16. Jahrhundert, die Alphabetisierung der Deutschen in ihrer Muttersprache voranzutreiben, wird im 17. Jahrhundert durch das Bestreben abgelöst, das Deutsche in den Stand einer Kunstsprache zu erheben (vgl. Huber 1984: 276). Huber fasst die unterschiedlichen Zielsetzungen der Autoren der beiden Jahrhunderte wie folgt zusammen: „[D]as 16. Jahrhundert produziert einfache Schreib- und Leseanleitungen für den Laien, das 17. Jahrhundert dagegen die ‚Sprachkunst‘ für den Gebildeten“ (Huber 1984: 282).

Darüber hinaus etabliert sich die deutsche ‚Poetik‘ als wissenschaftliche Disziplin, deren Ziele die Reinhaltung der deutschen Sprache und ihre kunstmäßige Anwendung sind. Die Poetik gilt als erlernbare Tätigkeit, die eine Symbiose aus Natur und Kunst anstrebt. D. h., dass das Deutsche auf den edlen, natürlichen Stammwörtern basieren soll, die kunstvoll, entsprechend den Lehrsätzen der antiken und zeitgenössischen Poetiker, angewendet werden müssen. Um die Dichtkunst zu beherrschen, sind ‚Übung‘ und vor allem ‚Wissen‘, also die umfassende Lektüre der Schriften der als Autoritäten propagierten Autoren, notwendige Voraussetzungen.

Die ‚Sprachrichtigkeit‘ bzw. -reinheit war bereits im 16. Jahrhundert ein wichtiges Ideal, das die Autoren anstrebten. Im 17. Jahrhundert etabliert sich der Sprachpurismus, der die Reinhaltung der Sprache von fehlerhaftem bzw. unklarem eigenem und fremdem Wortschatz forderte. Die uneinheitliche Schreibung von Wörtern, die demselben Stammwort zugehören, sollte vermieden werden (‚Einheitlichkeit‘), ebenso wie der ausufernde Gebrauch von ‚Fremdwörtern‘, für die sich bereits deutsche Wörter etabliert hatten, oder die Verwendung von Alamode-Formen aus dem Französischen. Der Sprachpurismus entwickelte sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts bei manchen Autoren, wie etwa bei Zesen, hin zu einem Fremdwortpurismus, der alle nicht genuin deutschen Wortformen kategorisch ausschloss.

Die Bildung neuer deutscher ‚Kunstwörter‘ sollte auch dazu beitragen, das Deutsche in den Künsten und Wissenschaften als gleichberechtigte Sprache zu etablieren. So wollten die Autoren zeigen, dass die deutschen Stammwörter besonders geeignet sind, um neue Wörter zu bilden und dementsprechend die Kunstfähigkeit des Deutschen unter Beweis stellen (vgl. Huber 1984: 281).

Im 17. Jahrhundert prägte sich zudem der ‚Sprach- und Kulturpatriotismus‘ der deutschen Autoren immer stärker aus. Als Argumente für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache ziehen sie vor allem deren ‚Natürlichkeit‘ und ‚Kunstfähigkeit‘ heran. Während das Lateinische, Griechische oder Französische längst den Status einer Hauptsprache hat, wird die deutsche Sprache immer noch von großen Teilen der deutschen Bevölkerung gemieden bzw. nicht

korrekt verwendet (Unwissenheit). Diesen Zustand bedauern viele Autoren bzw. schämen sich diesbezüglich für die Deutschen und ihren schlechten Umgang mit ihrer Muttersprache (Verachtung). Sie propagieren deshalb eine patriotische Haltung gegenüber dem Deutschen und dessen Ansehen als „Haupt und HeldenSprache“ (Butschky 1648: Titel). Das Deutsche soll als gleichwertig in der deutschen Gesellschaft, aber auch unter den Ausländern anerkannt werden (Gleichwertigkeit). Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird dann auch die ‚Überlegenheit‘ des Deutschen gegenüber dem Lateinischen, Griechischen und Französischen verkündet (vgl. Stieler 1691: IIIv).

Nach wie vor wird mit der Spracharbeit das Ziel verfolgt, eine hochdeutsche Schriftsprache zu entwickeln und zu kodifizieren. Die Autoritäten, an denen man sich orientieren kann und die als Vorbilder für die Herausbildung von Sprachnormen herangezogen werden sollen, wandeln sich im diachronen Verlauf. Während im 16. Jahrhundert häufiger auf Luther und seine Bibelübersetzung sowie die Kanzleien verwiesen wurde, dienen im 17. Jahrhundert die ‚Fruchtbringende Gesellschaft‘ und ihre Mitglieder, allen voran ‚Opitz‘, ‚Harsdörffer‘ und ‚Schottel‘, als wichtige Autoritäten.

7 18. Jahrhundert

Die deutsche Sprache im 18. Jahrhundert war immer noch uneinheitlich und regional geprägt, was auch auf die fehlende nationale Einheit innerhalb des deutschsprachigen Raumes zurückgeführt werden kann (vgl. Straßner 1995: 192). Frankreich, das in dieser Zeit bereits eine politische und wirtschaftliche Einheit bildete und über eine überregionale Nationalsprache verfügte, war deshalb sowohl für den deutschen Adel als auch für viele deutsche Gelehrte ein Vorbild. Das Französische dominierte vor allem zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch innerhalb der Kommunikation der oberen Gesellschaftsschichten sowie des Adels. Demgegenüber war das Lateinische in den Gelehrtendiskursen stark verwurzelt, u. a. wurden Sprachgesellschaften zur Pflege der lateinischen Sprache innerhalb des deutschsprachigen Raumes gegründet (vgl. Straßner 1995: 192). Eine Zäsur markiert das Erscheinen von Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* im Jahr 1748:

Denn letztlich war die G[ottschedi]sche Grammatik doch der Schottel ihrer Zeit, und bis hin zu Adelungs das 18. Jh. in dieser Hinsicht beschließendem Werk ist sie die Grammatik, auf die man sich zu beziehen hat. (Brekle et al. 1994: 283)

Gottsched und seine Schriften polarisieren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stark, „die zeitgenössische Wirkung der ‚Sprachkunst‘ war daher [...] groß“ (Gardt 1999: 183). Die von Gottsched und seinen Anhänger*innen propagierte meißnische Prestigevarietät wird vor allem von den süddeutschen Autoren heftig kritisiert, die mehrheitlich eine analogistische Position beziehen und den Einbezug aller Mundarten bei der Konstituierung einer hochdeutschen Schriftnorm fordern.

Die Tabelle 7.1 fasst die Attribute zusammen, die aus den 26 analysierten Vorreden (18. Jahrhundert)²⁶⁴ rekonstruiert werden konnten. Zum einen wurden die Attribute aus der Sekundärliteratur abgeleitet, in Kapitel 3.3. zum anderen aus den historischen Primärtexten erschlossen:

264 Vgl. hierzu Kapitel 4.2.1.

Tab. 7.1: Attribute der Frames im 18. Jahrhundert

Attribut	Sub-Attribute 1. Grades
ADRESSATENKREIS	
MOTIVE	(1) PROPÄDEUTIK, (2) SPRACHPATRIOTISMUS, (3) KULTURPATRIOTISMUS, (4) LOKALPATRIOTISMUS
(ANTI-)IDEALE	(1) ANGEMESSENHEIT/GESCHMACK (APTUM), (2) SPRACHRICHTIGKEIT (PURITAS), (3) DEUTLICHKEIT/VERSTÄNDLICHKEIT (PERSPICUITAS), (4) ZWECKGEBUNDENER REDESCHMUCK/NÜTZLICHKEIT (ORNATUS)
BEURTEILUNGSKRITERIEN	(1) REGELHAFTIGKEIT, (2) ALTER, (3) GEBRAUCH
KOGNITIVE (UN-)FÄHIGKEITEN	(1) VERNUNFT, (2) VERSTAND, (3) URTEILSKRAFT, (4) WAHRNEHMUNG/GEFÜHL
(ANTI-)AUTORITÄTEN	(1) INSTITUTIONEN, (2) PERSONEN, (3) SCHRIFTEN
(ANTI-)LEITVARIETÄTEN	(1) REGION, (2) MEDIUM
GRAMMATIK	(1) AUSSPRACHE (PHONOLOGIE), (2) SCHREIBUNG (ORTHOGRAPHIE), (3) MORPHOLOGIE/LEXIK, (4) BEDEUTUNG (SEMANTIK), (5) SYNTAX
DIDAKTIK	(1) ALTE METHODE, (2) NEUE METHODE
POETIK	(1) POET, (2) GEDICHT/POESIE
RHETORIK/REDEKUNST	
SPRACHIDEOLOGIEN	(1) ANALOGISMUS, (2) ANOMALISMUS

Die Motive, die die Autoren im 18. Jahrhundert mit ihren grammatischen Schriften verfolgen, umfassen neben propädeutischen sowie sprachpatriotischen und kulturpatriotischen Aspekten nun auch lokalpatriotische Bestrebungen (LOKALPATRIOTISMUS). Hierunter werden jene Äußerungen zusammengefasst, in denen sich der Autor auf die eigene Heimatregion bezieht und z. B. deren Kultiviertheit sowie wissenschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung positiv hervorhebt (u. a. in Abgrenzung zum obersächsischen Raum).

Im Vergleich zum 17. Jahrhundert ist die sprachideologische Positionierung der Autoren nun noch stärker an deren Wirkungsort bzw. an die Herkunft gebunden. Die (meist mitteldeutschen) Vertreter der anomalistischen Anschauung definieren die obersächsische Varietät der Bildungselite bzw. der oberen Klassen als normkonstituierendes Vorbild (ANOMALISMUS). Nur in Ausnahmefällen, etwa wenn verschiedene

gleichberechtigte Varianten im Gebrauch vorherrschen, solle die Analogie als Beurteilungskriterium herangezogen werden. Die Analogisten, die hauptsächlich in den süddeutschen Gebieten beheimatet sind, wollen hingegen den (schriftlichen) Sprachgebrauch aller deutschen Provinzen einbeziehen und die Formen miteinander vergleichen, um so die gültigen Regeln rekonstruieren zu können (ANALOGISMUS).²⁶⁵

Die hochdeutsche Schriftnorm soll im 18. Jahrhundert der *elocutio*, also den Stilebenen der antiken rhetorischen Formulierungskunst (Angemessenheit/Geschmack (*aptum*), Sprachrichtigkeit (*latinitas*), Verständlichkeit (*perspicuitas*) und Redeschmuck (*ornatus*)), entsprechen (vgl. Knappe 1994: 1026): Die Kategorie des *aptum*²⁶⁶ gibt an, ob ein Ausdruck angemessen bzw. akzeptiert ist, also z. B. dem Gebrauch der besten Schriftsteller oder dem aktuell etablierten Sprachgebrauch entspricht (ANGEMESSENHEIT). Unter dem Ausdruck *Geschmack* wird die Fähigkeit gefasst, angemessen und der Situation sowie dem Rezipient*innen(-kreis) würdig zu sprechen bzw. zu schreiben (GESCHMACK).

Die *puritas*²⁶⁷ beurteilt, ob eine Form korrekt gebildet wurde, etwa durch einen etymologischen Vergleich. In diesem Zusammenhang verweisen die Grammatiker häufig auf den Sprachpurismus, z. T. auch auf den Fremdwortpurismus, als Möglichkeiten zur Herstellung sprachlicher Korrektheit.

Darüber hinaus soll die hochdeutsche Schriftnorm auch überregional verständlich sein, also dem Kriterium der *perspicuitas*²⁶⁸ entsprechen (DEUTLICHKEIT & VERSTÄNDLICHKEIT), und zweckgebundene (nützliche) Stilmittel (REDESCHMUCK & NÜTZLICHKEIT) im Sinne des *ornatus*²⁶⁹ enthalten.

Im Rahmen der Spracharbeit werden verschiedene Teildisziplinen untersucht: ORTHOGRAPHIE, MORPHOLOGIE/LEXIK, PHONOLOGIE/AUSSPRACHE, SYNTAX & SEMANTIK. Um beurteilen zu können, was z. B. eine Schreibweise ausmacht, die sich durch Geschmack, Richtigkeit, Verständlichkeit und Nützlichkeit auszeichnet, ziehen die Grammatiker Stilkriterien aus der antiken Rhetorik heran. Die Schreibweise muss demnach regelhaft sein, also den sprachinhärenten Regeln entsprechen, die aus dem Vergleich der ursprünglichen Formen rekonstruiert werden (REGELHAFTIGKEIT &

265 Für nähere Erläuterungen zum Attribut *Sprachideologien* siehe Einführendes in Kapitel 6.

266 Dem *aptum* können die Attribute SITTLICHKEIT, ANGENEHMHEIT, VOLLKOMMENHEIT sowie ex negativo das Attribut BEDEUTUNGSLOSIGKEIT zugeordnet werden.

267 Der *puritas* können die Attribute SPRACHPURISMUS, FREMDWORTPURISMUS, EINHEITLICHKEIT, REINHEIT, KLARHEIT, URSPRÜNGLICHKEIT, NATÜRLICHKEIT, WISSENSCHAFTLICHKEIT und ex negativo die Attribute FREMDWÖRTER und FEHLERHAFTIGKEIT zugeordnet werden.

268 Der *perspicuitas* können die Attribute KOMMUNIKATIONSRADIUS, ALLGEMEINGÜLTIGKEIT und ex negativo die Attribute DUNKELHEIT, REGIONALITÄT und ZERSPLITTERUNG zugeordnet werden.

269 Dem *ornatus* können die Attribute KÜRZE, WORTREICHTUM, ZIERLICHKEIT, MÄNNLICHKEIT, ZÄRTLICHKEIT, PRACHT & STÄRKE zugeordnet werden.

ALTER). Darüber hinaus muss untersucht werden, ob die Schreibweise dem Sprachgebrauch der Gebildeten bzw. der besten Schriftsteller entspricht bzw. sich am etablierten (schriftlichen) Gebrauch orientiert (GEBRAUCH).

Um überhaupt ein sinnvolles Urteil treffen zu können, bedarf es der VERNUNFT. Sie ist, als höchste moralische Instanz, der SINNLICHEN WAHRNEHMUNG, dem VERSTAND und der URTEILSKRAFT übergeordnet. Auf Grundlage des Verstandes ist es dem Menschen möglich, sich von den sinnlichen Eindrücken eigene Begriffe zu machen (WISSEN) – wobei die sinnliche Wahrnehmung und der Verstand sich gegenseitig bedingen – und: „Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“ (Kant 1781: 51). Um ein Verständnis von der deutschen Sprache zu erlangen, müssen die Sprecher*innen bzw. Schreiber*innen zum einen fleißig die Schriften der besten Autoren studieren (FLEISS) und nach deren Vorbild üben (ÜBUNG), zum anderen sind aber auch ein gewisses Talent (TALENT) sowie Geschicklichkeit im Umgang mit der deutschen Sprache nötig (GESCHICKLICHKEIT). Manche Autoren führen die Besonderheiten in der Aussprache auch auf die Beschaffenheit des menschlichen Sprechapparats (PHYSIS) zurück, der je nach Region, in der die Sprecher*innen geboren sind, unterschiedlich ausgeprägt ist.²⁷⁰ Die Verstandesfähigkeit und die Vernunft bilden die kognitiven Grundlagen zur Konstituierung der hochdeutschen Sprachnorm.

Auch im 18. Jahrhundert wird die deutsche Sprache entsprechend der zugrunde liegenden Disziplin (GRAMMATIK, DIDAKTIK & POETIK) bearbeitet. Allerdings rückt nun in den Vorreden die RHETORIK näher in den Fokus, wie bereits anhand der rhetorischen Stilideale und Beurteilungskriterien ersichtlich wird.

Die im Folgenden analysierten Schriften wurden in fünf Kategorien eingeteilt:

- Schriften vor Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* (1748),
- Schriften der mitteldeutschen Autoren,
- Schriften der süddeutschen Autoren,
- Schriften der norddeutschen Autoren.

Das Jahr 1748, das Erscheinungsjahr von Gottscheds *Deutscher Sprachkunst*, markiert eine Zäsur innerhalb des Sprachnormierungsdiskurses des 18. Jahrhunderts. Jellinek (1913: 228) merkt diesbezüglich an, dass es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar „mannigfache Ansätze zur Umgestaltung des Gebäudes der deutschen Grammatik“ gegeben habe, sich jedoch keiner dieser Ansätze durchsetzen konnte. Seit der Arbeit von Schottel, die inzwischen als veraltet galt, war noch kein allgemein anerkanntes Lehrbuch entstanden (vgl. Jellinek 1913: 228). Dies änderte sich erst mit dem

²⁷⁰ Vgl. hierzu die Erläuterungen in Kapitel 7.1.5.3.

Erscheinen von Gottscheds *Sprachkunst* (1748), woraufhin der Normierungsdiskurs wieder neu entfachte und die einzelnen deutschen Sprachlandschaften stärker in den Fokus rückten. Neben der Gruppe der mitteldeutschen Autoren um Gottsched und Adelung prägten auch die süddeutschen und die niederdeutschen Autoren den Diskurs.²⁷¹

7.1 Schriften vor Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* (1748)

7.1.1 *Teutsch* in Longolius' *Einleitung zu gründlicher Erkänntniß* (1715)

Der in Meißen geborene Johann Daniel Longolius studierte neben Philosophie und Mathematik auch Medizin und arbeitete später als Arzt innerhalb Sachsens, nachdem er sich vergeblich um ein Schulamt beworben hatte (vgl. Brekle et al. 1997: 374f.). Neben medizinischen und mathematischen Schriften verfasste Longolius auch ein sprachwissenschaftliches Werk, die *Einleitung zu gründlicher Erkänntniß*.

Die deutsche Sprache wird darin als Exempel für eine universale Sprachtheorie herangezogen, mit besonderem Schwerpunkt auf Rhetorik und Poetik (vgl. Brekle et al. 1997: 375). In dem insgesamt drei Teile umfassenden Werk wird zunächst über die Sprachen allgemein referiert, daran anschließend eine didaktische Konzeption nach der Lehre Ratkes ausgearbeitet und schließlich im letzten Teil die grammatische Struktur der deutschen Sprache erörtert (vgl. Brekle et al. 1997: 375). Das aufklärerische Ideal der Nützlichkeit ist ein wichtiges Motiv für Longolius' Auseinandersetzung mit dem Deutschen. Für ihn dient vor allem das Obersächsische als Normvorbild zur Konstituierung einer allgemeinen deutschen Schriftsprache (vgl. Longolius 1715: b4r).

Aus dem Motiv, eine „alte/schwere und verworrene/[...] aber sehr nützliche Sache/auf eine gründliche/leichte und angenehme Arth fürzutragen“ (Longolius 1715: a5r), kann Longolius' grundlegende Sprachauffassung abgeleitet werden. Die deutsche Sprache bzw. die Spracharbeit, die er hier als „Sache“²⁷² bezeichnet, könne mittels der Eigenschaften *alt*, *schwer*, *verworren* und *nützlich* umschrieben werden. Sowohl das Alter der deutschen Sprache als auch ihre Nützlichkeit, z. B. im schulischen Kontext, werden als positive Eigenschaften angesehen. Die schwere

²⁷¹ Diese inhaltliche Einteilung des Diskurses im 18. Jahrhundert nehmen auch Faulstich (2008), Gardt (1999) und Haas (1980) vor.

²⁷² Longolius (1715) orientiert sich hier an der sprachphilosophischen Auffassung Quintilians von *res* und *verba*: Sachen bzw. Sachverhalte (*res*; das, was bezeichnet wird) werden durch Wörter (*verba*; also dem, was bezeichnet) ausgedrückt. Longolius verwendet hier eine wörtliche Übersetzung von *res* als ‚Sache‘ (vgl. Gardt 1999: 160).

Erlernbarkeit sowie die Verworrenheit ihrer grammatischen Regeln sind hingegen Probleme, die durch die Spracharbeit gelöst werden müssen. Die genannten Eigenschaften *verworren* und *schwer* sind nach Gardt (1999: 174) „um die Mitte des 18. Jahrhunderts [...] geradezu prototypisch[e] negative[] Spracheigenschaften“, die häufig lichtmetaphorisch gebraucht werden.

Longolius (1715: a6r) ist bestrebt, die deutsche Sprache auf eine leichte und angenehme, aber zugleich gründliche Art in seiner Schrift zu vermitteln. Das Attribut *gründlich* ist auf die Grundrichtigkeit der deutschen Sprache bezogen, die vor allem von den Analogisten propagiert wird und darauf beruht, dass die grammatischen Regeln bereits in der Natur der Sprache angelegt sind und nur aus den alten (Wort-)Formen (Stammwörtern) rekonstruiert bzw. abgeleitet werden müssen.

Die Nützlichkeit und Deutlichkeit, im Sinne der Verständlichkeit der deutschen Sprache, als Argumente für die (wissenschaftliche) Auseinandersetzung, benennt Longolius (1715: Titel) schon im Titel seiner Schrift und hebt diese als zentrale Kategorien seiner Sprachauffassung hervor: Zum einen versucht er durch seine Spracharbeit die Deutlichkeit bzw. Verständlichkeit des Deutschen zu verbessern (DEUTLICHKEIT), zum anderen soll auch dessen Nutzen für die Deutschen hervorgehoben werden (NÜTZLICHKEIT). So soll die *Einleitung zu gründlicher Erkenntniß* nicht nur „der Teutschen Eloqvantz und Sprachkunst dienen“ (SPRACHPATRIOTISMUS), sondern auch „Nutzen und Ruhm unsers werthen Vaterlandes fördern“ (Longolius 1715: a6r) (KULTURPATRIOTISMUS).

Longolius (1715: a6r) appelliert an seine Leserschaft, dass sie ihm jene Stellen im Werk aufzeigen sollen, die „nicht fundamentel/oder nicht leicht und deutlich/oder aber nicht angenehm genug gewesen“ seien. Dabei müsse jedoch die „eigene Vernunft zu Rathe“ (Longolius 1715: a5v) gezogen werden,²⁷³ diese stellt die wichtigste Voraussetzung für die zielführende Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache dar (VERNUNFT).²⁷⁴

²⁷³ In der Rhetorik des 18. Jahrhunderts galt die Vernunft „als höchste[s] Erkenntnisvermögen im Rahmen der rationalistischen Philosophie“ (Gardt 1999: 166). Entsprechend der Drei-Stil-Lehre zeichnet sich der mittlere Stil des bürgerlichen Standes durch seine Leichtigkeit, Natürlichkeit und Vernunft aus (vgl. Gardt 1999: 166). Auch Longolius (1715) scheint in seiner Schrift den mittleren Stil vermitteln zu wollen.

²⁷⁴ Vgl. hierzu die Abbildung 7.1.

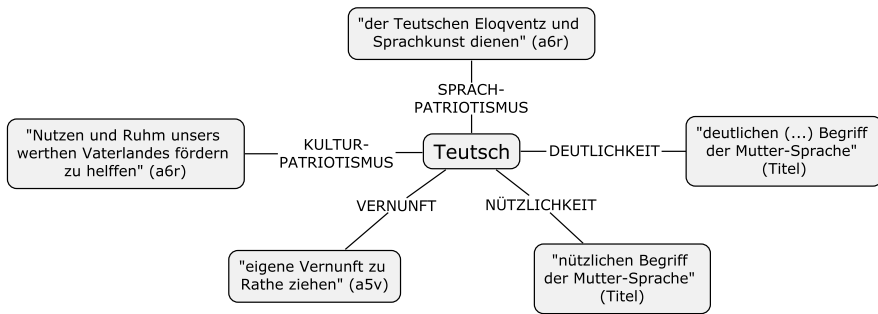


Abb. 7.1: Token-Frame *Teutsch* rekonstruiert aus Longolius' *Einleitung zu gründlicher Erkäntniß* (1715)

7.1.2 *Teutsch* in Freyers *Anweisung zur teutschen Orthographie* (1728)

Hieronymus Freyer, der in Brandenburg geboren wurde und später in Halle als Lehrer und Leiter des Pädagogiums tätig war, legte mit seiner *Anweisung zur teutschen Orthographie* ein Lehrerhandbuch vor, das im Rahmen seiner didaktischen Arbeit entstand (vgl. Brekle et al. 1994: 129f.).

Freyer (1728: 5v) wendet sich explizit an die „liebe[] Schuljugend“ (ADRESSATENKREIS), der er ein Regelwerk an die Hand geben möchte, nach dem sie sich richten könne. Die Erarbeitung und schriftliche Darstellung der deutschen Regeln sei, nach Ansicht von Freyer (1728: 2r), „inzwischen [...] keine unnöthige oder unnützliche Bemühung“ mehr (SPRACHARBEIT NÜTZLICHKEIT), sondern vielmehr eine dringende Notwendigkeit, da in den öffentlichen Schulen (INSTITUTION ‚Schule‘) keiner „weiß/welche oder wessen Schreibart am sichersten zum Muster“ (Freyer 1728: 2v) zu verwenden sei. Hier möchte Freyer (1728: 2v) für Abhilfe sorgen, indem er in seiner *Anweisung* „Grund [...] oder [...] Regel [...] [aufzeige, Einfügung: V. S.] nach welcher man sich [...] richten [...] könne“ (UNWISSENHEIT).

Die Regeln leitet Freyer (1728: 3v) nach dem schriftlichen GEBRAUCH („usum scribendi“) ab und zusätzlich „durch eine hinlängliche Analogie“ (ANALOGIE). Der Autor verfolgt also ein hybrides Konzept: Prinzipiell dienen der schriftliche Sprachgebrauch bzw. die etablierten Formen als Grundlage für die Normierung. Allerdings wird immer dann ein Vergleich mit den älteren Formen (Stammwörtern) vorgenommen, wenn aktuell zwei oder mehrere Formen nebeneinander bestehen und sich noch keine Leitvariante ausgebildet hat. Scharloth (2005: 239) spricht hier von einem „durch einen Analogismus gemilderten Anomalismus“.

Im Hinblick auf die Orthographie nimmt Freyer (1728: 4r) eher eine tolerante Position ein: Er gesteht dem Leser zu, „nach seiner gewohnten Schreibart [...] [zu schreiben, Einfügung: V. S.] wenn der Zweck erhalten [bleibe, Einfügung: V. S.]“

(Freyer 1728: 4r) und nicht Formen verwendet werden, die sich gegen den Gebrauch wenden.

Das Prinzip der Einheitlichkeit solle stets gewahrt bleiben und die Jugend müsse „immer wieder auf einen gewissen Grund“ (Freyer 1728: 5r) zurückgeführt werden. Die willkürliche Auslassung von Buchstaben, z. B. im Druck, und die daraus resultierende uneinheitliche Schreibung kritisiert Freyer als schädlich, da hier keine vernünftige Ursache für die abweichende Schreibart gegeben sei (vgl. Freyer 1728: 5v).

Ähnlich wie bereits Longolius (1715) ist auch für Freyer (1728: 3r) das Argument der Nützlichkeit zentral für seine Spracharbeit, denn er möchte „den Nutzen der Jugend [...] befördern“, also den Unterricht und das Erlernen der deutschen Sprache positiv beeinflussen und der Jugend dadurch zu mehr Verständnis von der eigenen Muttersprache verhelfen (NÜTZLICHKEIT). Zwar benennt er in seiner Vorrede keine herausgehobene, normkonstituierende Sprachlandschaft, im weiteren Verlauf seiner Ausführungen legt Freyer (1728: 8) jedoch jene Aussprache als „reinste und beste“ fest, „die man in Leipzig [und, Einfügung: V. S.] Halle“ verwendet und die gemeinhin unter dem „Namen der Hochdeutschen Sprache“ bekannt sei.²⁷⁵

²⁷⁵ Vgl. hierzu die Abbildung 7.2.

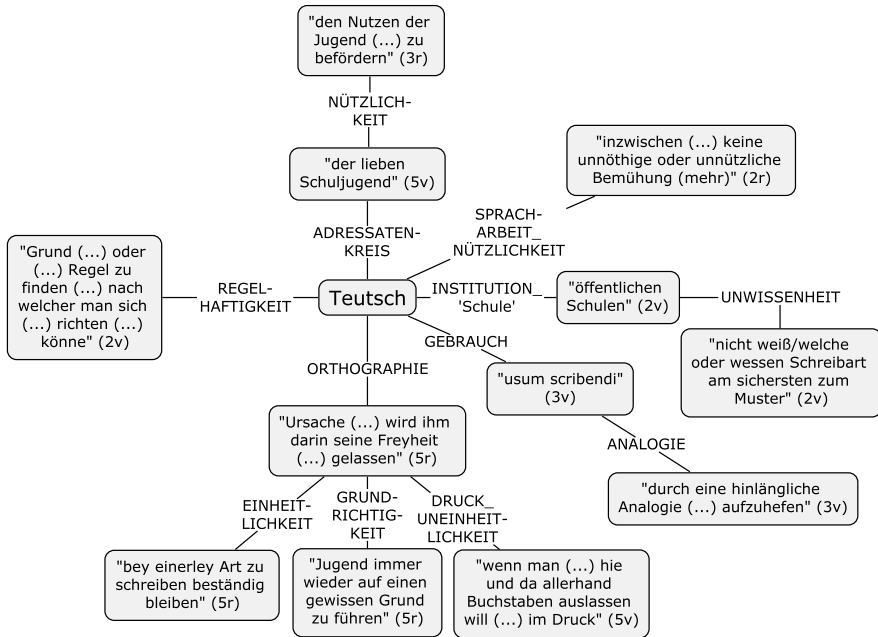


Abb. 7.2: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Freyers *Anweisung zur teutschen Orthographie* (1728)

7.1.3 *Deutsch in Frischs Kommentierter Ausgabe von Bödikers Grundsätzen der Deutschen Sprache (1729)*

1666 wird Johann Leonhard Frisch in der Oberpfalz geboren. Er besucht in Nürnberg die Schule sowie die Universität (vgl. Brekle et al. 1994: 142) und verfasst später neben naturwissenschaftlichen Studien auch erste vergleichende Wörterbücher sowie weitere sprachwissenschaftliche Schriften, wie etwa eine kommentierte Ausgabe zu Bödikers *Grundsätzen der Deutschen Sprache*.

Mit dieser neuen und vermehrten Ausgabe möchte Frisch (1729: 3r) dem von ihm verehrten Bödiker ein Andenken setzen (AUTORITÄT ‚Bödiker‘) und zugleich zur Verbesserung von dessen Sprachlehre beitragen. Frischs Motiv ist es, die deutsche Sprache in (einheitliche) Regeln zu fassen (REGELHAFTIGKEIT), die sich am „vernünftigen Gebrauch“ (Frisch 1729: 4v) orientieren (GEBRAUCH) und nicht am Eigensinn mancher Sprachgelehrter. Hier bezieht sich Frisch (1729: 3v) wohl auf die katholischen Sprachgelehrten, die Regeln propagieren, die ihnen ihr „Grammaticalischer Pabst-Geist vorgeschrieben hat“ und damit zum einen die deutsche Sprache für ihre Zwecke missbrauchen und zum anderen die Jugend mit ihren unvernünftigen Regeln verwirren (ANTIAUTORITÄT ‚Katholische Gelehrte‘).

Gerade im Hinblick auf die beiden anvisierten Zielgruppen, die jungen Studierenden (ADRESSATENKREIS ‚Jugend‘) sowie diejenigen „von fremder Nation“ (Frisch 1729: 2v) (ADRESSATENKREIS ‚Ausländer‘), sei es jedoch besonders wichtig, die Schreibung eines Wortes anhand „gründlichere[r] Ursachen“ zu erklären (REGELHAFTIGKEIT), „ohne [...] zu verketzern“ (Frisch 1729: 3v). Dementsprechend vertritt Frisch (1729: 3v) eine sehr liberale Haltung, wenn er zum einen den Schreiber*innen zugesteht, ihrer „Gewohnheit [zu, Einfügung: V. S.] folgen“ (GEBRAUCH) und zum anderen an die Schreiber*innen aller Stände appelliert, dass diese auf Basis ihrer Vernunft die richtige Schreibart wählen und nicht einem ‚Grammatik-Papst‘ folgen sollen.²⁷⁶

²⁷⁶ Vgl. hierzu die Abbildung 7.3.

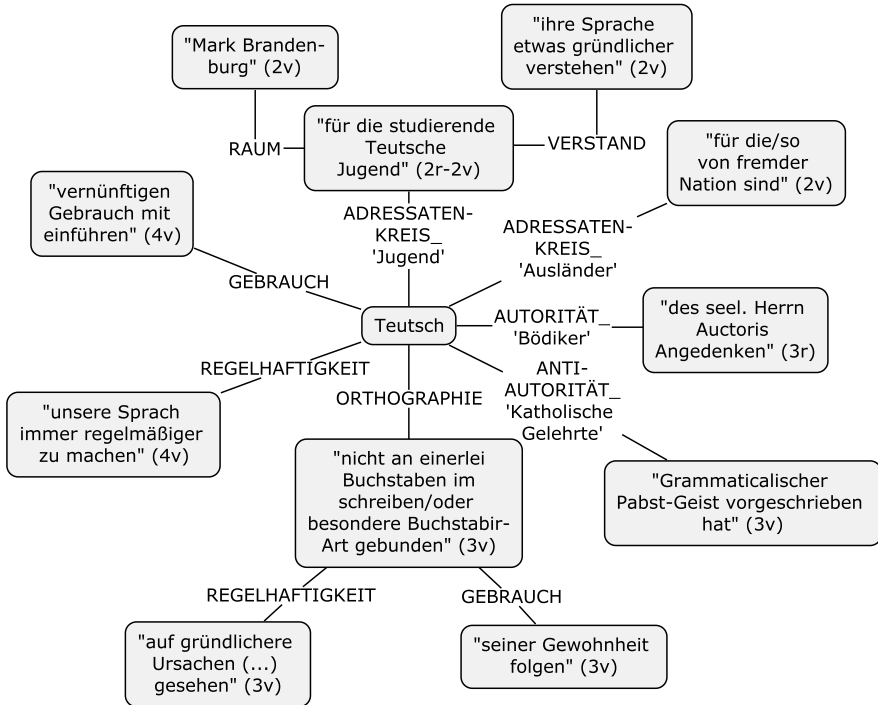


Abb. 7.3: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Frischs Kommentierter Ausgabe von Bödikers *Grundsätzen der Teutschen Sprache* (1729)

7.1.4 *Deutsch in Lochners Teutscher Orthographie (1735)*

Johann Hieronymus Lochner wird 1700 im Nürnberger Raum geboren und ist hier auch zeitlebens tätig, u. a. als Lehrer und Konrektor an einer Nürnberger Schule (vgl. Brekle et al. 1997: 360). Die *Neu verbesserte Teutsche Orthographie* ist das einzige sprachwissenschaftliche Werk Lochners. Die darin enthaltenen Erkenntnisse entspringen der Schottelschen Tradition (vgl. Brekle et al. 1997: 364).

Die *Teutsche Orthographie* soll sich zum einen an „der unter den heutigen Gelehrten üblichen Art, zu schreiben“ (Lochner 1735: Titel) (GEBRAUCH ‚Gelehrte‘) orientieren und „[vereine, Einfügung: V. S.] usum mit den Reguln“ (Lochner 1735: 6r) (SPRACHIDEOLOGIE). Der schriftliche Sprachgebrauch der Gelehrten solle die Basis für die Sprachnormierung bilden, folglich kann eine anomalistische Grundtendenz abgeleitet werden. In unklaren Fällen, etwa wenn zwei oder mehrere Varianten gleichberechtigt nebeneinander bestehen, müsse ein Vergleich mit den ursprünglichen (historischen) Formen gezogen werden. Dementsprechend sind bei Lochner (1735: 6r) auch analogistische Tendenzen zu ermitteln, wenn er davon ausgeht, dass die (grundrichtigen) Regeln der deutschen Sprache bereits inhärent seien und deren Fundament bildeten: „alle Reguln aus dem Grund und Eigenschaft der Sprache selbst [...] herzuholen“ (GRUNDRICHTIGKEIT). Diese müssten von den Gelehrten „durch gründliche deduction, und genugsame Untersuchung der Sprach“ (Lochner 1735: 3v) abgeleitet (VERSTAND) und begründet werden („nichts ohne beygefügte raison gesetzt“, Lochner (1735: 6r)) (URTEILSKRAFT).

Die vernünftige und begründete Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache stellt die Grundvoraussetzung für die gelingende Spracharbeit dar. Entsprechend ist es nur folgerichtig, dass sich Lochner (1735: 6r) für einen hybriden Ansatz zur Sprachnormierung entscheidet, der einerseits aus „festen und unumstöslichen principiis hergeleitet [ist, Einfügung: V. S.]“ (REGELHAFTIGKEIT) und andererseits „vornemlich aber den usum“ als Normierungsgrundlage anerkennt. Lochner kombiniert sinnvoll beide Normierungsstrategien miteinander, so „wie es beinahe alle Sprachkundler des dominanten Diskurses“ (Scharloth 2005: 239) praktizieren.²⁷⁷

Gleich zu Beginn seiner Vorrede rechtfertigt sich Lochner (1735: 2r) für eventuelle Fehler bzw. Unklarheiten in seiner *Teutschen Orthographie*, in der er, „wenn es als denn mit dem Druck nicht desto schneller gegangen wäre [...], noch mehreres würde geändert haben“. Außerdem versucht er, eventuellen Plagiatsvorwürfen der Kritiker vorzubeugen, indem er bekundet, „andere Autores weder zum Grund geleyet [...] noch einmal gebrauchet [zu haben, Einfügung: V. S.]“ (Lochner 1735: 4v).²⁷⁸

²⁷⁷ Für weiterführende Erläuterungen zum dominanten Diskurs und Gegendiskurs im 18. Jahrhundert nach Scharloth (2005) siehe Kapitel 3.2.2.3.

²⁷⁸ Vgl. hierzu die Abbildung 7.4.

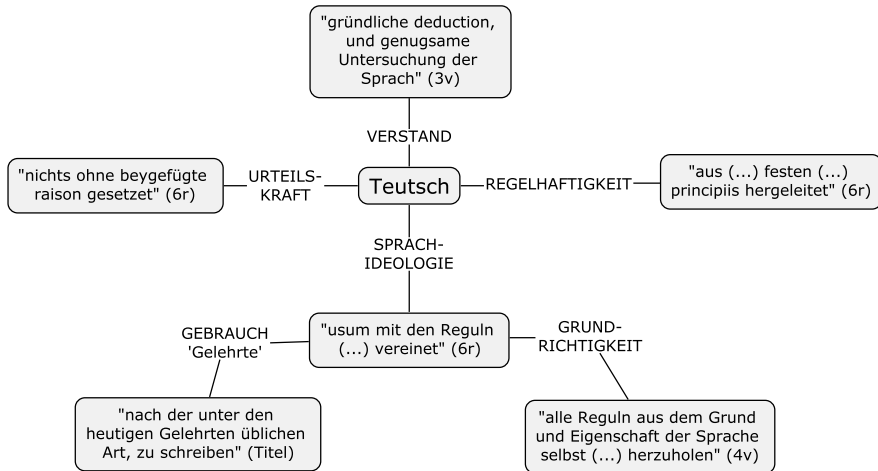


Abb. 7.4: Token-Frame *Teutsch* rekonstruiert aus Lochners *Teutscher Orthographie* (1735)

7.1.5 Exkurs: Schriften der Poetiker vor 1748

Die Dichtkunst diente im 18. Jahrhundert u. a. dazu, die deutsche Sprache in kunstfertige Regeln zu setzen und damit ihre Kunstfähigkeit (Grammatikabilität) zu demonstrieren. Darüber hinaus war die Sprachreinigung eines der Ziele der Poetiker, denn die Dichtung sollte zum einen das Deutsche von fehlerhaften Formen befreien und zum anderen ihre ursprüngliche Schönheit erhalten. Die Aufgabe der Grammatiker war es, die Zweckmäßigkeit dieser Regeln zu diskutieren und sie zu kodifizieren.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts treten u. a. die Dichter*innen des Sturm und Drang sowie deren literarische Werke in den Fokus. Sie prägen mit ihrem Schreibstil auch die hochdeutsche Schriftnorm und werden von den Grammatikern als Vorbilder benannt. Die im Folgenden analysierten Vorreden aus dichtungstheoretischen Schriften (Poetiken) dienten den Dichter*innen zur Orientierung und wurden, z. B. in den Briefwechseln der Dichter*innen und Schriftgelehrten, diskutiert.²⁷⁹

7.1.5.1 *Teutsch* in Weichmanns *Poesie der Nieder-Sachsen* (1721)

Weichmann (1721: 36) ist ein großer Verfechter der Gleichberechtigung der deutschen Sprache neben den anderen Hauptsprachen und appelliert an seine Leserschaft:

²⁷⁹ So wird z. B. die *Dichtkunst* von Gottsched (1730) von den Dichtern des Sturm und Drang heftig kritisiert, vor allem von Lessing und Goethe.

„alle Sprachen in gleichen Stand [zu, Einfügung: V. S.] setzen“. Sein Hauptanliegen gilt klar dem Deutschen sowie der „Vertheidigung unserer Sprache“ (Weichmann 1721: 37) (SPRACHPATRIOTISMUS). Er bedauert, dass die Deutschen ihre Muttersprache nicht anerkennen wollen und einen „eingeflößeten Ekel für ihre Sprache“ (Weichmann 1721: 11) entwickelt hätten (ANTIAUTORITÄT ‚Deutsche‘). Diese negativen Assoziationen zur eigenen Sprache sei den Deutschen von den Franzosen vermittelt worden, die das Französische hochhalten (FREMDSPRACHENVEREHRUNG) und das Deutsche hingegen als „plumpe und bäurische Sprache“ (Weichmann 1721: 21) bewerten (VERACHTUNG).

So setzte etwa der französische Poet „P. Bouhours“ (Weichmann 1721: 10), mit dessen Ansichten und Werk sich Weichmann dezidiert in seiner Vorrede auseinandersetzt (ANTIAUTORITÄT ‚Bouhours‘), „die Teutschen mit den Russen in eine[] Ordnung“ (Weichmann 1721: 12) (ANTIAUTORITÄT ‚Deutsche‘), was Weichmann heftig kritisiert. Er führt Bouhours Einstellung gegenüber den Deutschen und ihrer Sprache auf dessen Unkenntnis bzw. Unverständnis zurück, da Bouhours weder über Kenntnisse des Deutschen verfüge, noch seine eigene Muttersprache fehlerfrei gebrauchen könne (vgl. Weichmann 1721: 13). Stattdessen würde er nur „seine Nation [erheben, Einfügung: V. S.]“ (Weichmann 1721: 12) (AUTORITÄT ‚Frankreich‘) und die Deutschen folgten ihm, indem sie das „Französische so eifrig [...] treiben“ (Weichmann 1721: 16), aber das Deutsche verschmähen.

Im Hinblick auf die gesellschaftliche Abwertung des Deutschen und die Hochhaltung des Französischen versucht Weichmann (1721: 15), eine neue Perspektive zu eröffnen und erklärt der Leserschaft, dass „keine von den Sprachen ganz vollkommen [...] [sei, aber, Einfügung: V. S.] [...] alle Sprachen/ohne einzige Ausnahme/dieser Vollkommenheit fähig seien“ (VOLLKOMMENHEIT). Diese hänge jedoch vom Talent und vom Fleiß der Gelehrten und Autoren ab, die sich mit der Sprache beschäftigen.

Weichmann (1721: 35) argumentiert u. a. mit dem hohen Alter der deutschen Sprache, die „eine der ältesten Haupt- und Grund-Sprachen [sei, Einfügung: V. S.]“ (ALTER) sowie mit ihrem Kommunikationsradius („in eben so vielen entfernten Ländern [wie das Französische]“, Weichmann (1721: 17)) (KOMMUNIKATIONSRADIUS), um die Güte bzw. Ebenbürtigkeit der eigenen Muttersprache gegenüber dem Französischen zu demonstrieren.

Innerhalb des deutschsprachigen Raumes differenziert Weichmann (1721: 21) zwischen der Mundart der „Obersachsen“ und „Nieder-Sachsen“ einerseits und der Sprache der „Schweizer[]/Schwaben oder Oesterreicher[]“ andererseits (ANTIAUTORITÄT ‚Süden‘). Letztere hätten tatsächlich eine „verdorbene[]/oder [...] verfälschte[] Mund-Ahrt[]“ (Weichmann 1721: 21f.) und dementsprechend auch Bouhours’ Hohn verdient. Das Meißnische sei hingegen eine besonders reine Mundart (vgl. Weichmann 1721: 21) (LEITVARIETÄT ‚Meißnisch‘) ebenso wie die niedersächsische Sprache (LEITVARIETÄT ‚Niedersächsisch‘), aus der das Obersächsische abgeleitet ist (vgl. Weichmann 1721: 21) (ALTER). Diesbezüglich geht Weichmann (1721: 6) auf den Positionswechsel der

Obersachsen ein, die in der Vergangenheit die Ansicht vertreten hätten, dass „kein Nieder-Sachse im Hoch-Teutschen ein guter Poet [sein könne, Einfügung: V. S.]“, nun aber den Niedersachsen „den vornehmsten Platz mit eingeräumt [hätten, Einfügung: V. S.]“.

Die Poeten nehmen innerhalb des Sprachnormierungsdiskurses für Weichmann (1721: 1) eine herausragende Position ein, da sich „[d]iejenigen/so von den Grund-Regeln der Sprachen geschrieben [...] nach dem eingeführten Gebrauch der Poeten richten müssen“ (AUTORITÄT ‚Poeten‘). Die Poetik könne, so Weichmann (1721: 1), „zu dem Wachstum der Sprachen gar vieles beytragen“ (NÜTZLICHKEIT) und müsse dementsprechend mehr wertgeschätzt werden.²⁸⁰

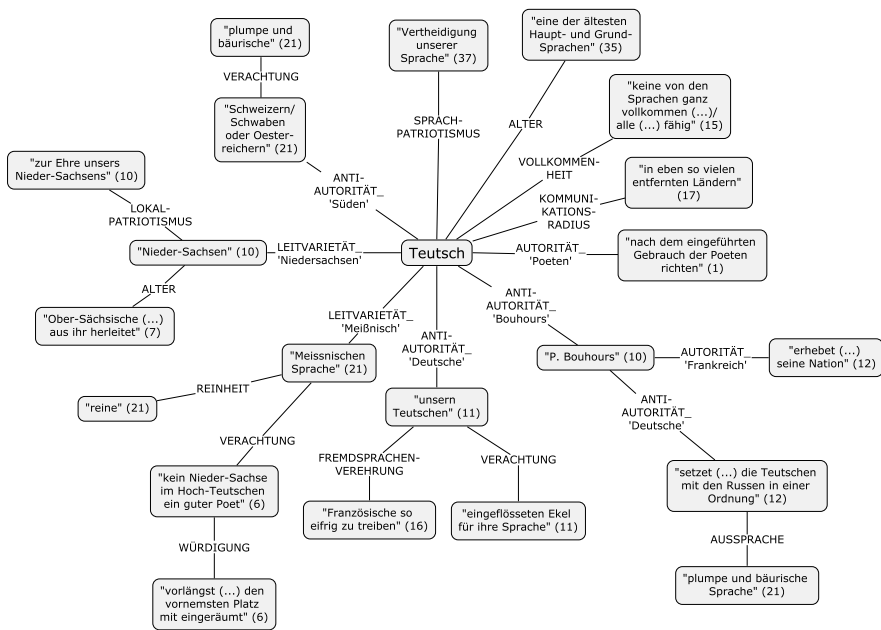


Abb. 7.5: Token-Frame *Teutsch* rekonstruiert aus Weichmanns *Poesie der Nieder-Sachsen* (1721)

7.1.5.2 *Deutsch* in Gottscheds *Dichtkunst* (1730)

Neben seinem Hauptwerk, der *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst* (1748), verfasste Gottsched auch literaturtheoretische Arbeiten, darunter den *Versuch ei-*

²⁸⁰ Vgl. hierzu die Abbildung 7.5.

ner *critischen Dichtkunst*. Mit Veröffentlichung dieses Werks im Jahr 1730 erhielt Gottsched auch eine Professur für Poesie an der Universität Leipzig (vgl. Brekle et al. 1994: 281). Im Gegensatz zu seinen grammatischen Schriften wurden seine poetologischen Arbeiten weit weniger von der (gelehrten) Öffentlichkeit rezipiert und aufgenommen (vgl. Brekle et al. 1994: 282).

In der Vorrede zur *Dichtkunst* erläutert Gottsched (1730: 16) dezidiert seinen Begriff von *Kritik*, die er auch als „Beurtheilungs-Kunst“ bezeichnet. Im Zentrum dieser steht die „Untersuchung eines Dinges nach seinen [...] gehörigen Grundregeln“, wobei sich das ‚Ding‘ (*res*) ausschließlich „auf die freyen Künste [...] erstrecke“ (Gottsched 1730: 16). Gottsched (1730: 17) geht in diesem Zusammenhang auch auf die Rechtfertigungen einiger schlechter Autoren in ihren Vorreden ein, die „Furcht vor den Criticis“ hätten (FURCHT), weil sie „die Feder [ergreifen, Einfügung: V. S.], ehe sie noch wissen, wie man recht schreiben müsse“ (GEBRAUCH ‚Schlechte Scribenten‘). Diese Rechtfertigung hinsichtlich der Eigenständigkeit und Güte der eigenen Arbeit durch den jeweiligen Autor ist häufiger Bestandteil der Grammatiken und Sprachlehren des 17. Jahrhunderts, vor allem des 18. Jahrhunderts. Durch die Kritik sei es erst möglich, so Gottsched (1730: 18), „schlechte Schriftsteller [zu, Einfügung: V. S.] sehen; und [...] angehende Scribenten [zu, Einfügung: V. S.] warnen“ (URTEILSKRAFT). Jene Autoren, die ihre „Sachen nach den wahren Kunstregeln ausgearbeitet [haben, Einfügung: V. S.]“ (Gottsched 1730: 18), müssten die Kritiker hingegen nicht scheuen (GEBRAUCH ‚Berühmte Scribenten‘).

Ein guter Kritiker (AUTORITÄT ‚Kritiker‘) sei folglich in der Lage, „vernünftig [...] zu prüfen und richtig zu beurtheilen“ (Gottsched 1730: 16) (VERNUNFT), weil er die „Regeln der freyen Künste philosophisch eingesehen [hätte, Einfügung: V. S.]“ (Gottsched 1730: 16) (VERSTAND). Als besonders vorbildlich ordnet Gottsched (1730: 16f.) zum einen die kritische Schrift „Advice to an Author“ von „Shaftesbury“ ein (AUTORITÄT ‚Shaftesbury‘) und zum anderen die auf dessen Schrift bezogenen Verweise von „Hr. von Leibnitz“ (Gottsched 1730: 24) (AUTORITÄT ‚Leibniz‘).

Nach Auffassung von Gottsched (1730: 26) ist ein guter Poet ein „Nachahmer der Natur“ (AUTORITÄT ‚Poet‘) bzw. kann die Poesie als die „vernünftige Nachahmung der Natur“ definiert werden (POESIE). D. h., dass sich die Poeten an der natürlichen Sprache/Sprechweise orientieren sollen und deren grundrichtige Regeln kennen müssen (REGELHAFTIGKEIT), um ‚vernünftig‘ dichten zu können. Der „gute Geschmack“ (GESCHMACK) bzw. die Dichtkunst sind dementsprechend erlernbar und bedürfen „einer Anführung darinn“ (Gottsched 1730: 26) (ÜBUNG). Als ‚Anführung‘ soll auch die *Critische Dichtkunst* von den angehenden Poeten sowie Kritikern herangezogen

werden (ADRESSATENKREIS) und diesen dazu dienen, „vernünftig urtheilen [zu können, Einfügung: V. S.]“ (Gottsched 1730: 22).²⁸¹

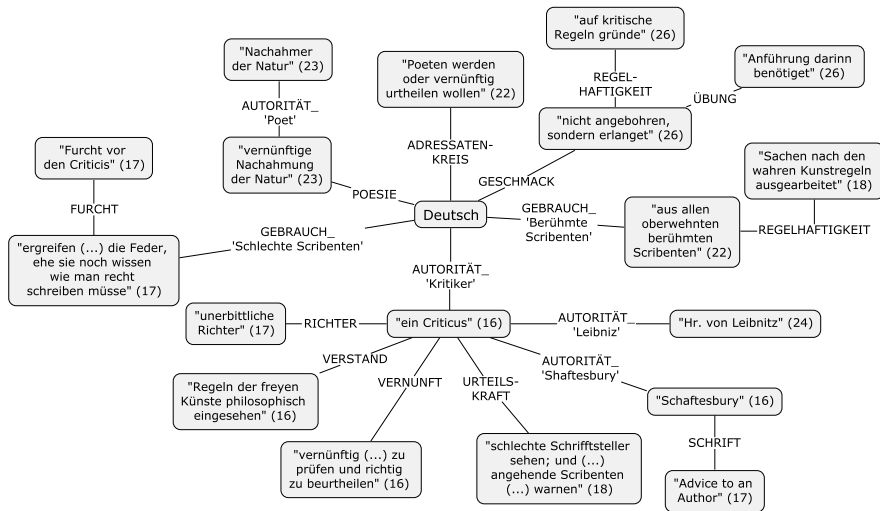


Abb. 7.6: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Gottscheds *Dichtkunst* (1730)

7.1.5.3 *Deutsch* in Breitingers *Dichtkunst* (1740)

Die Vorrede zu Johann Jakob Breitingers Fortsetzung der *Critischen Dichtkunst* wurde von dessen Freund Johann Jakob Bodmer verfasst. Zwar ist davon auszugehen, dass die beiden sich über deren Inhalt austauschten, die darin enthalten Ansichten zur (deutschen) Sprache sind jedoch explizit die Bodmers.

Die Vorrede leitet Bodmer mit seiner Auffassung von Sprache und Mundart ein. So gäbe es in „gantz Deutschland [...] auf den Grund und Stamm nur eine Sprache“, die sich „ändert [...] in der Aussprache und der Mundart der besonderen Provinzen“ (Breitinger 1740: 2r) (REGIONALITÄT). Der Ausdruck *Mundart* wird von Bodmer regional verwendet und bezeichnet eine landschaftsspezifische Sprechweise, der Ausdruck *Sprache* steht hingegen für das allgemeine Sprachsystem. An dieser Stelle orientiert sich Bodmer wahrscheinlich an Quintilians Unterscheidung von *lingua* (Sprache als System) und *sermo* (Sprache in ihrer tatsächlichen Erscheinungsweise) (vgl. Gardt 1999: 160).

²⁸¹ Vgl. hierzu die Abbildung 7.6.

Die regionalen Aussprachebesonderheiten begründet Breitinger (1740: 2r) anhand von „physicalischen und moralischen Ursachen“. So sei die Aussprache zum einen davon abhängig, „je nachdem das Klima, die Luft und der Boden in die Organa derselben [der Bewohner der Sprachlandschaft, Einfügung: V. S.] eine gewisse Beschaffenheit in mehrerem oder geringerem Grade der Zärtlichkeit gelegt hat“ (Breitinger 1740: 2r) (PHYSIS). Zum anderen liegen die Unterschiede „in dem Verstand, dem Witz, dem Phlegma, und andern Eigenschaften derjenigen [...], die sie brauchen“ (Breitinger 1740: 2v). Bodmers aufklärerisches Denken wird hier deutlich, da er versucht, die verschiedenen deutschen Mundarten anhand natürlicher Ursachen zu erklären. Dementsprechend sei auch die Moral eine angeborene Naturgegebenheit – Bodmer spricht vom „Naturel der Einwohner“ – die die „Anpflanzung und Ausputzung der Mundart“ bestimme, also die Zierlichkeit der Aussprache bedinge (Breitinger 1740: 3r). Je nach VERSTAND („haben die Einwohner erstlich den Kopf mit Begriffen von allerhand Sachen mehr bereichert [...] und genauer bestimmt“, Breitinger (1740: 2v)), GESCHICKLICHKEIT („mit bequemen Wörtern geschickt bekleidet, die sie [...] von alten guten Stamm- und Wurtzel-Wörtern hergeleitet“, Breitinger (1740: 2v)) und FLEISS („mit einem ausnehmenden Fleisse“, Breitinger (1740: 3r)) konstituiere sich die sprachliche Moral und darauf gründe auch die Mundart.

Eine gute Aussprache zeichne sich wiederum durch ihre KÜRZE, d. h. ihre „bündigen Titel[]“, sowie ihre URSPRÜNGLICHKEIT, also der Orientierung der Formen an „ihrem Ursprunge und Stamme“ (Breitinger 1740: 5v), aus. Darüber hinaus ist die analogistische Grundhaltung Bodmers prägend für seine Sprachideologie (ANALOGISMUS): So sollen sich „[d]ie Wörter und Redensarten [...] [durch, Einfügung: V. S.] ihre[] analogische[] Uebereinstimmung [auszeichnen, Einfügung: V. S.], in ihrer grammatischen Verfassung und Zusammensetzung [...] und geschickten Bildern“ (Breitinger 1740: 5v).

Jeder Sprachgebrauch müsse, nach Ansicht von Breitinger (1740: 4r), „seine Rechte erweisen“ (GEBRAUCH), die auf dessen „Natur und Vernunft“ (Breitinger 1740: 3v) gründen (URSACHE). Allein diese Begründung sei zulässig, um die Herrschaftsansprüche einer Mundart über die anderen zu regeln. Entsprechend solle nur „diejenige [...] Mundart, welche aus besagten physicalischen und moralischen Ursachen eigene Vortheile erlanget habe[], über die mangelhaftern regieren“ (Breitinger 1740: 3r) (LEITVARIETÄT). Die Herrschaft dürfe hingegen nicht auf dem Eigensinn oder Mutwillen der Herrschenden beruhen und müsse stets durch die Gelehrten geprüft werden.

Zwar hätten momentan die Meißner den Herrschaftsanspruch, da ihre Aussprache „wahre Vorzüge“ (Breitinger 1740: 4r) (AUTORITÄT ‚Meißen‘) aufweise, hierbei handle es sich jedoch um „keine angebohrne Herrschaft“ (Breitinger 1740: 4r) (GEBURTSRECHT). Die Meißner müssten dementsprechend die EVALUATION ihrer Mundart durch Gelehrte anderer Sprachlandschaften fördern und dürften sich nicht

versperren. So sei etwa die Mundart der „alten Alemannischen Nation [...] [und, Einfügung: V. S.] ihre[r] Nachkommen [...] zu einer gleichen Sprachrichtigkeit [...] gemachet“ (Breitinger 1740: 5v) (AUTORITÄT ‚Alemannen‘).

Bodmer versucht in seiner Vorrede, die Vorzüge der eigenen alemannischen Sprachlandschaft in den Vordergrund zu rücken und den Schweizern als Verfasser von sprachnormierenden Schriften Gehör zu verschaffen. Nach Bodmers Einschätzung würden die Schweizer im Sprachnormierungsdiskurs stark stigmatisiert und die Meißner als Normierungsautorität ungeprüft anerkannt (vgl. Breitinger 1740: 6v). Getreu den aufklärerischen Idealen der Rationalität und Vernunft appelliert er deshalb an die Leserschaft, dass das Kriterium für einen guten Autor nicht dessen Herkunft sein dürfe, sondern allein dessen Verstand (vgl. Breitinger 1740: 6v).²⁸²

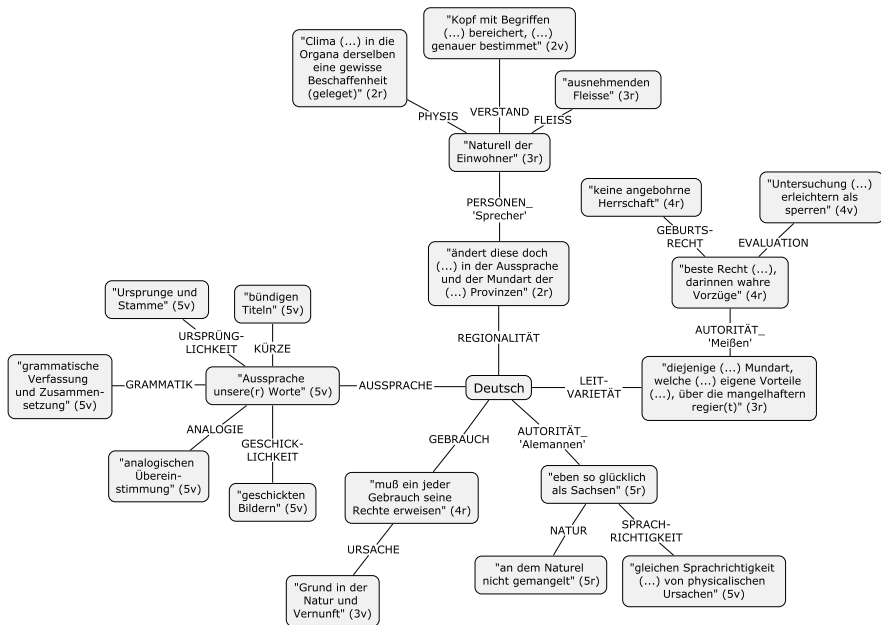


Abb. 7.7: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Breitingers *Dichtkunst* (1740)

²⁸² Vgl. hierzu die Abbildung 7.7.

7.1.6 Zwischenfazit

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Sprachnormierungsdiskurs ein Teil eines „gesamtdeutsche[n] Projekt[s]“ (Faulstich 2008: 77), in dem das Ansehen der deutschen Sprache und der deutschen Sprecher*innengemeinschaft verbessert werden soll. Vorrangig geht es den Gelehrten um die Anerkennung und Gleichberechtigung der deutschen Sprache neben den bereits etablierten Hauptsprachen. Darüber hinaus soll auch die deutsche Kultur und die deutsche Wissenschaftsgemeinschaft im internationalen Vergleich zu mehr Anerkennung gelangen („Sprachpatriotismus“ und „Kulturpatriotismus“). Die intensive Auseinandersetzung mit dem Deutschen im Rahmen der Spracharbeit der Autoren soll dazu beitragen, diese Ziele zu erreichen.

Die Gelehrten jener Zeit empfinden das Deutsche immer noch als „alte/schwere und verworrene [...] Sache“ (Longolius 1715: a5r), erkennen aber durchaus auch die Nützlichkeit der deutschen Sprache an, da diese im Vergleich zur Gelehrtensprache Latein verständlicher und deshalb auch besser erlernbar ist, vor allem für die Jugend. Dementsprechend sind sie bestrebt, die erkannten Missstände in der deutschen Sprache auszumerzen und „Regel[n] zu finden [...] /nach welche[n] man sich [...] richten [...] könne“ (Freyer 1728: 2v). Der Sprachpatriotismus ist bei den Autoren in dieser Zeit stark ausgeprägt und damit auch ihr Verlangen, die deutsche Sprachkunst zu verbessern und emporzuheben.

Das ‚Nützlichkeits‘-Ideal ist in den analysierten Schriften vor 1748 zentral, d. h., dass die Schriften einen Nutzen für die Rezipient*innen darstellen, also ihnen durch klare, verständliche Regeln aufzeigen („deutlichen und nützlichen Begriff der Mutter-Sprache“, Longolius (1715: Titel)), wie die deutsche Sprache einheitlich und richtig verwendet werden soll. Neben dem Bezug auf die Rezipient*innen wird das Nützlichkeitsideal auch auf die Regeln selbst sowie die Spracharbeit allgemein angewendet. Die Regeln sollen nachvollziehbar und anwendbar sein, damit sie von den Lerner*innen auch genutzt werden können und sich so unter den Schreiber*innen ein einheitlicher(er) Schreibgebrauch entwickeln kann.²⁸³

Die Regeln werden meist aus der ‚Analogie‘ und ‚Etymologie‘, also z. B. dem Vergleich mit älteren verwandten Wortformen, und dem ‚Sprachgebrauch‘ selbst abgeleitet. Die Grammatiker verbinden beide Strategien miteinander, indem sie den „usu[s] mit den Reguln [...] vereine[n]“ (Lochner 1735: 6r), also einen durch Analogismus gemilderten Anomalismus verfolgen. Einen vorbildhaften Sprachgebrauch, sowohl in der Aussprache als auch in der Schrift, pflegen vor allem die

²⁸³ Hier muss jedoch beachtet werden, dass die Regeln, die die einzelnen Autoren in ihren Schriften rekonstruieren, durch unterschiedliche Normierungsstrategien (Analogismus vs. Anomalismus) sowie Normautoritäten (Gottsched vs. die süddeutschen Grammatiker) geprägt und dementsprechend heterogen sind.

gelehrten Schichten, der Adel sowie die berühmten ‚Poeten‘. Auch ‚Bödiker‘ sowie dessen Grundsätze der Teutschen Sprache werden häufig als Normautoritäten herangezogen (vgl. Frisch 1729: 3r), nach denen sich die Grammatiker richten. Der Sprachgebrauch des gemeinen Volkes kann hingegen nicht als Normierungsgrundlage dienen, da deren Sprache verworren, dunkel und uneinheitlich sei (vgl. Longolius 1715: b4r).

Die ‚Vernunft‘ stellt die Grundvoraussetzung dar, um überhaupt Spracharbeit leisten zu können. Sie ist dem Verstand und der Urteilskraft, die weitere zentrale kognitive Fähigkeiten darstellen, als moralisches Korrektiv übergeordnet. Hier wird deutlich, wie stark die Autoren von der Aufklärung und deren Idealen beeinflusst wurden.²⁸⁴

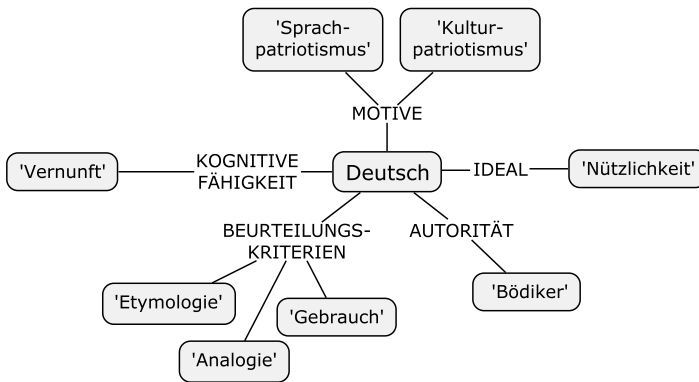


Abb. 7.8: Type-Frame Deutsch: Autoren vor 1748

7.2 Schriften der mitteldeutschen Autoren

7.2.1 *Deutsch* in Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* (1748)

Johann Christoph Gottsched studierte in Königsberg (Kaliningrad/Russland) Theologie, Philosophie sowie Rhetorik (vgl. Brekle et al. 1994: 281). Im Jahr 1724 flüchtete er nach Leipzig, wo er zunächst eine Anstellung als Hauslehrer annahm und später Professuren, u. a. für Logik und Metaphysik, an der Universität Leipzig innehatte (vgl. Brekle et al. 1994: 281). 1749 reiste Gottsched nach Wien an den Kaiserhof, wo er von

²⁸⁴ Vgl. hierzu die Abbildung 7.8.

Erzherzogin Maria Theresia als sprachliche Autorität bezeichnet wurde (vgl. Brekle et al. 1994: 281). In der Folge nahm Gottscheds Polarisierung noch stärker zu, von seinen (oberdeutschen) Kollegen bzw. Gegnern wurde er häufig als Sprachrichter oder „Sprachmonarch“ (Aichinger 1754: VI) bezeichnet, da er seine Sprachnormvorstellungen – und in diesem Kontext die meißnische Mundart der Gelehrten als hochdeutsche Mundart – unter allen Umständen etablieren wollte.

Die 1748 erstmals erschienene *Deutsche Sprachkunst* kann als das Hauptwerk Gottscheds angesehen werden. Sie wird zur Standardgrammatik des 18. Jahrhunderts (vgl. Brekle et al. 1994: 282). Das sprachpolitische Interesse Gottscheds, das Meißnische der Gelehrten als hochdeutschen Standard zu etablieren, dominiert hier, was ihm wiederum viel Kritik, vor allem aus dem oberdeutschen Raum, einbringt.

Zwei inhaltliche Schwerpunkte in der Vorrede zur *Deutschen Sprachkunst* von Gottsched (1748) sind besonders auffällig: Zum einen die umfassende Rechtfertigung seiner Sprachlehre und zum anderen seine Argumentation im Hinblick auf die Sprachnormvorstellung seines Kollegen Augustin Dornblüth (vgl. Sauer 2021b: 110–112).

Während die Autoren im 16. Jahrhundert und zum Teil auch noch im 17. Jahrhundert in den Vorreden argumentierten, weshalb eine systematische Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache notwendig sei und weshalb die eigene Muttersprache gleichberechtigt neben dem Lateinischen, Griechischen und den modernen Hauptsprachen Französisch und Italienisch stehen solle, erläutert Gottsched (1748: 3r), warum eine weitere deutsche Sprachkunst überhaupt noch notwendig sei und wie schwierig es ist, in den „heutigen kritischen Zeiten“ eine gute Sprachlehre zu schreiben. So gibt Gottsched (1748: 2v) seiner Leserschaft zu bedenken: „Jemehr aber darinn bereits geleistet worden, je geschickter meine Vorgänger gewesen sind; desto schwerer dünkt es mich, sich an eben die Arbeit zu wagen“. Er verweist auf die Anfänge der Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache unter Karl dem Großen, der „vor bey nahe tausend Jahren“ diese Arbeit an der deutschen „Sprache, die noch keine Grammatik gehabt“ (Gottsched 1748: 2v) hatte, begann (AUTORITÄT ‚Karl der Große‘). Danach habe vor allem Luther bzw. das „Lutherisch Deutsch“ als Vorbild gedient (AUTORITÄT ‚Luther‘), da diesem „lange hernach niemand an Stärke und Schönheit in der deutschen Schreibart gleich[gekommen sei, Einfügung: V. S.]“ (Gottsched 1748: 7r). Im 18. Jahrhundert sei es hingegen problematisch, dass „man schon so viel geschickte Vorgänger gehabt hat“ (Gottsched 1748: 2v) und diese nun nicht kopieren, aber auch nichts Wichtiges auslassen dürfe (Gottsched 1748: 3r): „mit einem Worte, man soll es auch besser machen, als es unsre Vorgänger gemachet haben; man soll sie, ohne sie abzuschreiben, weit, weit übertreffen!“

In der Argumentation Gottscheds wird deutlich, dass die (wissenschaftliche) Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache in den Gelehrtenkreisen immer intensiver wird und dementsprechend sowohl die Erkenntnisse als auch die Kritik

wachsen. Die Autoren nehmen in ihren Schriften explizit oder implizit Bezug auf die Arbeiten ihrer Kollegen und kritisieren diese z. T. scharf, wie etwa die Kritik in Dornblüths *Observationes* (1755) an Gottscheds Schriften. Dessen Sprachauffassung hatte Gottsched (1748: 5v) zuvor in seiner *Sprachkunst* heftig kritisiert, da Dornblüth nur „das alte fränkische Hofdeutsch [...] für recht schön“ halten würde und die anderen Varietäten „als undeutsche und verderbte Sprache[n]“ ansehe (ANTIAUTORITÄT ‚Dornblüth‘). Gottsched erörtert in seiner Vorrede zur *Deutschen Sprachkunst* (1748) ausführlich Dornblüths Haltung und resümiert (Gottsched 1748: 8r): „Was ist aber auch natürlicher, als daß Gelehrte aus allen Landschaften, die sich mit Fleiß auf ihre Muttersprache legen, es in derselben weit bringen können?“ Dementsprechend hätten alle Sprachen das Potenzial, an der Normierung der deutschen Sprache teilzuhaben, wenn sich nur die Gelehrten mit Fleiß ihrer annehmen würden.

Ebenso wären auch die Sprecher*innen und Schreiber*innen aus den „bessern Landschaften [...] mitten im Lande“ (Gottsched 1748: 8v) nicht per se als Vorbilder anzuerkennen, da sie sich häufig auf ihre „angebohrne Mundarten“ (Gottsched 1748: 8r) verlassen würden (ANTILEITVARIETÄT ‚Mundart‘) und annähmen, dass sie „darinn nichts mehr zu lernen“ (Gottsched 1748: 8r) hätten. Diese Sicherheit sei jedoch trügerisch, da sie „alle Provinzialfehler“ nicht erkennen könnten und folglich auch kein gutes Deutsch sprechen und schreiben könnten (Gottsched 1748: 8v) (ANTIAUTORITÄT ‚Mitteldeutsche‘). Diejenigen, die zwar aus „entlegenern Provinzen“ stammen, aber die „Sprache aus Büchern [studieren, Einfügung: V. S.]“ (LEITVARIETÄT ‚Büchersprache‘) und sich „in dem Umgang mit den Vornehmsten und Gelehrtesten“ üben (GEBRAUCH ‚Gelehrte‘), könnten die deutsche Sprache „viel reiner und angenehmer“ (Gottsched 1748: 8v) verwenden (AUTORITÄT ‚Plattdeutsche‘). Daraus kann abgeleitet werden, dass Gottsched (1748) in seiner Vorrede zur *Deutschen Sprachkunst* nicht die Herkunft als wichtigstes Kriterium im Sprachnormierungsdiskurs erachtet, sondern vielmehr die Gelehrsamkeit der Sprecher*innen und Schreiber*innen sowie deren Orientierung an den gelehrten Kreisen.

Diese liberale Sprachauffassung, die Gottsched (1748) hier propagiert, entspricht jedoch nicht seiner tatsächlichen Spracheinstellung, nach der das Meißnische die beste Varietät darstelle. Allerdings beruft sich Gottsched (1748) stets auf die Sprache der Gelehrten und nicht etwa auf die des gemeinen Volkes. So finde er seine „Regeln [im] Reden und Schreiben [...] in den besten Schriftstellern jetziger Zeiten“ (Gottsched 1748: 3v) (GEBRAUCH ‚Beste Scribenten‘).

Gottsched (1748: 4v) lehnt in seiner *Sprachkunst* lateinische Kunstwörter ab, da deren Gebrauch „unbillig“ sei (LATEINISCHE KUNSTWÖRTER) und „durch deutsche Benennungen [...] Verstand von der Sache“ besser erreicht werden könne (DEUTSCHE KUNSTWÖRTER VERSTÄNDLICHKEIT). D. h., dass er davon ausgeht, dass die deutschen Fachtermini für seine Leserschaft sehr viel verständlicher seien als die lateinischen und der Lernprozess so vorangetrieben werden könne. Jedoch würden nicht nur

die Deutschen, sondern auch die „Ausländer“ (Gottsched 1748: 4r) anfangen, sich mit der deutschen Sprache auseinanderzusetzen (PERSONEN ‚Ausländer‘). Hierin müssten diese unterstützt werden, indem auch deutsche Sprachlehren für Ausländer geschrieben würden und alte Vorurteile, etwa dass das Deutsche schwer in Regeln zu fassen sei, ausgeräumt werden. Die *Deutsche Sprachkunst* richtet sich vorrangig jedoch an die eigenen Landsleute – auch an „junge Frauenzimmer“ (Gottsched 1748: 5r) – die von Gottsched explizit adressiert werden.

Seine Schrift soll zur „Ehre des ganzen Vaterlandes“ (Gottsched 1748: 4r) einen Beitrag leisten (SPRACHPATRIOTISMUS) und versuchen, die „europäische[] Hauptsprache [...] in wahre und leichte Regeln zu bringen; und ihre Zierde auf eine so leichte und faßliche, als gegründete Weise fest zu setzen“ (Gottsched 1748: 2r) (GLEICHWERTIGKEIT).²⁸⁵

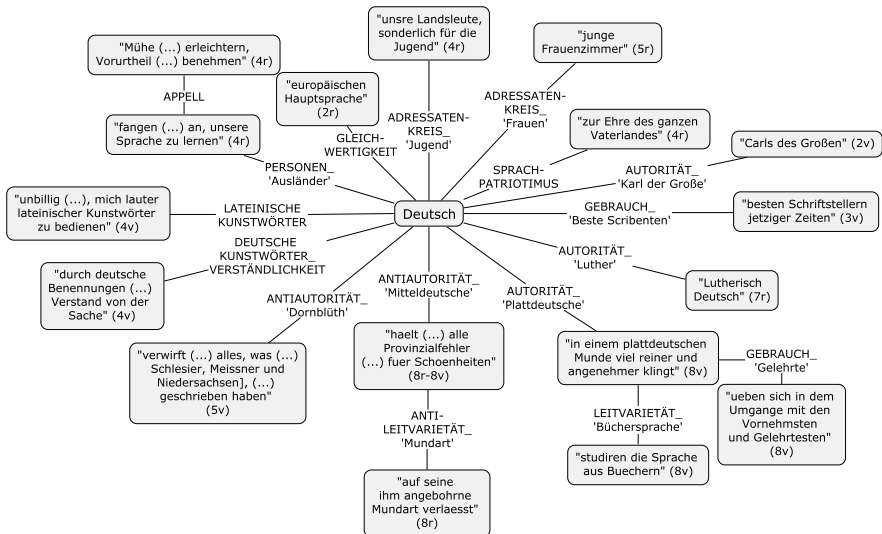


Abb. 7.9: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* (1748)

7.2.2 *Teutsch* in Hempels *Teutscher Sprach-Lehre* (1754)

Christian Friedrich Hempel, geboren in der Nähe von Chemnitz, arbeitete als Rechtsgelehrter in Halle und Leipzig (vgl. Brekle et al. 1996: 205) und verfasste neben

²⁸⁵ Vgl. hierzu die Abbildung 7.9.

zahlreichen juristischen Schriften auch zwei sprachwissenschaftliche Arbeiten. 1754 erschien die *Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre*, eine 1301 Seiten starke Grammatik, von der Hempel (1754: 3r) sagt, dass er sich „alles unnöthige und überflüssige wegzulassen [beflissen habe, Einfügung: V. S.]“. Brekle et al. (1996: 206) kritisieren zu Recht, dass der immense Umfang zu Lasten der Praktikabilität der Grammatik ginge. Erstaunlich ist in diesem Zusammenhang, dass sich Hempel (1754: 3r) der Bedürfnisse seiner Leserschaft durchaus bewusst zu sein scheint, wenn er schreibt, dass sie „Kürze und Deutlichkeit [verlangen, Einfügung: V. S.]“, dies aber selbst nicht umsetzen kann.

Auffällig ist auch Hempels aufgeklärte Haltung zur Rechtfertigungsargumentation der Autoren innerhalb des Sprachnormierungsdiskurses. Diese ist häufiger Bestandteil der Vorreden und dient dazu, die eigene Schrift als notwendig und nützlich anzupreisen. Eine solche Notwendigkeit, sich zu rechtfertigen, sieht Hempel (1754: 2r) jedoch nicht und überlässt ein solches Urteil stattdessen den „verständigen Kunst-Richter[n]“ (Hempel 1754: 7v).

Mit seiner Sprachlehre richtet sich Hempel (1754: 2v) an die „Anfänger[] und Ausländer[]“, denen er das Erlernen von Lesen und Schreiben erleichtern möchte. Neben der KÜRZE und DEUTLICHKEIT, welche er als Kriterien an seine Grammatik anlegt, soll diese auch die ZIERLICHKEIT in der Aussprache sowie eine korrekte Schreibweise (RICHTIGKEIT) vermitteln.

Um diesen Kriterien entsprechen zu können, stellte Hempel (1754: 2v) Regeln auf, die er „auf ihre allernächsten Gründe gebauet [hat, Einfügung: V. S.]“ (ETYMOLOGIE). Hier bezieht sich Hempel auf das etymologische Prinzip der Sprachnormierung, also die Rekonstruktion der Regeln aus den ursprünglichen Wortformen heraus.

Allerdings sieht es Hempel (1754: 3r) im Hinblick auf seine Leserschaft als unnötig an, die ursprünglichen, ‚altertümlichen‘ Formen zu rekonstruieren oder sich „in weitläufige Critische Untersuchungen ein[zu]lassen“, da diese hauptsächlich daran interessiert seien, wie heute gutes Deutsch gesprochen und geschrieben werden müsse. Mit dieser Aussage markiert Hempel (1754: 2v) eher eine anomalistische Position im Sprachnormierungsdiskurs, da er den (aktuellen) Sprachgebrauch klar dem Analogieprinzip bzw. dem etymologischen Prinzip vorzieht. Hempel (1754: 2v) resümiert:

Damit würde zwar wohl gelehrten Männern ein Vergnügen gemacht werden; jungen Leuten aber und solchen, denen die Gelehrsamkeit nicht ihr Hauptwerk ist, gar nicht gedienet seyn; [...] sie [die deutsche Sprache, Einfügung: V. S.] mag gleich vor vielen hundert Jahren beschaffen gewesen seyn, wie sie wolle.

Dementsprechend orientiert sich Hempel (1754: 6v) in erster Linie am aktuellen Sprachgebrauch und leitet die analogen Formen nur her (ANALOGIE), wenn Unklarheiten im Gebrauch bestehen.

Eine ebenso pragmatische Haltung nimmt Hempel (1754: 7r) hinsichtlich der Verwendung der Kunstwörter ein. So setzt er den deutschen Ausdrücken stets die lateinischen Entsprechungen hinzu, wobei er bei wiederholter Nennung nur noch den lateinischen Terminus stehenlässt. Sein Vorgehen begründet Hempel (1754: 7r) wieder im Hinblick auf die Bedürfnisse seiner Leser, die sich „eher in [...] Lateinischen, als Teutschen Benennungen, finden können“, denen also die lateinischen Kunstwörter besser verständlich sind als ihre deutschen Übersetzungen.

Bei der Erstellung seiner Sprachlehre orientierte er sich an den besten deutschen Sprachlehren und Autoren seiner Zeit (GEBRAUCH ‚Beste Scribenten‘), im Speziellen an den Arbeiten von Gottsched (AUTORITÄT ‚Gottsched‘), Bödiker (AUTORITÄT ‚Bödiker‘) und Aichinger (AUTORITÄT ‚Aichinger‘) (vgl. Hempel 1754: 5v). Aufgrund der zahlreichen Übernahmen, vor allem aus der Sprachlehre Aichingers, bewertet Jellinek (1913: 252) Hempels Arbeit „im Wesentlichen [als, Einfügung: V. S.] bloße Kompilation“.²⁸⁶

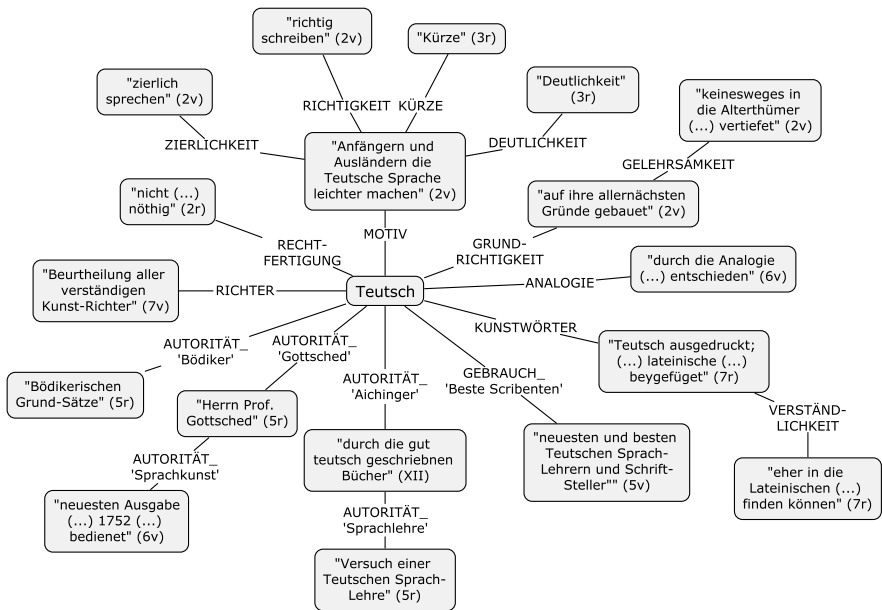


Abb. 7.10: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Hempels *Teutscher Sprach-Lehre* (1754)

²⁸⁶ Vgl. hierzu die Abbildung 7.10.

7.2.3 *Deutsch in Heydes Regeln vom Schreiben, Reden und Verse machen (1772)*

Der Autor der *Regeln vom Schreiben, Reden und Verse machen* wird im Werk selbst nicht explizit benannt. Es ist aber anzunehmen, dass die von Jellinek (1913: 19) als „Würzburger Regeln“ bezeichnete Schrift auf Johann Daniel Heyde zurückgeht (vgl. Brekle et al. 1996: 254). Dieser wurde 1714 in Meißen geboren und war als Lehrer sowie Übersetzer tätig (vgl. Brekle et al. 1996: 254). Heyde studierte unter anderem bei Gottsched, dessen Lehrsätze er in den *Würzburger Regeln* größtenteils übernimmt (vgl. Brekle et al. 1996: 255). Das Werk, welches auf Grundlage didaktischer Erwägungen („das Schreiben und Reden den Lehrlingen [...] zu erleichtern“) von Heyde (1772: 2) verfasst wurde, war vor allem im süddeutschen Raum sehr populär und erlebte sechs Auflagen (vgl. Brekle et al. 1996: 254). Die *Würzburger Regeln* sind in drei Teile untergliedert, einen orthographischen und einen etymologisch-syntaktischen Teil sowie ein orthographisches Wörterbuch.

Heyde (1772: 1) geht zu Beginn seiner Vorrede kurz auf die territorial-politische Struktur Deutschlands im 18. Jahrhundert ein (RAUM, ‚Deutschland‘), das als loser Staatenbund besteht und über kein politisches sowie kulturelles Zentrum verfügt, sondern lediglich über „viele weitschichtige Länder“ (Heyde 1772: 2) (ZERSPLITERUNG). Damit die deutsche Sprache, „das Edelste von uns“ (BEWERTUNG), in „Pracht, Ordnung und Geschmack [herrschen könne, Einfügung: V. S.]“ (Heyde 1772: 1) (GESCHMACK), müsse jedoch eine Einheit entstehen. Deshalb appelliert Heyde (1772: 1) an die Deutschen, „mit vereinigten Kräften an der Verschönerung [...] [ihrer, Einfügung: V. S.] Muttersprache [zu, Einfügung: V. S.] arbeite[n]“ (APPELL).

Die deutsche Sprache verfüge schon aufgrund ihrer Natur über viele Vorzüge, etwa über ihr Sprachalter, das sie zur „Mutter der meisten europäischen Sprachen“ (Heyde 1772: 2) mache (ALTER), und über ihre „männlich[e]“ AUSSPRACHE und ihre erhabenen und starken Ausdrücke (vgl. Heyde 1772: 2) (WÖRTER). Dementsprechend stehe sie der lateinischen Sprache („Sprache der Gelehrten“, Heyde (1772: 2)) in nichts nach, sondern übertreffe diese sogar noch (LEITVARIETÄT ‚Latein‘).²⁸⁷

²⁸⁷ Vgl. hierzu die Abbildung 7.11.

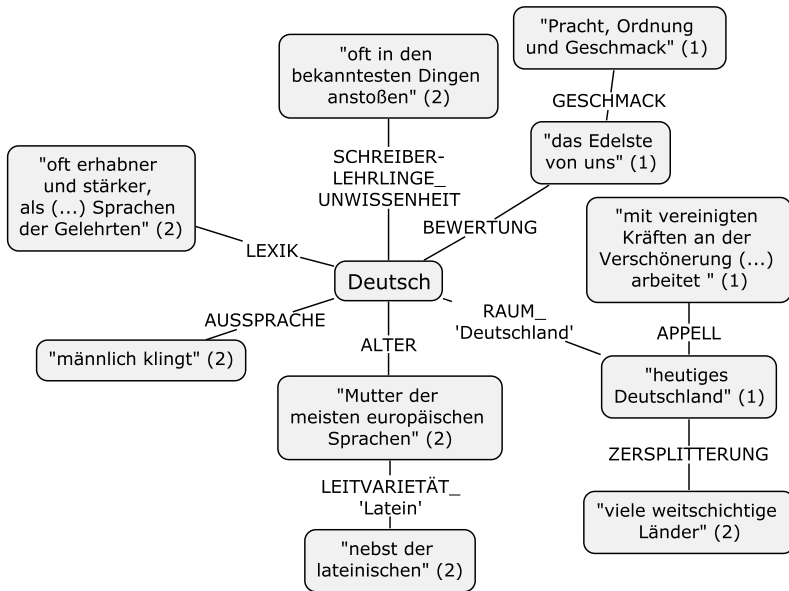


Abb. 7.11: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Heydes *Regeln vom Schreiben, Reden und Versprechen* (1772)

7.2.4 *Deutsch in Stoschs Beiträgen zur nähern Kenntniß der Deutschen Sprache* (1778)

Samuel Johann Ernst Stosch wurde 1714 geboren. Er besuchte das Gymnasium in Berlin und Frankfurt/Oder (vgl. Brekle et al. 2005: 414) und war später als Hofprediger in Küstrin/Frankfurt tätig. Nebenbei beschäftigte er sich auch mit grammatischen Fragen zur deutschen Sprache (vgl. Brekle et al. 2005: 414).

Die *Beiträge zur nähern Kenntniß der Deutschen Sprache* verfasste Stosch (1778: 4r) nach eigener Aussage nur deshalb, um das Wörterbuch Adelungs „noch brauchbarer [zu machen, Einfügung: V. S.]“ und Anmerkungen zur Korrektur einiger Stellen im Wörterbuch zu geben.

Für Stosch (1778: 3r) ist Adelung die unanfechtbare Autorität innerhalb des deutschen Sprachnormierungsdiskurses (AUTORITÄT ‚Adelung‘) und dessen *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch* sieht er als Grundlage für alle Deutschen an (AUTORITÄT ‚Wörterbuch‘), die ihre Muttersprache „gründlich zu verstehen such[en]“ (Stosch 1778: 3r). Stoschs VEREHRUNG für Adelung speist sich u. a. daraus, dass Adelung dessen Kritik an seinem Wörterbuch mit „Billigkeit und Güte aufgenommen [habe, Einfügung: V. S.]“ (Stosch 1778: 3v). Darüber hinaus bekennt Stosch (1778: 4r), dass er die Ansichten Adelungs (fast) uneingeschränkt teile (BEWERTUNG) und kein anderes

Werk kenne, das besser Kenntnis über die deutsche Sprache vermitteln könnte als Adelnings Wörterbuch (NÜTZLICHKEIT).

Das Deutsche sei, nach Ansicht von Stosch (1778: 2r), den anderen europäischen Sprachen überlegen (ÜBERLEGENHEIT), weil es über „einfache und deutliche Regeln“ (Stosch 1778: 2r) verfüge (REGELHAFTIGKEIT), die sich einerseits aus der ANALOGIE und andererseits etymologisch herleiten ließen (ETYMOLOGIE).²⁸⁸

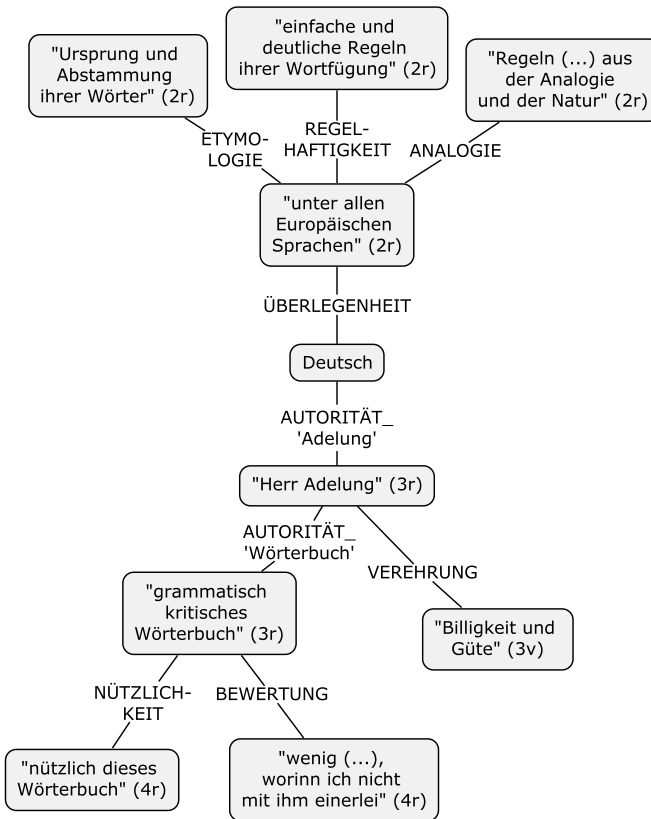


Abb. 7.12: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Stoschs *Beiträge zur nähern Kenntniß der Deutschen Sprache* (1778)

²⁸⁸ Vgl. hierzu die Abbildung 7.12.

7.2.5 *Deutsch in Adelungs Umständlichem Lehrgebäude der deutschen Sprache (1782)*

Johann Christoph Adelung wurde 1732 in Spantekow in der Nähe von Anklam geboren und beschäftigte sich neben historischen und geographischen Studien auch mit der deutschen Sprachwissenschaft (vgl. Brekle et al. 1992: 16). Seine Grammatiken, u. a. das *Umständliche Lehrgebäude der deutschen Sprache* (1782), bilden die Grundlage der traditionellen Grammatik und werden auch heute noch (in Abwandlungen) in der Schule vermittelt. Jellinek (1913: 331) urteilt dementsprechend: „Adelung ist ein Markstein in der Geschichte der deutschen Grammatik. In seinen Arbeiten strömen beinahe alle Anregungen und Erkenntnisse der nachgottschedischen Zeit zusammen“.

Die inhaltliche Gliederung der Vorrede zum *Umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache* ist, im Vergleich zu den übrigen Vorreden der vorliegenden Analyse, eher unkonventionell. Zunächst beginnt Adelung (1782: III–VII) seine Ausführungen mit einer für das Textmuster typischen Begründung der Notwendigkeit seiner Sprachlehre. Darauf aufbauend erörtert er knapp die Frage nach dem Ursprung der Sprache (vgl. Adelung 1782: VII–X) sowie der Notwendigkeit von klaren Fachtermini bzw. Kunstwörtern (vgl. Adelung 1782: X–XVIII). Der letzte und zugleich umfangreichste Gliederungspunkt seiner Vorrede umfasst den Abdruck einer Rezension von T. in der *Berliner Bibliothek* zu Adelungs *Deutscher Sprachlehre* (1782) (vgl. Adelung 1782: XVIII–LX). Adelung kommentiert in den Fußnoten die einzelnen Passagen dieser Rezension, in der u. a. die *Topoi Sprachgebrauch, Hochdeutsch* und *Meißnisch* eröffnet werden.

So spielt der Sprachgebrauch bei der Konstituierung der hochdeutschen Norm die entscheidende Rolle, da dieser sowohl über die Analogie als auch über die Etymologie herrsche (vgl. Adelung 1782: XXVIII) (GEBRAUCH). Adelung begründet die „Herrschaft des Sprachgebrauches“ (Adelung 1782: XXVIII) damit, dass die Orientierung an der ANALOGIE nicht praktikabel sei, da es „selten eine Analogie [gebe, Einfügung: V. S.], der nicht eine andere Analogie, und oft mehr als eine, im Wege stünde“ (Adelung 1782: XXIII). Die ETYMOLOGIE sei noch weniger geeignet, um die Sprachnorm zu konstituieren, da sie lediglich die „Abstammung“ (Adelung 1782: LIX) der Wörter anzeige. Adelung (1782: XXII) gibt auch zu bedenken, dass es einen allgemeinen Sprachgebrauch, der für ganz Deutschland bzw. alle deutschen Provinzen gilt und aus dem allgemeine Sprachregeln abgeleitet werden könnten, nicht gebe. Stattdessen folge jede Mundart ihrem eigenen Sprachgebrauch, der sie auch als eigenständige Mundart definiere (vgl. Adelung 1782: XXII).

Als Grundlage für die Konstituierung einer „allgemeine[n] Sprache“ kann nur die „Mundart einer Provinz“ dienen (Adelung 1782: XXII), d. h., dass der Sprachgebrauch einer einzigen Sprachlandschaft als Vorbild für eine überregionale Schriftsprach-

norm herangezogen werden solle (ANOMALISMUS). Die Beurteilung des hochdeutschen Sprachgebrauchs könne folglich nur auf Basis der hochdeutschen Mundart erfolgen, „der Sprachgebrauch anderer Provinzen könne dabey nie in Betrachtung kommen“ (Adelung 1782: XXII). Damit spricht Adelung den übrigen deutschen Sprachlandschaften jedes Mitspracherecht an der Konstituierung einer hochdeutschen Norm ab, da diese nur über ihre eigene Mundart bestimmen könnten, aber nicht über das Hochdeutsche („eben so wenig kann aus den Provinzial-Mundarten bestimmt werden, was gut Hochdeutsch ist“, Adelung (1782: XXII)). Adelung (1782: XXII) widerspricht hier explizit den Annahmen der Analogisten, die einen Vergleich aller deutschen Mundarten anstreben und daraus die besten Regeln ableiten wollen (ANALOGISMUS): „Eine allgemeine Deutsche Sprache, welche aus dem übereinstimmigen Sprachgebrauche aller Provinzen bestände, gibt es nicht, hat es nie gegeben, und kann es nie geben“.

Welche Mundart als hochdeutsch gelten soll, hängt von mehreren Bedingungen ab, die diese erfüllen muss.²⁸⁹ Die Provinz müsse sich durch ihre KULTUR auszeichnen („blühendste und cultivierteste Provinz“, Adelung (1782: LVIII)), dem allgemeinen GESCHMACK entsprechen und in den WISSENSCHAFTEN eine vorgeordnete Position einnehmen. Darüber hinaus solle man sich an spezifischen Sprecher*innen- und Schreiber*innenkreisen orientieren, den „besten Schriftstellern“ (GEBRAUCH ‚Beste Scribenten‘) sowie den „obern Classen“ (Adelung 1782: LX), die „gemeiniglich um den Thron“ (Adelung 1782: LVIII) zu finden sind und dem Adel oder dem gesitteten Teil der Nation angehören (GEBRAUCH ‚Oberschicht‘). Die Mundart der niederen Schichten sei hingegen nicht geeignet zur Herausbildung der hochdeutschen Sprache, diese habe eher negative Auswirkungen auf deren Reinheit.

In der Folge bestimmt Adelung (1782: LX) die „südlichen Chursächsischen Lande“ als vorbildhafte Sprachlandschaft (LEITVARIETÄT ‚Obersächsisch‘)²⁹⁰, da sie über alle vorgenannten Eigenschaften verfügten. Diese Einschätzung Adelungs entspricht auch dem elitären Normenkonzept des dominanten Diskurses²⁹¹ im 18. Jahrhundert (vgl. Scharloth 2005: 275).²⁹²

289 Vgl. hierzu auch die Erläuterungen in Sauer (2021a: 216–218).

290 Hier werden *Obersächsisch* und *Meißnisch* synonym gebraucht.

291 Vgl. hierzu Erläuterungen in Kapitel 3.2.2.3.

292 Vgl. hierzu die Abbildung 7.13.

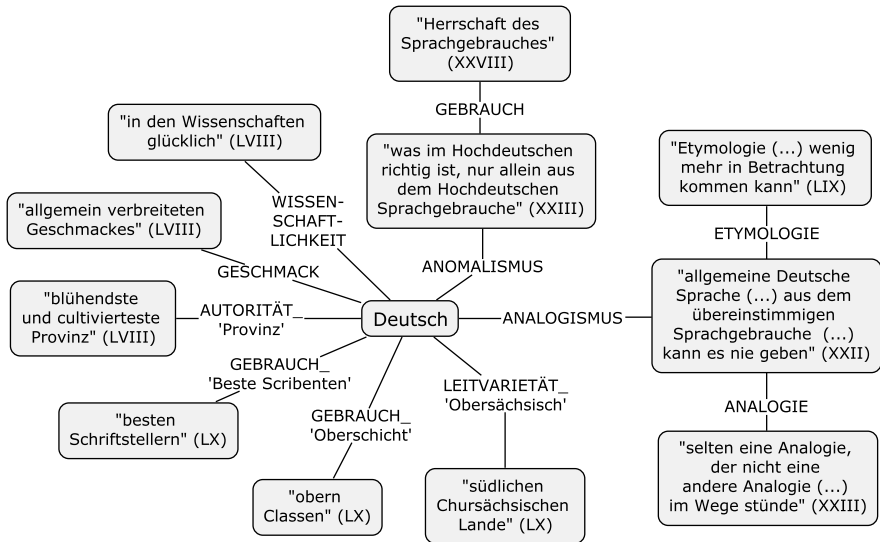


Abb. 7.13: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Adelungs *Umständlichem Lehrgebäude der deutschen Sprache* (1782)

7.2.6 Zwischenfazit

Die Autoren aus dem mitteldeutschen Raum agieren vorrangig aus einem sprachpatriotischen Motiv heraus, da sie ihre (obersächsische) Varietät als normkonstituierendes Vorbild etablieren wollen (,Sprachpatriotismus'). Adeling setzt in seinem *Umständlichen Lehrgebäude der Deutschen Sprache* das Hochdeutsche sogar mit dem „Sprachgebrauche der südlichen Chursächsischen Lande“ (Adelung 1782: LX) gleich. Allgemein stellt für die meisten mitteldeutschen Autoren das ,Obersächsische' die Leitvarietät dar.

Die hochdeutsche Sprache zeichnet sich durch ihre Regelmäßigkeit bzw. ,Sprachrichtigkeit', ihre überregionale ,Verständlichkeit' und ihre zweckgebundene Schönheit, d. h. durch ihren ,Geschmack', aus. Um diese sprachlichen Ideale zu erreichen, wird meist ein anomalistischer Ansatz verfolgt (,Anomalismus'). Demnach findet eine Orientierung am meißnischen Sprachgebrauch statt, allerdings ist hier ausschließlich der ,Gebrauch' der oberen Klassen bzw. der besten Schriftsteller gemeint. Vor allem die Schriften von ,Gottsched' und ,Adelung' werden als vorbildhaft angesehen und sollen die Schriftnorm konstituieren. Lediglich in Zweifelsfällen, etwa

wenn zwei oder mehrere Formen im Sprachgebrauch nebeneinander bestehen, soll die Analogie als Kriterium herangezogen werden.²⁹³

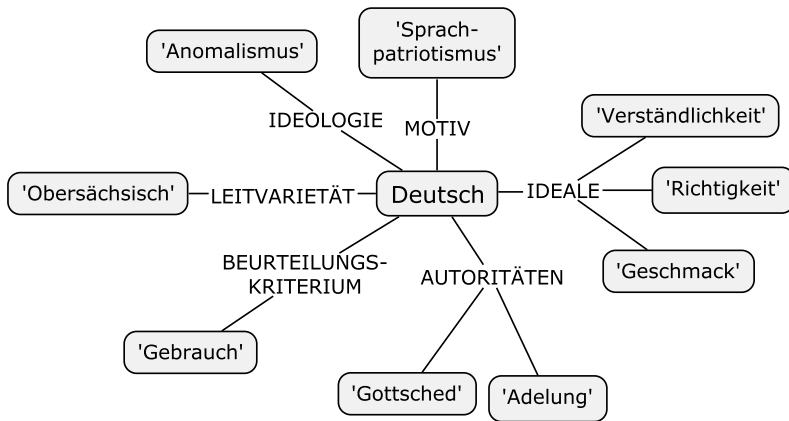


Abb. 7.14: Type-Frame Deutsch: Mitteldeutsche Autoren im 18. Jhd.

7.3 Schriften der süddeutschen Autoren

7.3.1 *Deutsch in Antespergs *Kayserlicher Deutscher Grammatick* (1747)*

Balthasar von Antesperg wurde in der Nähe von Passau geboren und arbeitete bis zu seinem Tod im Jahr 1765 als Reichshofagent in Wien (vgl. Brekle et al. 1992: 80). Zu Beginn seiner sprachwissenschaftlichen Arbeit stand er u. a. mit Gottsched in regem Briefwechsel und war „einer der frühesten Anhänger Gottscheds in Wien“ (Brekle et al. 1992: 82). Dieser Kontakt bricht jedoch später ab, u. a. aufgrund der zunehmenden Konkurrenzsituation zu Gottsched sowie privater Erbschaftsangelegenheiten (vgl. Brekle et al. 1992: 81). Antespergs Hauptwerk ist die 1747 erstmals erschienene *Kayserliche Deutsche Grammatick*, die auch ein grammatisches Wörterbuch²⁹⁴ umfasst. Das Werk ist in vier Teile untergliedert: die Etymologie, die Syntax, die Orthographie und die Prosodie.

²⁹³ Vgl. hierzu die Abbildung 7.14.

²⁹⁴ Brekle et al. (1992: 81) verweisen zurecht darauf, dass „das Wörterbuch in den meisten Fällen nicht über das Stadium von Absichtserklärungen hinausgelangte“.

Antesperg (1747: a5v) richtet sich mit seiner *Kayserlich Deutschen Grammatic* an das österreichische Volk sowie die Deutschen allgemein, die „Liebhaber des Fremden, Vernachlässiger des Eigenen, und lüsterne Schüler der Ausländer abgeben“ (ANTIAUTORITÄT ‚Deutsche‘). Dies bedauert Antesperg (1747: a5v) zutiefst und kritisiert weiter, dass „unsere eigene Inscriptiones und Schriften [...] mit so vielen Fehlern wimmeln“ (SCHREIBUNG FEHLERHAFTIGKEIT). Dieser Zustand sei dadurch verschuldet, dass die Schuljugend nicht gut im Deutschen unterrichtet würde, weil teilweise „kein Schul- und Lehrmeister zu finden [sei, Einfügung: V. S.], welcher [...] recht zu schreiben, zu erklären und zu gebrauchen verstehet“ (Antesperg 1747: a5v) (ANTIAUTORITÄT ‚Schulmeister‘). Darüber hinaus seien auch die „lateinische[n] Studenten“ nicht in der Lage, eine „reine deutsche Zeile zu schreiben“ (Antesperg 1747: a5r) (ANTIAUTORITÄT ‚Studenten‘). Prinzipiell bemängelt Antesperg (1747: a5r), dass seine Landsleute „nach Gutdünken daher lallen“ (AUSSPRACHE UNVERSTÄNDLICHKEIT) und „ohne Wissenschaft dahin sudeln“ (UNWISSENHEIT). Selbst „lateinisch gelehrte Männer“ (ANTIAUTORITÄT ‚Gelehrte‘) und der Adel würden „auf die allerprächtigste hochdeutsche Grundsprache den allerwenigsten Fleiß [anwenden, Einfügung: V. S.]“ (Antesperg 1747: a5r) (UNFLEISS).

Diese Verwarlosung des Deutschen versucht Antesperg (1747: a7r) durch seine *Kayserliche Deutsche Grammatic* zu beenden, indem „jeder Patriotischgesinnter“ sein Buch zur Hand nehme (ADRESSATENKREIS), um sich „tausendfältigen Rathes gründlich [zu, Einfügung: V. S.] erholen und zum regelmäßigen Verstand unsrer Muttersprache ganz leicht gelangen [zu, Einfügung: V. S.] können“. Hieraus kann die Grundhaltung Antespergs abgeleitet werden, der (neben Fleiß und Verstand) vor allem auch die Gelehrsamkeit als wichtige Tugend auffasste, die gute deutsche Schreiber*innen bzw. Gelehrte auszeichnen. Der „getreue[] Patriot“ Antesperg (1747: a8v) appelliert dementsprechend an seine Leserschaft, dass „ein jeder Deutscher, der sein Vaterland aufrecht liebet, sich in allen Gründen derselben vor andern billig recht befleissigen und sie nicht vernachlässigen sollte“. Diese kultur- bzw. lokalpatriotische Haltung Antespergs zieht sich wie ein roter Faden durch dessen Vorrede. So ist er der Überzeugung, dass „die Gewißheit der Sprache“, also die Kenntnis und sichere Anwendung der eigenen Muttersprache, „das Merkmal eines klugen Volkes [sei, Einfügungen: V. S.]“ (Antesperg 1747: a6r) (KULTURPATRIOTISMUS). All jene Völker, die ihre Muttersprache schätzen und beherrschen, zeigten damit auch ihre tiefe Verbundenheit zur eigenen Kultur, dementsprechend sei Sprachpatriotismus immer auch Kulturpatriotismus (vgl. Sauer 2021b: 114).

Antesperg (1747: a8r) sieht jedoch den „üble[n] Geschmack“ bereits tief verwurzelt „in der deutschen Schreibart, Poesie und Beredsamkeit“ (Antesperg 1747: a8r) (SCHLECHTER GESCHMACK), weshalb klare Regeln und damit eine Ordnung etabliert werden müssten (vgl. Antesperg 1747: a6v) (REGELHAFTIGKEIT). Diese versucht Antesperg (1747: a7v) durch die ANALOGIE zu ermitteln, indem er von den ursprünglichen

Wortformen ausgeht und aus diesen eine Sprachnorm rekonstruiert, auch wenn diese nicht dem aktuellen Sprachgebrauch entspricht: „habe ich mich hierinne nach keiner Mundart [regionalem Sprachgebrauch, Einfügung: V. S.] [...] gerichtet, sondern nur auf den Grund [Grundrichtigkeit, Einfügung: V. S.] und [...] von den Gelehrten angenommene deutsche Sprache gesehen“. Hier wird auch ein weiteres Beurteilungskriterium deutlich, die *auctoritas*, also die Normierung der deutschen Sprache auf Basis des Sprachgebrauchs der Gelehrten (GEBRAUCH ‚Gelehrte‘). Hier seien jedoch nicht jene „lateinisch gelehrte[n] Männer“ (Antesperg 1747: a5r) gemeint, die sich nicht um die deutsche Sprache bemühen und die von ihm explizit kritisiert werden.

In seiner *Grammatick* stellt Antesperg diese Regeln zur Sprachnormierung vor, in der er neben die DEUTSCHEN KUNSTWÖRTER auch immer die lateinischen Fachausdrücke setzt (LATEINISCHE KUNSTWÖRTER). Damit könnten sowohl die Anfänger*innen, die das Lateinische nicht beherrschen und die Termini nicht kennen, als auch die Fortgeschrittenen, die bisher nur die lateinischen Termini verwendeten und die deutschen Entsprechungen noch lernen müssen, seine Anleitung nachvollziehen und mit dieser arbeiten.

In der deutschen Sprache sieht Antesperg (1747: a6r) ein „rüchtige[s] Werkzeug“, das „in allen guten Geschäften, Künsten und Wissenschaften [von unerschöpflichem Nutzen sein kann, Einfügung: V. S.]“ (NÜTZLICHKEIT). Ein „regelmäßige[r] Verstand der eigenen [Sprache]“ (Antesperg 1747: a6v), also das Verständnis von der Struktur und den inhärenten Regeln der eigenen Muttersprache, könne auch das Studium anderer fremder Sprachen oder der Freien Künste erleichtern (VERSTAND), da u. a. Analogien gebildet werden können.

Prinzipiell fordert Antesperg eine Umorientierung der Deutschen von den Fremdsprachen hin zur eigenen deutschen Sprache, der „alleredelsten und wortreichsten Muttersprache“ (WORTREICHTUM), die „der Himmel allein würdig geschätzt hat“ (Antesperg 1747: a5r). So lange sich niemand um die deutsche Sprache bemühe, würde diese in der „Verwirrung und Unrichtigkeit“ (Antesperg 1747: a6r) verharren (FEHLERHAFTIGKEIT). Es würden in der Folge Wörter aus „Griechenland, Constantinopel, Rom und Paris entlehnt [werden, Einfügung: V. S.]“ (Antesperg 1747: a6r) (FREMDWÖRTER), obwohl diese ebenso gut, wenn nicht sogar besser in der deutschen Sprache kreierte werden könnten (GLEICHWERTIGKEIT).²⁹⁵

295 Vgl. hierzu die Abbildung 7.15.

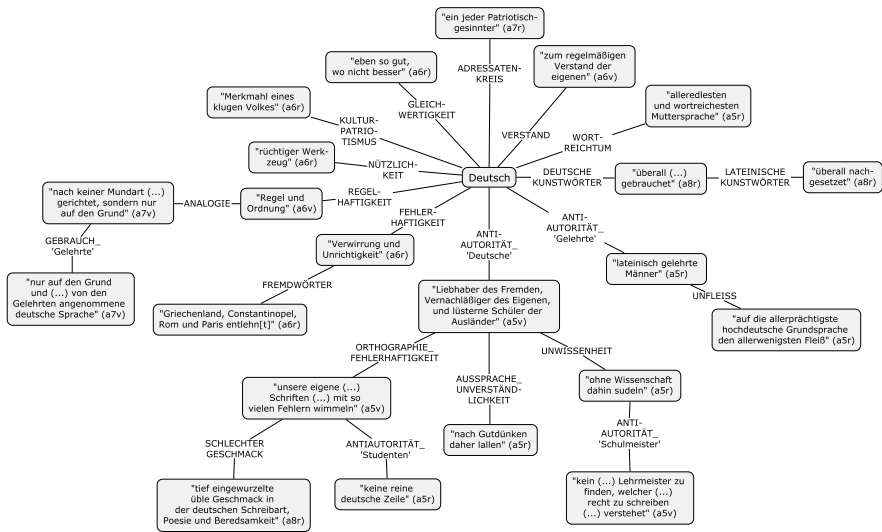


Abb. 7.15: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Antespergs *Kaiserlicher Deutscher Grammatick* (1747)

7.3.2 *Deutsch* in Aichingers *Versuch einer deutschen Sprachlehre* (1754)

Der Oberpfälzer Karl Friedrich Aichinger arbeitete als Rektor und Inspektor der Kirchen und Schulen in Sulzbach/Oberpfalz (vgl. Brekle et al. 1992: 52). Sein wohl bekanntestes Werk ist der *Versuch einer deutschen Sprachlehre*, daneben verfasste er jedoch noch weitere sprachwissenschaftliche Schriften. Seine Arbeiten sind geprägt durch seine Lehrtätigkeit und so versuchte er vor allem die Schüler*innen zu adressieren (ADRESSATENKREIS ‚Schüler‘) und entsprechend ihrer Bedürfnisse die deutsche Sprache darzustellen (vgl. Brekle et al. 1992: 53).

Aichinger (1754) nimmt im Sprachnormierungsdiskurs des 18. Jahrhunderts eine eher ausgleichende Position ein (vgl. Gardt 1999: 183), indem er den einzelnen Sprachlandschaften sehr tolerant gegenübersteht. Er geht davon aus, dass das „reine Hochdeutsche [...] in keiner Provinz geredet [werde, Einfügung: V. S.]“ (Aichinger 1754: VII) (LEITVARIETÄT ‚Hochdeutsch‘) und dementsprechend die „Mundart eines jeden Volkes [...] beurtheilt werden müsse“ (Aichinger 1754: VII) bei der Normierung der deutschen Sprache (ANALOGISMUS) (vgl. Sauer 2021b: 114). Aichinger richtet sich damit gegen Gottscheds Normierungsansatz, nach dem das Meißnische die hochdeutsche Norm konstituieren solle (ANTI-AUTORITÄT ‚Gottsched‘).

Im Hinblick auf die jeweilige Mundart sei jene vorzuziehen, die „am wenigsten eigenes und abweichendes“ (Aichinger 1754: VII) aufweise (VERSTÄNDLICHKEIT). Die Gelehrten müssten deshalb eine gute Kenntnis über die unterschiedlichen Mund-

arten des Deutschen haben (WISSEN), damit sie deren sprachliche Besonderheiten erkennen könnten und diese bei der Konstituierung der Schreibnorm berücksichtigen, d. h. als ungeeignet herausfiltern könnten (AUTORITÄT ‚Gelehrte‘).

Prinzipiell sei eine Mundart nicht per se besser oder schlechter als eine andere, da nach Aichinger (1754: XII) das „reine Teutsche [...] nicht angeboren ist“, sondern vielmehr „durch angewandten Fleiß“ (Aichinger 1754: XI) (FLEISS) und das Studium „gut teutsch geschriebne[r] Bücher“ (Aichinger 1754: XII) erlernt werden könne (AUTORITÄT ‚Gute Bücher‘). Hier verweist Aichinger (1754: XIII) explizit auf „Sachsen, wo am meisten teutsches geschrieben wird“ (AUTORITÄT ‚Obersachsen‘) und dementsprechend die obersächsische Mundart „die Sprache der übrigen Teutschen am meisten bereicher[t]“. Dieser Sachverhalt beruhe jedoch eher auf der hohen Quantität der Schriften aus dem obersächsischen Raum, da die regionalen Varianten so im ganzen deutschsprachigen Raum bekannt und verständlich werden. Ein „richterliches Ansehen“ (Aichinger 1754: XIII) habe die obersächsische Mundart jedoch nicht (BEWERTUNG). Aichinger (1754: VIII) fordert, dass auch den „übrige[n] Teutsche[n]“ (PERSONEN ‚Nicht Obersachsen‘) zugetraut werden solle, dass sie „das reine hochteutsche [...] erkennen, [...] reden und [...] schreiben“ (Aichinger 1754: VIII) können (SPRACHRICHTIGKEIT).

Obwohl Aichinger eine sehr tolerante Haltung gegenüber den verschiedenen Mundarten des Deutschen einnimmt, lehnt er die Mundarten in Bayern und Österreich ab (ANTIAUTORITÄT ‚Bayern‘). Aichinger (1754: XI) proklamiert, dass diese sich „die lieblichere und reinere Art [...] nicht aufdringen lassen [wollen, Einfügung: V. S.]“ und lieber bei ihrer „alte[n] fränkische[n] Hofsprache“ (BEWERTUNG) bleiben.

Unter Berücksichtigung dieser Ausnahme seien „unter den Gelehrten der meisten teutschen Provinzen Sprachverständige [...], die das reine Teutsche recht schreiben und sprechen“ (Aichinger 1754: X), und nicht nur in Meißen, so wie dies Gottsched propagiere. Nach Ansicht von Aichinger (1754: IX) folgt Gottsched „den Meißnern zuviel“ (KRITIK) und schreibe auch selbst „als ein eingewohnter Meißner“ (Aichinger 1754: VI) (SCHREIBUNG). Entsprechend appelliert er an Gottsched, dass er „auch auf andre Völker [...] merken [solle, Einfügung: V. S.]“ (Aichinger 1754: IX) (APPELL).

Mit seiner *Teutschen Sprachlehre* möchte Aichinger Gottscheds *Sprachkunst* weder kopieren noch versuchen, diese zu widerlegen, und beteuert, dass er alle Stellen gekennzeichnet habe, an denen er etwas aus Gottscheds Arbeit übernommen habe (vgl. Aichinger 1754: XVI). Stattdessen wolle er mit seiner Arbeit den Schülern ein Regelwerk an die Hand geben, nach dem sie sich richten können. So bemängelt Aichinger (1754: III), dass seine Schüler „in der Muttersprache [...] fehlten“ (UNWISSENHEIT), diese also nicht korrekt beherrschen würden (ADRESSATENKREIS ‚Schüler‘). Da die meisten Schüler das Lateinische besser beherrschen als das Deutsche, hat Aichinger (1754: XVII) die „teutschen Ausdrückungen [...] nicht ungemeldet [gelassen, aber die, Einfügung: V. S.] lateinischen behalten“. Die deutschen Fachausdrücke werden

dementsprechend zwar genannt, aber neben die etablierten lateinischen Termini gestellt (LATEINISCHE KUNSTWÖRTER). Den Einsatz der lateinischen Kunstwörter begründet Aichinger ausführlich und positioniert sich klar als Gegner des Sprachgebrauchs der „Herren Catholicken“ (Aichinger 1754: XI) (ANTIAUTORITÄT ‚Katholiken‘), die sich nur mit dem Lateinischen auseinandersetzen (FREMDSPRACHENVEREHRUNG) und „schier von keiner Zierlichkeit im Teutichen etwas wissen wollen“ (Aichinger 1754: XI) (VERACHTUNG).²⁹⁶

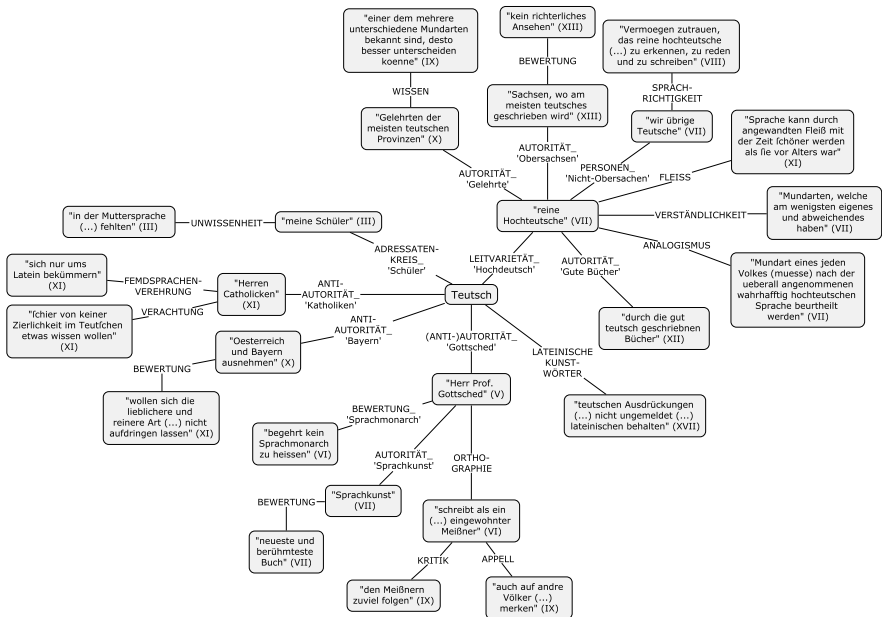


Abb. 7.16: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Aichingers *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1754)

7.3.3 Teutsch in Popowitschs *Teutscher Sprachkunst* (1754)

Johann Siegmund Valentin Popowitsch wurde 1705 in der Steiermark geboren und arbeitete später u. a. in Wien und Graz als Sprachlehrer (vgl. Brekle et al. 2001: 63). 1740 lernte er Gottsched kennen und hielt sich von 1751 bis 1752 in Leipzig auf, um

²⁹⁶ Vgl. hierzu die Abbildung 7.16.

u. a. Dialektstudien durchzuführen (vgl. Brekle et al. 2001: 64). Popowitsch wurde einer der stärksten Kritiker Gottscheds, Brekle et al. (2001: 68) sprechen sogar von „seine[m] Lieblingsfeind Gottsched“, was ihm wiederum viel Kritik und Spott vonseiten der Gottschedianer einbrachte (vgl. Brekle et al. 2001: 66). Besonders heftig verlief die Auseinandersetzung bzgl. der Schreibung von Eigennamen, in der Popowitsch (1754: 17) den Namen *Gottsched* als Exempel für die Kleinschreibung der Beiwörter („gottschedisch“, Popowitsch (1754: 17)) heranzog. Die orthographische Entscheidung gegen eine Großschreibung dieses Beiwortes begründete Popowitsch (1754: 18) anschließend wie folgt: „Es ist dieses ferner ein ausgemachter Saz, daß durch einen großen Anfangsbuchstaben auch eine Ehrerbietung angezeigt werden kann“. Diese Ehrerbietung schien Popowitsch dem sächsischen Widersacher Gottsched jedoch nicht zukommen lassen zu wollen, der daraufhin eine Zensurierung der entsprechenden Stelle forderte (vgl. Brekle et al. 2001: 66).

1753 erhielt er einen Ruf an die Universität Wien als „Professor für ‚deutsche Wohlredenheit‘“ (Brekle et al. 2001: 64). Diese Tätigkeit bot ihm die Gelegenheit zur Niederschrift seines wichtigsten grammatischen Werkes *Den nothwendigsten Anfangsgründen der Teutschen Sprachkunst* (1754). Neben dem sprachpatriotischen Motiv, mit seiner Arbeit die österreichische Mundart verbessern zu wollen (vgl. Popowitsch 1754: 19) (SPRACHPATRIOTISMUS), trieb ihn vor allem sein Bestreben an, ein „Lehrgebäude[] von den Teutschen Biegungsarten“ (Popowitsch 1754: 19) vorzulegen, da es an einer solchen Schrift noch mangle.

Entsprechend umfangreich sind Popowitschs Rechtfertigungen zu seiner Klassifikation der Haupt- und Nebenbiegungen sowie zu orthographischen Besonderheiten, wie etwa zur Stilisierung der e-Superskripte durch zwei übergeschriebene Umlautpunkte, bereits in der Vorrede seiner *Sprachkunst*. Darüber hinaus sieht sich Popowitsch (1754: 4) gezwungen, noch weitere Rechtfertigungen zu seiner Arbeit und Stellung als Sprachgelehrter, der außerhalb des deutschsprachigen Gebiets geboren wurde, abzugeben. Damit möchte er sich vor den „ungebetenen Richtern“ (Popowitsch 1754: 4) – gemeint sind die obersächsischen Autoren, allen voran Gottsched sowie dessen Anhänger – schützen (ANTIAUTORITÄT ‚Gottsched‘). U. a. merkt Popowitsch (1754: 30) an, dass es sehr kleingeistig sei, anzunehmen, „ein Mensch, der aus keinem Lande gebürtig ist, darinnen die Wissenschaften blühen, weder vernünftig denken, noch eine Sprache richtig schreiben könne“ (ANTIAUTORITÄT ‚Nicht-Obersachsen‘). Popowitsch spielt hier auf seine slowenische Herkunft an und die dadurch hervorgerufenen Stigmatisierungen durch die Gelehrten, vor allem durch die Gottschedianer (vgl. Sauer 2021b: 112–113).

Er spitzt seine Aussage noch zu, indem er Gottsched als wahnsinnig beurteilt, weil dieser allein die Sachsen und Schlesier als Hochdeutsche anerkenne (AUTORITÄT

‚Obersachsen‘) (vgl. Popowitsch 1754: 31).²⁹⁷ Die „Schweizer“ – hier meint Popowitsch Breitinger und Bodmer – hätten Gottsched jedoch „seines Irrthums [...] überführet, [so]daß er denselben [...] öffentlich widerrufen hat“ (Popowitsch 1754: 31). Popowitsch (1754: 24) kritisiert darüber hinaus, dass das Meißnische als Vorbild für die anderen Sprachlandschaften gelten solle, obwohl es selbst einige „Unrichtigkeit[en]“ enthalte (FEHLERHAFTIGKEIT). Außerdem sei Gottscheds *Sprachkunst* nur für die Sachsen brauchbar (SCHRIFT ‚Sprachkunst‘), für die Österreicher hingegen „unnützlich“ (Popowitsch 1754: 20), da Gottsched auf (Aussprache-)Fehler hinweise, die in der Österreichischen Mundart gar nicht vorkämen (AUSSPRACHE). Deshalb richte sich Popowitsch (1754: 34) nach den „Bödikerischen Grundsätzen“ in seiner *Teutschen Sprachkunst* und ziehe diese als Autorität, anstelle von Gottscheds Lehrsätzen, heran (AUTORITÄT ‚Bödiker‘).

Die österreichische Mundart (LEITVARIETÄT ‚Österreichisch‘), vor allem in Wien (AUTORITÄT ‚Wien‘), sei „vor anderen geschickter“ (Popowitsch 1754: 10) und könne ebenfalls als Vorbild für die Sprachnormierung dienen sowie als Aussprachevorbild für die umliegenden Regionen, aber auch für die „Morgenländer[]“ (Popowitsch 1754: 10).²⁹⁸

297 „Es hat [...] einer unserer berühmtesten Sprachlehrer [Gottsched, Einfügung: V. S.] [...] in dem Wahne gestanden, man müßte, um Hochdeutsch schreiben zu können, ein gebohrner Sachs oder Schlesier seyn“ (Popowitsch 1754: 31).

298 Vgl. hierzu die Abbildung 7.17.

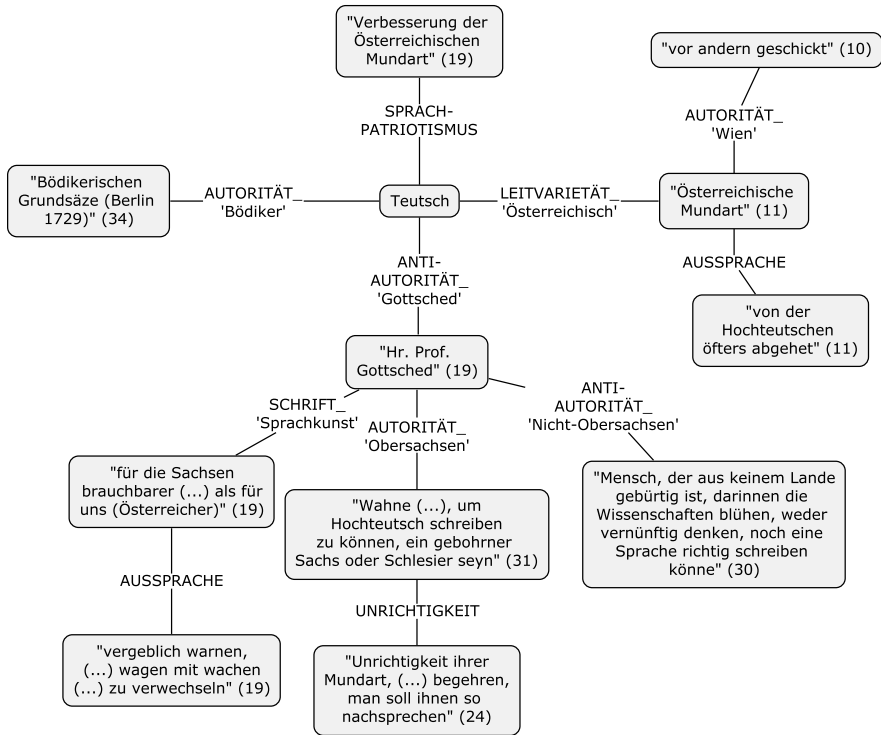


Abb. 7.17: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Popowitschs *Teutscher Sprachkunst* (1754)

7.3.4 *Deutsch in Dornblüths Observationes (1755)*

Augustinus Dornblüth wurde 1680 im Schwarzwald geboren und war später im Kloster in Gengenbach beschäftigt, u. a. als Sekretär des Prälaten (vgl. Brekle et al. 1993: 277). Neben zahlreichen Übersetzungen von lateinischen und französischen theologischen Schriften verfasste er auch eigenständige Schriften wie die 1755 erschienenen *Oberservationes oder Gründliche Anmerckungen* (vgl. Brekle et al. 1993: 277). Formal handelt es sich hierbei um eine übersetzungswissenschaftliche Arbeit, die allerdings auch eine Sprachkritik Dornblüths enthält. Mittels „Exempl die mehr[] Clarheit“ (Dornblüth 1755: 5v) schaffen sollen, verdeutlicht Dornblüth seiner Leserschaft, was eine gute Übersetzung (AUTORITÄT ‚Gute Übersetzung‘) von einer „verdorbenen Dolmetschung“ (Dornblüth 1755: 4r) (ANTIAUTORITÄT ‚Schlechte Übersetzung‘) unterscheide. Besonders stark kritisiert Dornblüth (vgl. 1755: 6v) Gottsched, dessen vermeintliche Übersetzungsfehler er in seinen *Observationes* ausführlich darstellt (vgl. Sauer 2021b: 111–112) (ANTIAUTORITÄT ‚Gottsched‘).

Demnach würde das „spöttliche und nichtsheissende Rotwälsch der Sächsischen Übersetzungen“ (Dornblüth 1755: 3v) der deutschen Sprache immens schaden (ANTIAUTORITÄT ‚Sächsische Übersetzungen‘). Die verworrenen, unverständlichen und verdorbenen Übersetzungen (UNVERSTÄNDLICHKEIT & DUNKELHEIT) würden entweder dazu führen, dass die Rezipient*innen das Original ebenfalls als verdorben bewerteten und „allen Glauben und Wert verl[ie]ren“ (Dornblüth 1755: 4r) oder sich mit der schlechten Übersetzung begnügten, aber dann keine neuen Übersetzungen mehr kaufen würden. Dementsprechend seien diese Dolmetschungen nicht von Nutzen, sondern vielmehr schädlich für die deutsche Übersetzungskunst (NUTZLOSIGKEIT).

Dennoch übernahmen viele Schreiber*innen, Kirchenmänner und sogar die „Concipisten [...] der höchsten teutschen Cantzleyen“ (ANTIAUTORITÄT ‚Schreiber‘) diese „Barbarismi“ (Dornblüth 1755: 3r) und bringen sie so in den allgemeinen Schreibgebrauch. Als besonders „tadelns-würdig“ erachtet es Dornblüth (1755: 3r), dass viele gelehrte Schreiber neue, fremde Wörter, die sie „für gelehrt und für ein sogenantes Hochdeutsch ansehen“ (Dornblüth 1755: 3r), anstelle des alten, verständlichen Wortschatzes verwenden würden (WÖRTER). Vor allem in den Übersetzungen von Gottsched seien „die mehreste und wichtigste Fehler der heutigen gemeinen Schreibart [enthalten, Einfügung: V. S.]“ (Dornblüth 1755: 6r–6v), die von den Schreiber*innen auch noch nachgeahmt bzw. übernommen und „für gut, schön, zierlich[] und hochdeutsch [ge]halten [würden, Einfügung V. S.]“ (Dornblüth 1755: 3v) (ANTILEITVARIETÄT ‚Obersächsisch‘).

Dornblüth (1755: 5v) appelliert an seine Leser, die Übersetzungen genau zu prüfen, die Zitate im Original herauszusuchen und diese auch im Hinblick auf den Kontext zu verstehen. Ein gute Übersetzung müsse vor allem klar sein (KLARHEIT) – dies könne durch Beispiele und exakte Zitate erreicht werden – und eine natürliche

Sprache, also z. B. alte, verständliche Wortformen, verwenden (vgl. Dornblüth 1755: 5r) (NATÜRLICHKEIT). Nur dann hätte die Übersetzung auch einen wahrhaften Nutzen (NÜTZLICHKEIT).

Darüber hinaus warnt Dornblüth (1755: 5v) vor den Ausreden schlechter Übersetzer, dass „die teutsche Sprach nicht fähig seye“, ebenso ausdrucksstark wie das Original zu sein (WORTREICHTUM). Dies sei ein Trugschluss, da der „Fehler [...] nicht an der Sprach, sondern an der Übersetzung [liege, Einfügung: V. S.]“ (Dornblüth 1755: 6r). Stattdessen habe das Deutsche die gleiche Ausdrucksstärke wie alle anderen Haupt- und Kultursprachen (GLEICHWERTIGKEIT).²⁹⁹

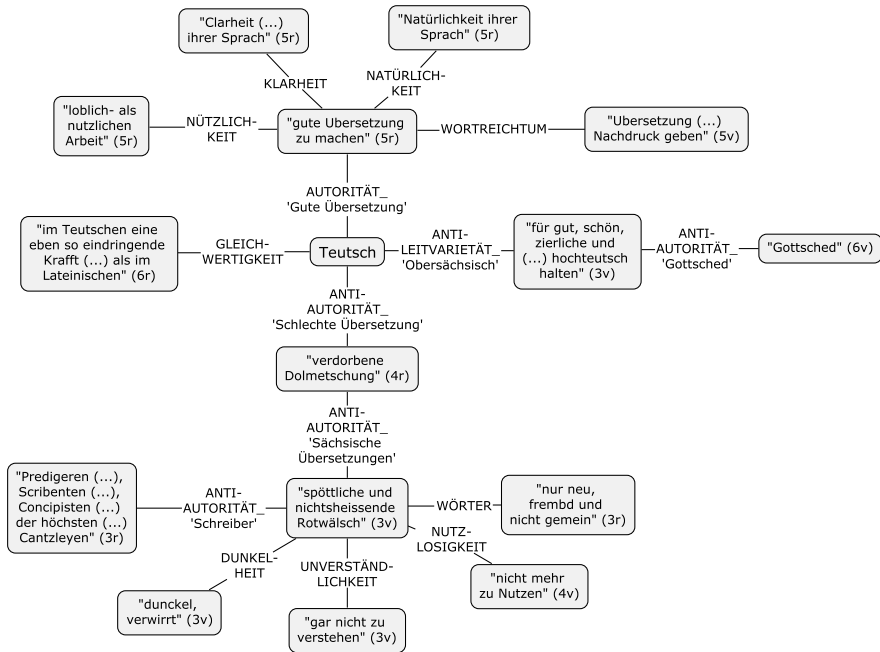


Abb. 7.18: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Dornblüths *Observationes* (1755)

299 Vgl. hierzu die Abbildung 7.18.

7.3.5 *Deutsch in Hoffmanns Allgemeiner Sprachlehre (1763)*

Der in Schlesien gebürtige Donatus Hoffmann war u. a. am Collegio in Kempten als Professor für Theologie und Philosophie tätig (vgl. Brekle et al. 1996: 345). Neben theologischen und philosophischen Studien beschäftigte sich Hoffmann auch mit der deutschen Grammatik und verfasste u. a. den *Kurzen Begriff der deutschen und zugleich allgemeinen Sprachlehre* (vgl. Brekle et al. 1996: 345).

Die Sprachlehre von Hoffmann (1763: 2r) richtet sich an die „liebe[] Schuljugend“ (ADRESSATENKREIS), die lernen sollte, das Deutsche mehr zu achten und wertzuschätzen, indem sie die „pöbelhafte Red- und Schreibart [verhüte, Einfügung: V S.]“ (Hoffmann 1763: 2v), mit der sie aufgewachsen ist. Hieraus wird ersichtlich, dass Hoffmann (1763: 2v) die Sprache des Volkes als „pöbelhaft“ bewertete (ANTIAUTORITÄT ‚Volk‘) und durch seine Sprachlehre zur „Leichtigkeit, Gründlichkeit und Vollkommenheit“ der deutschen Sprache beitragen möchte (SPRACHPATRIOTISMUS). Hoffmann (1763: 2v) gibt auch zu bedenken, dass selbst die Gelehrten und die Geistlichen ihre deutsche Muttersprache nicht immer richtig verwenden und so „unartige Schnitzer [...] auf die Bahn bringen“ würden, die sich immer weiter ausbreiteten. Mehr noch als der Stand seien folglich die Gelehrsamkeit, d. h. das Studium „gute[r] Bücher“ (AUTORITÄT ‚Gute Bücher‘) und das Sammeln von „mancherley Erfahrungs“ (Hoffmann 1763: 3r) (WISSEN) für eine gute deutsche Schreib- und Sprechweise wichtig.

Der Unterricht in der deutschen Sprache und das Erlernen der grammatischen Struktur des Deutschen sollen die Jugend dazu befähigen, schneller und besser auch fremde Sprachen, wie etwas das Latein, zu beherrschen (PROPÄDEUTIK). In Anlehnung an die Lehre Ratkes propagiert Hoffmann (1763: 4r), die Kinder zunächst in ihrer Muttersprache zu unterrichten und sie so auf die Lateinschule vorzubereiten. Das Deutsche sei für die Schüler*innen besser verständlich als das Latein, weil sie die Kunstwörter und Grundregeln zunächst in der ihnen vertrauten Sprache erlernen und diese Kenntnisse später auf die fremden Sprachen übertragen könnten (NEUE METHODE). Hoffmann (1763: 3v) spricht sich explizit gegen einen Unterricht in fremder Sprache aus, da „eine fremde Sprach samt der Sprachkunst selbst zu erlernen, ein ungemein beschwerliches Werk [sei, Einfügung: V. S.]“, weil den Kindern das Verständnis für die Inhalte so erschwert werde.

Hoffmann (1763: 2v) vertritt die Ansicht, dass die deutsche Sprache ebenso gut wie die anderen Sprachen sei (GLEICHWERTIGKEIT), wenn man sie nur von Grund auf erlerne. Außerdem müsse beachtet werden, dass die Sprache zwar stets älter sei als ihre Sprachkunst, aber erst durch diese zu ihrer Vollkommenheit finden könne (vgl. Hoffmann 1763: 3r). Er verfolgt hierbei einen Universalgedanken, dass es allgemeine KUNSTWÖRTER und Grundregeln gebe (REGELHAFTIGKEIT), die frei übertragen werden könnten auf alle Sprachen (vgl. Hoffmann 1763: 3r). So orientiert sich Hoffmann (1763: 4r) u. a. an der lateinischen Grammatik und den „vernunftmäßige[n] allgemei-

ne[n] Grundlehren“ von Franciscus Sanctius (AUTORITÄT ‚Franciscus‘) sowie Caspar Schoppe (AUTORITÄT ‚Schoppe‘).³⁰⁰

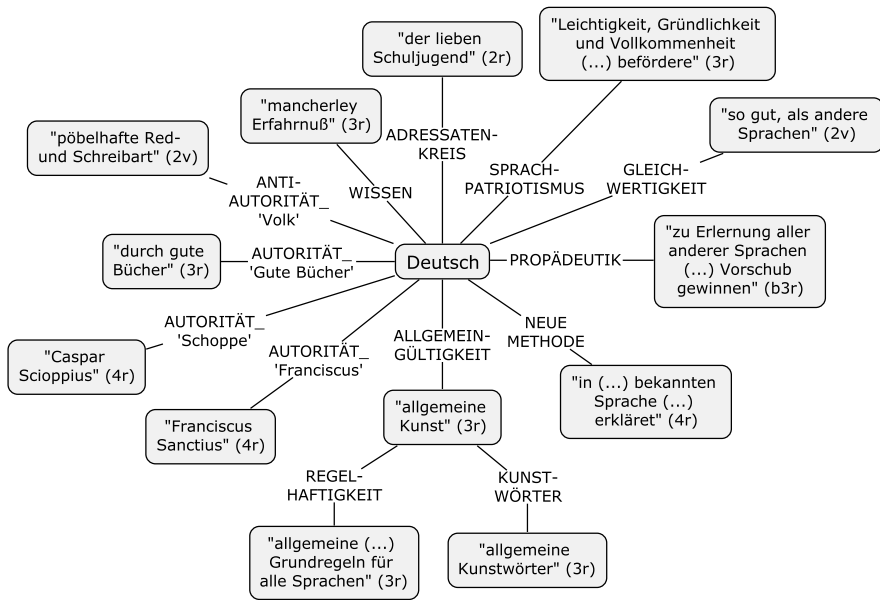


Abb. 7.19: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Hoffmanns *Allgemeiner Sprachlehre* (1763)

7.3.6 *Deutsch* in Weitenauers *Zweifel von der deutschen Sprache* (1764)

Ignaz Weitenauer wurde 1709 in Ingolstadt geboren und trat 1724 in den Jesuitenorden ein (vgl. Brekle et al. 2005: 364). Er war in Bayern als Gymnasiallehrer tätig, bis er schließlich 1753 eine Professur für Philosophie und Orientalistik an der Universität Innsbruck erhielt (vgl. Brekle et al. 2005: 364). Besonders zugewandt war Weitenauer der griechischen Sprache, die er in der Vorrede zu den *Zweifeln von der deutschen Sprache* als Vergleichsgrundlage ansetzte.

So bestehe „mit Griechenland [...] eine besondere Aehnlichkeit“ (Weitenauer 1764: 3r) (AUTORITÄT ‚Griechenland‘), etwa im Hinblick auf die Staatsform und der daraus resultierenden Heterogenität der Mundarten (REGIONALITÄT). Aufgrund der „unterschiedenen Provinzen des alten Griechenlandes [...], mußten nothwendig

300 Vgl. hierzu die Abbildung 7.19.

[...] ungleiche Mundarten [entstehen, Einfügung: V. S.]“ (Weitenauer 1764: 3r–3v). Ähnliche Verhältnisse bestünden nach Ansicht von Weitenauer (1764: 3v) auch im deutschsprachigen Raum. Davon zu unterscheiden sei etwa das Lateinische, das deshalb „so lange Zeit allerseits gleich geblieben [sei, Einfügung: V. S.], weil Rom das allgemeine Oberhaupt [darstellte, Einfügung: V. S.]“ (Weitenauer 1764: 3v).

Neben der Staatsform und der Beschaffenheit der Sprachlandschaft habe die deutsche Sprache auch viele Wörter aus dem Griechischen übernommen (LEXIK), dementsprechend könnten auch sprachimmanente Ähnlichkeiten beobachtet werden. Schließlich geht Weitenauer (1764: 4r) noch auf die Eigenschaften der Sprecher*innen aus den unterschiedlichen griechischen Dialektlandschaften ein, die ebenfalls unter den Sprecher*innengruppen des Deutschen vorkämen: „Unser Deutschland hat jene zwei Eigenschaften, welche bey den Griechen die schönsten waren [...], den feinen Witz der Athenienser, und die mannhafte Großmuth der Lacedämonier“.

Weitenauer (1764: 4v) bemängelt jedoch, dass es den Deutschen, anders als den Griechen, an Bescheidenheit fehle, da sie sich gegenseitig bezichtigen würden, dass die Sprecher*innen der jeweils anderen deutschen Sprachlandschaften kein gutes Hochdeutsch sprechen bzw. schreiben könnten. Weitenauer (1764: 4v) appelliert an die Deutschen, sich zu versöhnen und nach griechischem Vorbild „ebenfalls überein[zu]kommen“. Hier spielt er vermutlich auf die Vorrangstellung der Meißner an, die von Gottsched und dessen Anhängern in ihren Schriften propagiert wird (ANTIAUTORITÄT ‚Meißner‘).

Die wichtigste Fähigkeit, die allein den Streit zwischen den Vertretern des Sprachnormierungsdiskurses um die sprachliche Vormachtstellung beilegen könne, sei, so Weitenauer (1764: 3r), die VERNUNFT. Darüber hinaus gibt er zu bedenken, dass „bey den meisten Völkern die Manier zu sprechen mit ihren Sitten und ihrer Denkensart übereinstimmt“ (Weitenauer 1764: 3r). Daraus kann geschlussfolgert werden, dass sich nur die ‚vernünftigen‘ Sprachlandschaften, entsprechend dem Appell Weitenauers, auch durch eine ‚vernünftige‘, d. h. gute Mundart auszeichnen würden. Er resümiert, dass kein Land ein anderes als Schiedsrichter im Normierungsstreit anerkennen werde und letztendlich die Vernunft entscheiden müsse (vgl. Weitenauer 1764: 5r).³⁰¹

301 Vgl. hierzu die Abbildung 7.20.

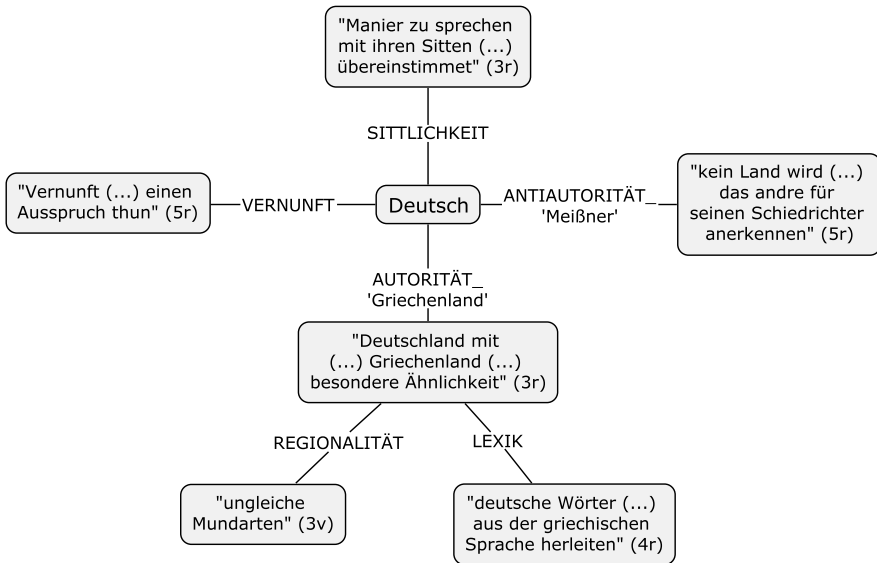


Abb. 7.20: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Weitenauers *Zweifel von der deutschen Sprache* (1764)

7.3.7 Deutsch in Brauns *Anleitung zur deutschen Redekunst* (1765)

Heinrich Braun, der 1732 im oberbayerischen Burghausen geboren wurde, war Mitglied des Benediktinerordens im Kloster Tegernsee und beschäftigte sich neben Theologie und Philosophie auch mit der deutschen Sprach- und Redekunst (vgl. Brekle et al. 1992: 326f.). Seine Schriften entstanden aus einer didaktischen Motivation heraus, da er als Gymnasiallehrer, später auch als Landeskommisär für das bayerische Volksschulwesen, tätig war (vgl. Brekle et al. 1992: 327). Im Laufe seiner Tätigkeit setzte er eine Vielzahl an Neuerungen im bayerischen Schulwesen um, so auch die Schulpflicht (1771), die seinem aufklärerischen Ideal nachkamen (vgl. Brekle et al. 1992: 327).

Zu Beginn der Vorrede zu seiner *Anleitung zur deutschen Redekunst* reflektiert Braun (1765: 2r) über den Zweck dieses Textmusters. So seien die Vorreden häufig „mit überflüssige[m] Geschwätze angefüllt“ (Braun 1765: 2r), das es nicht wert sei, gelesen zu werden. Trotz seiner kritischen Haltung leitet auch Braun (1765: 2v) seine *Redekunst* mit einer knappen Vorrede ein, in der er den Leser*innen eine gute Übersicht von der „deutschen Beredsamkeit“ geben möchte.

Brauns Ansichten zur deutschen Sprache können nur disziplinspezifisch, bezogen auf die Redekunst, rekonstruiert werden. So plädiert er dafür, dass eine Einführung in die Redekunst, die sich vornehmlich an die Anfänger*innen richten wolle

(ADRESSATENKREIS), in deutscher Sprache geschrieben werden müsse. Als Autorität zieht er Gottsched und dessen Argumente in der „Vorrede zu seiner akademischen Redekunst“ (Braun 1765: 4r) heran (AUTORITÄT ‚Gottsched‘), um sich gegen die Vorwürfe mancher Gelehrter, wie etwa Dornblüth, zu schützen, die nur die lateinische Sprache für das Verfassen einer solchen Schrift vorziehen würden (ANTI-AUTORITÄT ‚Dornblüth‘). Braun (1765: 5r) nimmt eine sehr liberale, aufklärerische Position ein, da er nicht nur die studierten Männer als Leserschaft ansprechen möchte, sondern auch die „unstudierten Schustern, Schneidern, und selbst d[ie] Frauenzimmer“. Prinzipiell solle seine *Redekunst* für alle „Liebhaber der deutschen Beredsamkeit“ (Braun 1765: 2v) als Orientierung und Leitfaden dienen. Braun (1765: 4r) hält es dementsprechend für „nützlich“ (NÜTZLICHKEIT), aber auch für „nöthig“ (NOTWENDIGKEIT), selbst den Ungelehrten und Anfänger*innen die Regeln bzw. Muster der Rhetorik zu erklären. Er folgt in seinen Ansichten Franz Neumayr, einem deutschen Ordenspriester, der sich ebenfalls für die Bildung des gemeinen Volkes einsetzte (vgl. Braun 1765: 5r) (AUTORITÄT ‚Neumayr‘).³⁰²

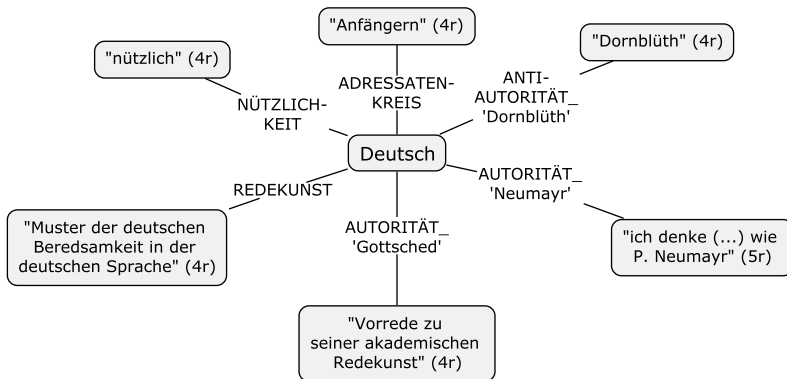


Abb. 7.21: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Brauns *Anleitung zur deutschen Redekunst* (1765)

7.3.8 *Deutsch* in Bodmers *Grundsätzen der deutschen Sprache* (1768)

Der 1698 geborene Johann Jakob Bodmer war, neben Breitinger, einer der berühmtesten Schweizer Grammatiker des 18. Jahrhunderts (vgl. Brekle et al. 1992: 297). Er war u. a. als Literat und Professor für Schweizer Landeskunde tätig, darüber

³⁰² Vgl. hierzu die Abbildung 7.21.

hinaus beschäftigte er sich auch mit Volksbildung und -erziehung (vgl. Brekle et al. 1992: 297f.). Sein besonderes Interesse galt der mittelalterlichen Literatur sowie dem Minnesang, die er in zahlreichen Arbeiten darstellte (vgl. Brekle et al. 1992: 297f.).

Eines seiner wichtigsten sprachwissenschaftlichen Werke – *Die Grundsätze der deutschen Sprache* – erschien 1768. Die Vorrede, die er dem inhaltlichen Hauptteil voranstellt, unterteilt Bodmer (1768) in drei Schwerpunkte: erstens eine kurze Einführung, zweitens einen Exkurs „Von der Würde der Sprachlehre“ (Bodmer 1768: 4–7) und drittens eine Kritik „Von den Verdiensten D. Martin Luthers um die deutsche Sprache“ (Bodmer 1768: 8–24).

In der Einführung erklärt Bodmer (1768: 3), dass er sich an den Abhandlungen von Abbé Girard, der die französische Methode (*Les Vrais Principes de la langue française*) propagierte (AUTORITÄT ‚Girard‘), orientiert. Girard wandte sich bewusst vom Lateinischen und dessen grammatischer Struktur ab und widmete sich stattdessen der „Natur und dem Gebrauche der französischen Sprache“ (Bodmer 1768: 3). Diese Methode möchte Bodmer (1768: 3) für die deutsche Sprache adaptieren, indem er die Regeln aus der deutschen Sprache selbst ableitet (DEUTSCHE METHODE) und sich nicht nach der lateinischen Sprache richtet (LATEINISCHE METHODE).

Die Regeln zur Normierung des Deutschen können, nach Ansicht von Bodmer (1768: 5), nur aus der Sprache selbst, also aus ihrer Natur (NATUR) und ihrem Gebrauch (GEBRAUCH), „der in der Natur gegründet [sei, Einfügung: V. S.]“, abgeleitet werden. Der Versuch, dem Deutschen die Regeln der lateinischen Sprache aufzuzwingen („so kann eine [Sprache, Einfügung: V. S.] nicht unter die andere gezwungen werden“, Bodmer (1768: 6)), sei folglich nicht zielführend und führe stattdessen zu einem „eigensinnigen Gebrauche oder einer Barbarey“ (Bodmer 1768: 6) (FREMDWÖRTER).

Bodmer (1768: 6) fordert deshalb die Gleichberechtigung aller Sprachen und Nationen, die alle dieselben Rechte erhalten sollten, da „keine Sprache nach einer Analogie gemacht ist, die vom Himmel gesandt worden [ist, Einfügung: V. S.]“. Dementsprechend verfüge keine Sprache, auch nicht die lateinische, über ein gottgegebene Vorrangstellung gegenüber den anderen Sprachen. Allerdings könne eine Sprache bzw. eine Nation danach beurteilt werden, wie heterogen bzw. chaotisch ihre Ausdrücke sind. Bodmer (1768: 7) bewertet jene Nationen als „sehr leichtsinnig [...] oder barbarisch“, die viele heterogene Ausdrücke in ihrer Sprache bzw. in den Mundarten zulassen, da sie so die Verständlichkeit als notwendiges Kriterium nicht beachteten. Entsprechend könnten Rückschlüsse von der Sprache einer Nation auf deren Charakter gezogen werden.

Bodmer (1768: 5) plädiert dafür, die Sprachkunst als gleichwertige Wissenschaft anzuerkennen und durch die Spracharbeit „aus dem Staube empor[zuh]eben“ (WISSENSCHAFTLICHKEIT). Entscheidend für das Gelingen der sprachwissenschaftlichen Bestrebungen sei in erster Linie der Verstand (VERSTAND) derjenigen, die die Grundsätze der Sprache erforschen wollen.

In diesem Zusammenhang geht Bodmer (1768: 8–24) auch auf die Rolle Luthers und dessen Verdienste um die deutsche Sprache ein. Er gibt zu bedenken, dass die Sprache zu Luthers Zeiten noch die „Regeln, die bey den Minnesingern galten“ (Bodmer 1768: 9), enthielte, welche Bodmer als besonders kostbar einschätzt. Luther habe sich nur „nach dem Sprachgebrauche seiner Zeiten [bequemt, Einfügung: V. S.]“ (ANTIAUTORITÄT ‚Luther‘), wofür ihn Bodmer (1768: 14) zwar nicht tadeln will, ihn aber doch für das „lächerliche[], platte[], altfränkische[] Zeuge“ verurteilt, welches Luther in die Sprache eingeführt habe (ANTILEITVARIETÄT ‚Altfränkisch‘). So habe Luther seine Sprache „hauptsächlich aus dem Gebrauche und dem Umgange [gelernt, Einfügung: V. S.]“ (Bodmer 1768: 16) und blieb damit weit unter der Würde der Sprache der Minnesänger (BEWERTUNG), die eigentlich als Orientierungsrahmen für Luther hätte dienen sollen.³⁰³ Stattdessen setzte sich Luthers gebrauchsbasierte Schreibung immer stärker in den Gelehrtenkreisen durch und mit ihr kamen „vielfältige Veränderungen“, die einzig auf Luthers „Uneinigkeit im Gebrauche, [...] Unwissenheit und Nachlässigkeit, [...] Vermischung der alten Redensarten mit neuen [beruhen würden, Einfügung: V. S.]“ (Bodmer 1768: 16). Die Sprachherrschaft Luthers im 16. Jahrhundert vergleicht Bodmer (1768: 20) mit der Position von Gottsched im 18. Jahrhundert. Die Inszenierung Gottscheds als Sprachrichter sei vergleichbar mit der Situation im 16. Jahrhundert, weshalb Luther als „Gottschedianer vor Gottscheden“ (Bodmer 1768: 20) gelten könne (ANTIAUTORITÄT ‚Gottsched‘) (vgl. Sauer 2021b: 113).

Als positives Beispiel hebt Bodmer (1768: 17) die Sprache Zwinglis hervor, der sich an der „Sprache der Schwäbischen Kaiser“ orientierte (AUTORITÄT ‚Zwingli‘). Die katholischen Gegenden hätten sich an dessen Schreibweise orientiert und so den „Metaphorischen Ausdruck der Hebraeer [beibehalten, Einfügung: V. S.]“ (Bodmer 1768: 23) (AUSDRUCK), auch wenn sie von den Sachsen immer wieder zu Unrecht der Grobheit bezichtigt werden würden. Bodmer (1768) kritisiert bzw. marginalisiert die Verdienste Luthers bewusst, um damit auch Gottsched in ein negatives Licht zu stellen und die Position der Schweizer Sprachgelehrten zu stärken.³⁰⁴

303 An dieser Stelle sollte darauf verwiesen werden, dass eine Orientierung an der Sprache der Minnesänger bzw. an der „Schwäbische[n] Kaiserliche[n] Hofsprache“ (Bodmer 1768: 14), wie sie Bodmer von Luther forderte, eine gewisse Einheitlichkeit impliziert, die es aber im Mittelalter noch nicht gab. Hier stellte das Lateinische die Einheitssprache dar (vgl. Gelhaus 1989: 257).

304 Vgl. hierzu die Abbildung 7.22.

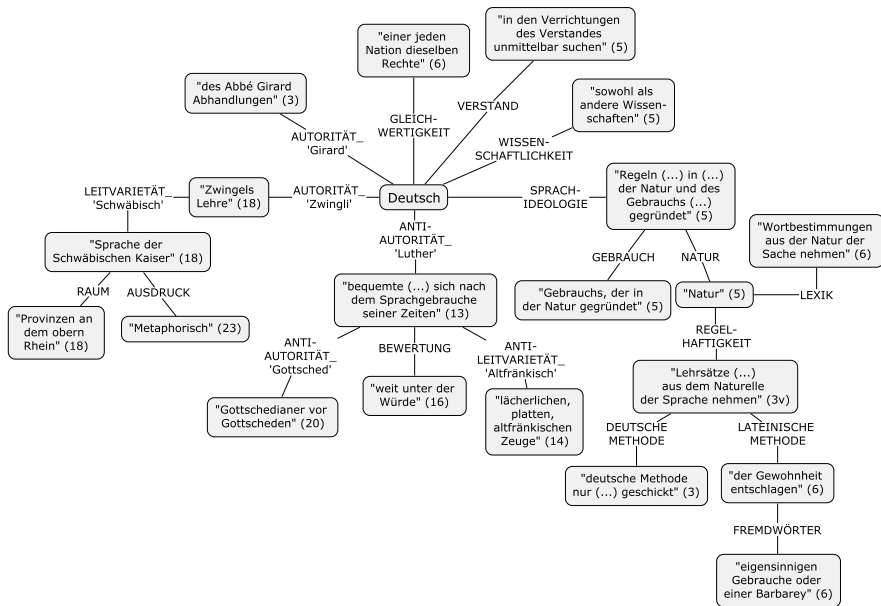


Abb. 7.22: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Bodmers *Grundsätzen der deutschen Sprache* (1768)

7.3.9 *Deutsch* in Hemmers *Deutscher Sprachlehre* (1775)

Der 1733 geborene Pfälzer Johann Jakob Hemmer beschäftigte sich zwar hauptsächlich mit mathematisch-physikalischen Fragestellungen, fertigte darüber hinaus aber auch sprachwissenschaftliche Schriften an, in denen er u. a. kontroverse Vorschläge zur Orthographie postulierte (vgl. Brekle et al. 1996: 195f.).³⁰⁵

Eine seiner wichtigsten sprachwissenschaftlichen Publikationen war die *Deutsche Sprachlehre*, die 1775 erschien und für den Unterricht in den kurpfälzischen Schulen als Grundlage dienen sollte (vgl. Brekle et al. 1996: 198). Hemmer (1775: XI) war der Ansicht, dass noch keine Sprachlehre existiere, die für die Pfalz geeignet wäre, da noch keine „unsere Mundart [...] in besondere Betrachtung gezogen [...], angemerkt und erläutert [habe, Einfügung: V. S.]“. Zwar sei die Sprachlehre Gottscheds im Vergleich zu den anderen Schriften „noch immer die bääste“ (Hemmer 1775: XI), allerdings sei sie eher für den obersächsischen Raum brauchbar (AUTORITÄT

³⁰⁵ Hemmer war ein strikter Vertreter des phonetischen Prinzips sowie der allgemeinen Kleinschreibung, die im 19. Jahrhundert u. a. auch von Jakob Grimm verfolgt und propagiert wurde. In Hemmers *Kern der deutschen Sprachkunst* (1785) wendete er beide Prinzipien konsequent an, weshalb sich sein Werk orthographisch stark von den anderen Sprachlehren jener Zeit abhob und dafür heftig kritisiert wurde (vgl. Brekle et al. 1996: 195f.).

‚Gottsched‘). Er verfasste seine *Deutsche Sprachlehre* folglich unter besonderer Berücksichtigung des Kurpfälzischen und orientierte sich dabei an den Arbeiten von ‚Wachter, Gottsched, Popowitsch, Heynatz [...] [und, Einfügung: V. S.] andern“ (Hemmer 1775: XII).

Hemmer (1775: X) ging davon aus, dass die Menschen ihre Muttersprache auf Basis einer guten Sprachlehre erlernen sollten, damit sie später die sprachlichen Besonderheiten („herrlichen Eigenschaften, die ihre Vollkommenheit und Schönheit ausmachen“ (Hemmer 1775: IX)) ihrer Muttersprache erkennen und wertschätzen könnten. Nur so würde die „Gleichgiltigkeit“, die die Pfälzer ihrer Sprache lange entgegengebracht hätten, in eine „Sorgfältigkeit im Reden und Schreiben“ (Hemmer 1775: X) münden. Mit seiner Sprachlehre möchte Hemmer diese Entwicklung vorantreiben.

Seiner Ansicht nach verfüge die deutsche Sprache von Natur aus über ein „feines, geschmeidiges und biegsames Wesen“ (Hemmer 1775: IV) (IDEALE). Sie sei also in vielen Kommunikationskontexten sinnvoll einsetzbar, da sie verschiedene Eigenschaften in sich vereinige, wie etwa Männlichkeit und Stärke, aber auch Zärtlichkeit und Kürze (vgl. Hemmer 1775: IV). Hemmer (1775: IV) resümiert, dass die lateinische Sprache in „Deutschland [...] nicht mehr nöthig [sei, Einfügung: V. S.]“ (NOTWENDIGKEIT). Er geht davon aus, dass durch die Vereinigung aller zur Verfügung stehenden Kräfte das Ansehen der pfälzischen Mundart (LEITVARIETÄT ‚Pfälzisch‘) noch stärker vorangetrieben werden könne und seine Landsleute so endlich deren Schönheit erkennen könnten (vgl. Hemmer 1775: VIII) (VEREHRUNG). Dieses Streben nach Vereinigung, das Hemmer fordert, entspricht auch dem Zeitgeist in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der sich das Heilige Römische Reich Deutscher Nation allmählich auflöst und 1815 im Deutschen Bund zusammengeschlossen wird.

Diese Vereinigung solle auch in der deutschen Sprache erfolgen, indem eine verbindende Sprachnorm gefunden und etabliert werde. In diesem Zusammenhang geht Hemmer (1775: VII) auf die Preisschrift Fuldas zu den zwei Hauptmundarten des Deutschen ein (AUTORITÄT ‚Fulda‘). Fulda beschreibe zum einen das Oberdeutsche im Süden, das „weitschweifig [und, Einfügung: V. S.] vollmündig“ sei, und zum anderen das „kurze[, weiche[]“ (Hemmer 1775: VII) Niederdeutsche im Norden. Durch ihre Lage vereine die pfälzische Sprachlandschaft sowohl Eigenschaften des Ober- als auch des Niederdeutschen in sich und beschreitet damit einen „Mittelweg“ (Hemmer 1775: VII), ähnlich wie die angesehene obersächsische Mundart (LEITVARIETÄT ‚Obersächsisch‘).

Die Entwicklung, die das Deutsche seit dem 9. Jahrhundert vollzogen habe, von einer „barbarische[n] Sprache“ (Hemmer 1775: III) hin zu einer von allen Völkern geschätzten Sprache, hebt er in seiner Vorrede besonders hervor. Als Beleg für seine These geht Hemmer (1775: V) auf das Ansehen der deutschen Sprache in Frankreich ein, wo öffentliche Lehrstühle für die deutsche Sprache eingerichtet worden seien.

Zudem würde man in Frankreich „die Schriften unserer schönen Geister fleißig übersetzen [lassen, Einfügung: V. S.]“ (Hemmer 1775: V).³⁰⁶

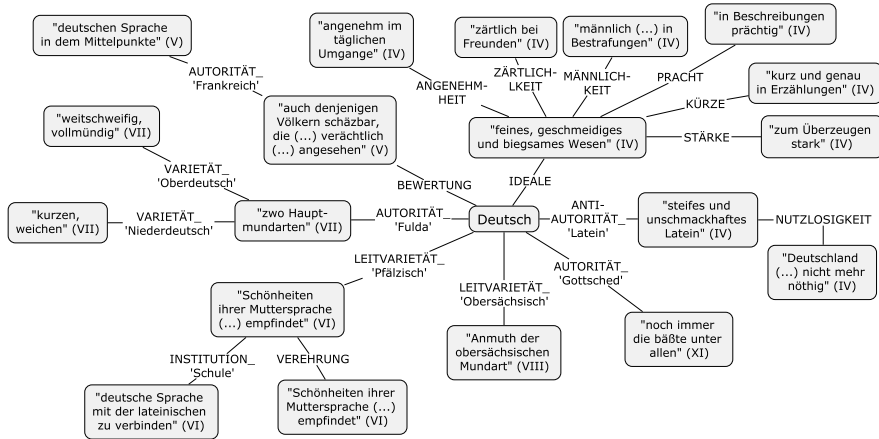


Abb. 7.23: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Hemmers *Deutscher Sprachlehre* (1775)

7.3.10 Teutsch in Nasts *Teutschem Sprachforscher* (1777)

Johann Nast wurde 1722 in der Nähe von Württemberg geboren und war später als Präzeptor am Gymnasium tätig (vgl. Brekle et al. 1998: 303). Aufgrund seiner Herkunft war er einer der eifrigsten Verfechter³⁰⁷ des Schwäbischen im Sprachnormierungsdiskurs des 18. Jahrhunderts, neben Friedrich Karl Fulda, mit dem er eine rege Zusammenarbeit pflegte (vgl. Brekle et al. 1998: 303). So erschien Fuldas *Grundregeln der teutschen Sprache* zuerst in Nasts *Teutschem Sprachforscher*, bevor diese 1778 als selbstständige Publikation verlegt wurde (vgl. Brekle et al. 1994: 182).

Die Hochachtung Nasts gegenüber dem Schaffen seines Kollegen Fulda ging so weit, dass er dessen „Abhandlungen über die beiden Mundarten“ als Zäsur im Sprachnormierungsdiskurs ansah, da durch dieses Werk die Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache „aufs neue rege [ge]worden [sei, Einfügung: V. S.]“ (Nast

³⁰⁶ Vgl. hierzu die Abbildung 7.23.

³⁰⁷ Brekle et al. (1998: 303) sprechen bei Nast sogar von einem „radikaleren Exponenten einer süddt. Position“.

1777: 6). Gleichzeitig bedauerte Nast (1777: 7), dass die Ausführungen Fuldas nicht ausführlicher³⁰⁸ sind, da so viele Leser*innen im Dunkeln bleiben würden.

Die Autorität, an der sich jedoch keiner der deutschen Sprachgelehrten messen könne, war für Nast (1777: 7) der französische Grammatiker Abbé Girard, dessen Schrift *Les Vrais Principes de la langue française* auch im deutschen Sprachraum stark polarisierte (AUTORITÄT ‚Girard‘). Zwar seien die *Grammatischen Abhandlungen* von Mázke (AUTORITÄT ‚Mázke‘), die *Gelehrtenrepublik* von Klopstock (AUTORITÄT ‚Klopstock‘) sowie die bereits erwähnte Preisschrift Fuldas (AUTORITÄT ‚Fulda‘) erfreuliche Ansätze, könnten sich aber noch nicht mit den Arbeiten Girards messen. Dies sei vor allen Dingen der Tatsache geschuldet, dass die deutschen Gelehrten immer noch „alles in die Form der gemeinen lateinischen Grammatiken [gießen würden, Einfügung: V. S.]“ (Nast 1777: 8) (ANTIAUTORITÄT ‚Latein‘) und die Struktur der deutschen Sprache nicht kennen (UNWISSENHEIT) bzw. in ihren Sprachlehren nicht berücksichtigen würden. Explizit bemängelt Nast (1777: 8), dass das ALPHABET nach wie vor lateinisch sei, obwohl dieses der deutschen Aussprache nicht entsprechen würde.

Das phonetische Prinzip stellt das wichtigste Sprachnormierungsprinzip für Nast (1777: 9) dar, denn die „Lere vom Ton [habe, Einfügung: V. S.] [...] so viel Einfluß in die Rechtschreibung“. Dementsprechend verdeutscht Nast auch das lateinische Alphabet und ersetzt beispielsweise das Graphem <qu> durch ein an die deutsche Aussprache angeglichenes <gw> im Ausdruck „Gwellen“ (*Quellen*) (Nast 1777: 6).

Dem Zeitgeist entsprechend ist auch Nast ein (Sprach-)Patriot und fordert zu patriotischem Denken auf (vgl. Nast 1777: 18) (SPRACHPATRIOTISMUS). Nicht nur im Hinblick auf die Vorrangstellung des Lateinischen unter den deutschen Gelehrten, die endlich überwunden werden sollte, sondern auch hinsichtlich der (sprachlichen) Teilung des deutschsprachigen Raums appelliert Nast (1777: 16) an seine Leser, sich zu verbrüdern. Vor allem die Schwaben ruft er dazu auf, sich der Schönheit ihrer Sprache bewusst zu werden und diese zu pflegen (vgl. Nast 1777: 16) (APPELL). So seien die „alten Schwaben“ (Nast 1777: 11) die Vorväter des Hochdeutschen (LEITVARIETÄT ‚Schwäbisch‘) und auch der schwäbische Kanzlei- und Urkundenstil sei viel „besser als bei den übrigen Provinzen“ (Nast 1777: 11) (AUTORITÄT ‚Kanzlei‘). Hier meint Nast (1777: 11) vor allem die sächsischen Provinzen (ANTIAUTORITÄT ‚Obersachsen‘), die sich als ‚Sprachlehrer‘ verstünden und den anderen deutschen Provinzen Vorschriften machen wollen, obwohl ihre Sprachregeln auf einer „schlüpfrigen]“ (Nast 1777: 12) Basis gegründet seien (BEWERTUNG). Der Schwabe Nast richtet sich klar gegen die

308 Die betreffende Arbeit Fuldas entstand im Rahmen einer Ausschreibung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, die vermutlich einen formalen Rahmen für den Umfang der Einsendungen vorgegeben hatte. (vgl. Inama von Sternegg 1878/2023: o. S.)

obersächsische Sprachherrschaft und plädiert für die Einbeziehung aller deutschen Provinzen im Normierungsdiskurs, mit besonderem Verweis auf das Schwäbische.³⁰⁹

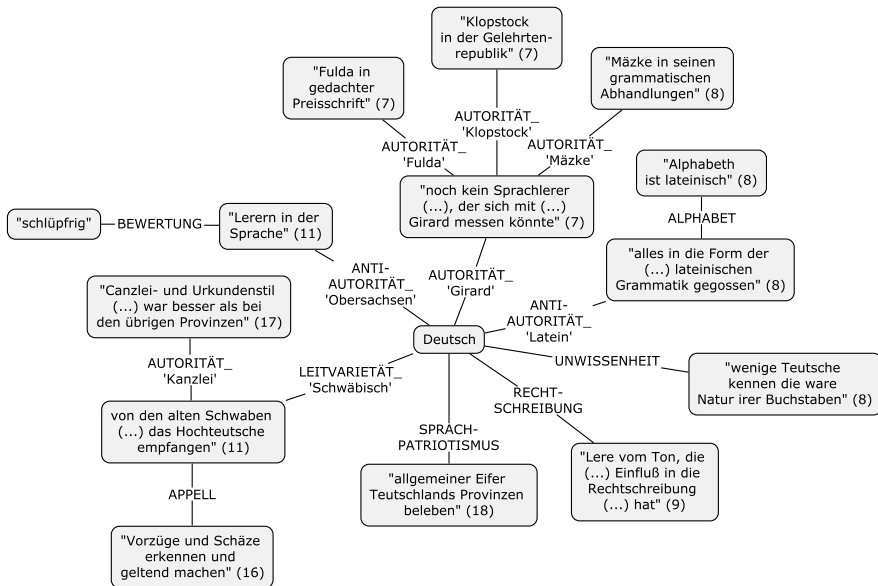


Abb. 7.24: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Nasts *Teutschem Sprachforscher* (1777)

7.3.11 *Teutsch in Fuldas Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung* (1788)

Karl Friedrich Fulda wurde 1724 in Wimpfen bei Heilbronn geboren. Er besuchte das Gymnasium in Stuttgart und studierte im Anschluss Theologie, Philosophie und Mathematik an der Universität in Tübingen (vgl. Brekle et al. 1994: 174). Seine wohl bedeutendste und meistrezipierte sprachtheoretische Schrift ist die Preisschrift *Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache*³¹⁰, in der er seine Sprachentstehungstheorie darlegte (vgl. Brekle et al. 1994: 175). Die Arbeit wurde in der ersten Auflage

³⁰⁹ Vgl. hierzu die Abbildung 7.24.

³¹⁰ Da die Preisschrift nicht über eine Vorrede verfügt, konnte sie leider nicht in das Textkorpus der vorliegenden Arbeit aufgenommen werden.

des Adelungschen Wörterbuchs publiziert und erreichte so ein großes Publikum. Vor allem im süddeutschen Raum wurde die Arbeit Fuldas positiv aufgenommen.

Fulda (1788: A2r) verweist gleich zu Beginn seiner Vorrede in *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung* auf den Streit zwischen Anomalisten und Analogisten, wie die hochdeutsche Norm zu bilden sei (SPRACHIDEOLOGIE). Während die Vertreter des Analogismus eher „nach der Herleitung und Aehnlichkeit“ entscheiden würden, sei für die Vertreter der anomalistischen Position die „Art [...] der feinsten Mundart“ (Fulda 1788: A2r) zur Konstituierung der Sprachnorm ausschlaggebend. Die Analogisten legten dementsprechend besonderes Augenmerk auf die „Herkunft oder [die] Analogie“ der Wörter (Fulda 1788: A4v) (ANALOGIE), wohingegen sich die Anomalisten eher am tatsächlichen Sprachgebrauch orientieren würden und danach entscheiden, welche Varianten „der hochteutschen Sprache angemessen [seien, Einfügung: V. S.]“ (Fulda 1788: A4v) (ANGEMESSENHEIT).

Prinzipiell solle eine Orientierung am schriftsprachlichen Gebrauch der gelehrten Kreise stattfinden und danach auch die Aussprache geregelt werden (LEITVARIETÄT ‚Schriftsprache‘). Welche Sprachlandschaft diesbezüglich den Vorzug haben sollte, lässt Fulda (1788: A2r) zunächst offen: So geht er auf die Vorzüge des „etymologisch alten Oberdeutschen“ ein (LEITVARIETÄT ‚Oberdeutsch‘), aber auch auf die feine Aussprache der Meißner (LEITVARIETÄT ‚Meißnisch‘) sowie die „Aussprache der Niederdeutschen“ (LEITVARIETÄT ‚Niederdeutsch (nach der Schrift; n. d. S.)‘) (Fulda 1788: A2v). In allen Fällen ist nur die Sprache der Gelehrten aus den vorgenannten Sprachlandschaften vorbildhaft (GEBRAUCH ‚Gelehrte‘), die „Provinzialaussprache“ (Fulda 1788: A2r) sei hingegen dringend zu vermeiden bzw. müsse die hochdeutsche Sprachnorm von den Provinzialfehlern gereinigt werden (ANTILEITVARIETÄT ‚Provinz‘). Zur Reinigung der Sprache trage auch die deutsche Poesie maßgeblich bei, die die deutsche Sprache „aus dem Staub, worinn sie unverschuldeterweise bisher gekrochen [war, emporhebe, Einfügung: V. S.]“ (Fulda 1788: A2v–A3r). Die deutschen Dichter würden durch ihre Arbeit das Ansehen der deutschen Sprache verbessern und brächten die alten Stammwörter wieder zum Vorschein in ihren Werken (AUTORITÄT ‚Dichter‘). Fulda (1788: A2r) geht davon aus, dass diese gereinigte deutsche Sprache den anderen europäischen Sprachen sogar überlegen sei, weil sie sich durch ihren Wortreichtum und ihre Verständlichkeit auszeichne (ÜBERLEGENHEIT).

Neben der Provinzialaussprache, die Fulda (1788) sehr kritisch bewertet, richtet er sich auch klar gegen den Gebrauch von Fremdwörtern. Diese würden nur zur „förmliche[n] Verunehrung“ (Fulda 1788: A5r) der deutschen Muttersprache führen und müssten deshalb vermieden werden (FREMDWÖRTER). Stattdessen sollten die Wörter nach ihrem Alter, ihrer Nützlichkeit und Angemessenheit ausgewählt werden. Die alten deutschen Wörter sollten den neomodischen Fremdwörtern vorgezogen werden (ALTER). Außerdem sei die Brauchbarkeit bzw. Nützlichkeit ein weiteres

wichtiges Kriterium, dass bei der Wahl der hochdeutschen Varianten Beachtung finden müsse. Vor allem jene Wörter sollten die Norm konstituieren, die deutsch sind und darüber hinaus auch „brauchbar und nützlich“ (Fulda 1788: A5r), also bspw. von den Schulkindern schnell verstanden und gemerkt werden könnten (NÜTZLICHKEIT).

Fulda (1788: A5r) weist in seiner Vorrede auch darauf hin, dass es eine allgemeingültige und von allen anerkannte hochdeutsche Sprachnorm noch nicht gebe, sondern nur ein „Obersächsischhochdeutsch“, das stark durch das Niederdeutsche geprägt sei: „Der Oberteutsche muß nun Niederdeutsche Wörter lernen, wenn er gedruckte Obersächsischhochdeutsche Bücher verstehen will“ (Fulda 1788: A5r). Diese Kritik überträgt Fulda (1788: A3v) auch auf die Schulwörterbücher, die ebenfalls keine einheitliche hochdeutsche Norm aufzeigen, sondern von den Autoren nur „für die Schulen seines Landes geschrieben [würden]“. Für die Schulen außerhalb des sprachlichen Raumes des jeweiligen Autors seien diese hingegen „unbrauchbar und unverständlich“ (Fulda 1788: A3v). Eine allgemeine hochdeutsche Schriftnorm könne nur erreicht werden, wenn die Wörter entsprechend ihrer Angemessenheit sowie ihres Alters ausgewählt würden.³¹¹

311 Vgl. hierzu die Abbildung 7.25.

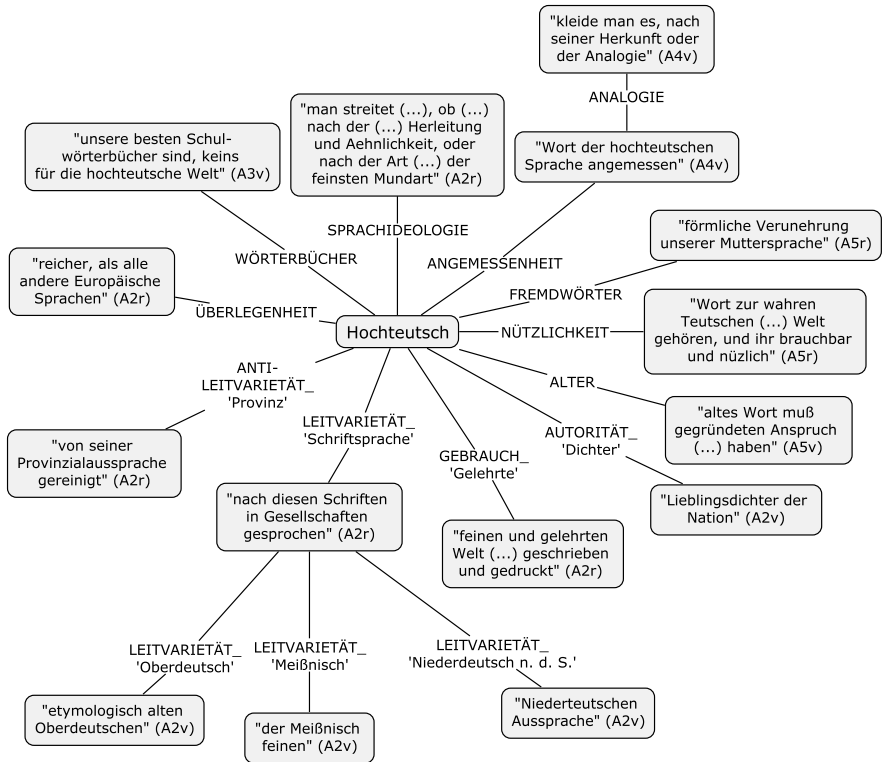


Abb. 7.25: Token-Frame Hochdeutsch rekonstruiert aus Fuldas *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung* (1788)

7.3.12 Zwischenfazit

Die Autoren aus dem süddeutschen Raum zeichnen sich durch ihr lokalpatriotisches Bestreben aus („Lokalpatriotismus“), die eigenen Mundarten als gleichwertig neben der obersächsischen Mundart, die als hochdeutsche Varietät von Gottsched und Adelong propagiert wird, zu etablieren („Gleichwertigkeit“). Dementsprechend verfolgen sie eher einen analogistischen Ansatz, der die „Mundart eines jeden Volkes“ (Aichinger 1754: VII) bei der Konstituierung der hochdeutschen Schriftnorm einbezieht („Analogismus“) und sich am schriftlichen Sprachgebrauch der besten Autoren („Gebrauch“) sowie an den alten und damit als besonders rein geltenden Formen orientiert („Etymologie“). Darüber hinaus setzten sich die süddeutschen Grammatiker auch für die Gleichstellung des Deutschen mit dem Lateinischen und Französischen ein (vgl. Aichinger (1754), Antesperg (1747), Dornblüth (1755), Hoffmann (1763) und Nast (1777)).

Die hochdeutsche Norm soll sich durch ihre überregionale ‚Verständlichkeit‘ und ‚Sprachrichtigkeit‘ auszeichnen, aber auch durch ihre ‚Nützlichkeit‘, etwa im Umgang mit lateinischen und verdeutschten Kunstwörtern.

‚Gottsched‘ und seine Schriften polarisieren im süddeutschen Raum stark. Zwar gibt es einige Autoren, die ihn als Vorbild anerkennen, z. B. Aichinger (1754), Braun (1765) und Hemmer (1775), mehrheitlich wird Gottscheds Spracharbeit jedoch kritisiert bzw. abgewertet. In ihren Vorreden lehnen sich die süddeutschen Grammatiker gegen die ‚sächsischen Sprachrichter‘ auf, vor allem gegen den „Sprachmonarch[en]“ Gottsched (Aichinger 1754: VI). Die Schriften des gottsched-kritischen Fuldas werden im süddeutschen Raum hingegen positiv aufgenommen und als vorbildhaft anerkannt („Fulda“).³¹²

³¹² Vgl. hierzu die Abbildung 7.26.

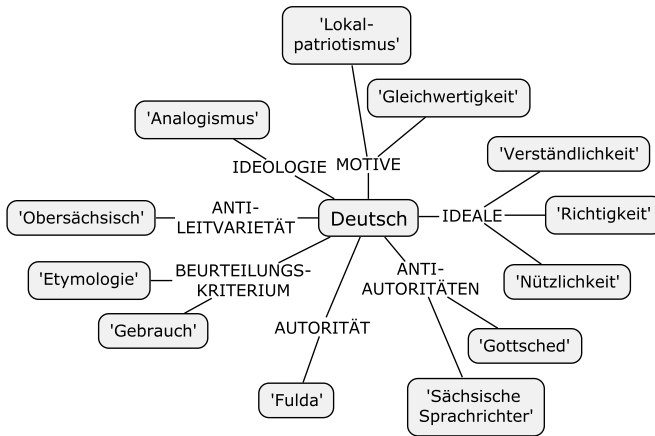


Abb. 7.26: Type-Frame Deutsch: Süddeutsche Autoren im 18. Jhd.

7.4 Schriften der norddeutschen Autoren

7.4.1 *Deutsch* in Heinzes *Anmerkungen* (1759)

Der 1717 in der Nähe von Erfurt geborene Johann Michael Heinze verfasste, neben seiner Tätigkeit als Rektor in Lüneburg, auch zahlreiche Übersetzungen aus dem Lateinischen sowie eine kritische Kommentierung zur Sprachlehre Gottscheds. Seine *Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre* stellt für sich keine eigenständige grammatische Schrift dar, sondern eher eine (zugespitzte) Werkkritik (vgl. Brekle et al. 1996: 181f.). Jellinek (1913: 257) bewertet die *Anmerkungen* von Heinze (1759) als den „heftigste[n] Angriff“ auf Gottsched und dessen Grammatik aus dem norddeutschen Raum.

Die Ansichten Heinzes zur deutschen Sprache können nur *ex negativo* rekonstruiert werden, da er auch in seiner Vorrede hauptsächlich Kritik am Werk Gottscheds äußert, aber nur selten seinen eigenen Standpunkt in Normierungsfragen aufzeigt. Heinze (1759: b3r) verfasst seine Kritik an Gottscheds *Sprachlehre* aus einem aufklärerischen Motiv heraus, nämlich aus seiner „Liebe zur Wahrheit“³¹³ und zu seinem Beruf als Lehrer. Vor allem die jungen Leser*innen möchte Heinze (1759: b10r) mit seinen Anmerkungen zur Prüfung und Kritik an Gottscheds Lehren anregen und damit zu einem besseren Verständnis von der deutschen Sprache beitragen. Sein

³¹³ John Locke nutzte eine ähnliche Formulierung, „love of truth“ (Locke 1695: 377), in seinem Werk *The Reasonableness of Christianity* (1695), das Heinze vermutlich vorlag.

erklärtes Ziel ist es, die Lehrsätze Gottscheds zu widerlegen und neue, geeignetere Ansätze aufzuzeigen (vgl. Heinze 1759: b3r).

Heinze (1759: b3v) erwähnt die *Sprachkunst* von Popowitsch explizit als Vorbild, aus der er „ausgezogen, was er mir neues und eignes zu haben schien“ (AUTORITÄT ‚Popowitsch‘). Die Orientierung Heinzes an dem oberdeutschen Autoren Popowitsch verwundert nicht, da dieser ebenfalls zu den großen Kritikern Gottscheds sowie den Vertretern der Meißenthese gehört. So bezichtigt Heinze (1759: b2r) Gottsched, dass er die „Liebhaber der Deutschen Sprache [...] durch diese Sprachkunst lange genug getäuscht [hätte, Einfügung: V. S.]“ mit seinen „unrichtigen“ Lehrsätzen (vgl. Heinze 1759: b1v). Heinze (1759: b2v) bedauert es sehr, dass sich die *Sprachkunst* Gottscheds immer noch „eines allgemeine Beyfalls [rühme, Einfügung: V. S.]“, obwohl sie diesen nicht verdiene, weil sie so fehlerhaft sei. Heinzes *Anmerkungen* soll deshalb den (jungen) Leser*innen helfen, die Unzulänglichkeiten und Fehler in Gottscheds Grammatik zu erkennen, und geeignetere Ansätze aufzeigen.

So geht Heinze (1759: b8r) in seiner Vorrede u. a. auf die graphematische Variation bei Gottsched ein, der „y, i und j [...] ohne eine rechte Regel und Ordnung [setze, Einfügung: V. S.]“. Zudem seien auch dessen Ausführungen zur e-Apokope bei Substantiven im Dativ Singular zu unspezifisch („das er [Dativ Singular, Einfügung: V. S.] bisweilen sein e verliere“, Heinze (1759: b8v)). Heinze (1759: b9r) spezifiziert diesbezüglich, dass eine Apokopierung nur erfolgen solle, wenn das Nomen ohne Artikel steht oder nach einer Präposition ohne Artikel. Außerdem würden es „die Poeten [...] überall, nach Belieben, weg[lassen, Einfügung: V. S.]“ (Heinze 1759: b9r).

Um seine kritische Position zu stützen, verweist Heinze (1759: b2v) auf eine weitere Arbeit Gottscheds, die *Critische Dichtkunst* (ANTIAUTORITÄT ‚Dichtkunst‘), die in den Gelehrtenkreisen „längst abgesaget [sei, Einfügung: V. S.]“ (BEDEUTUNGSLOSIGKEIT). Eine ähnliche Entwicklung scheint Heinze auch bei dessen *Sprachkunst* zu erwarten (ANTIAUTORITÄT ‚Sprachkunst‘), da diese schlichtweg unrichtig sei (vgl. Heinze 1759: b1v) (FEHLERHAFTIGKEIT).³¹⁴

314 Vgl. hierzu die Abbildung 7.27.

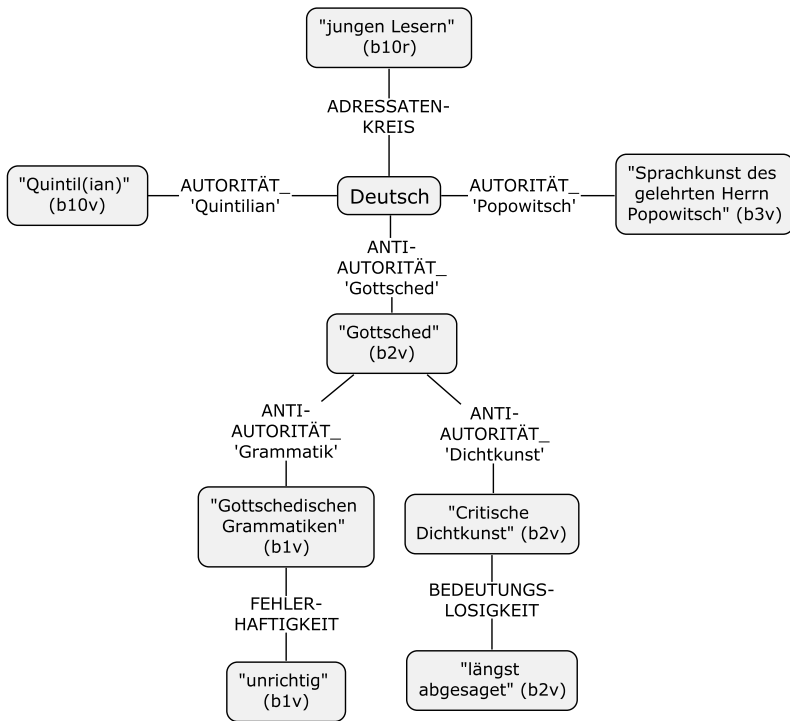


Abb. 7.27: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Heinze's *Anmerkungen* (1759)

7.4.2 Deutsch in Mázkes *Grammatischen Abhandlungen* (1776)

Abraham Gotthelf Mázke wurde 1741 in der Nähe von Nürnberg geboren und war nach seinem Theologiestudium als Hauslehrer sowie später Schulrektor in Niederschlesien tätig (vgl. Brekle et al. 1998: 4). Darüber hinaus arbeitete er bereits seit seiner Gymnasialzeit an einer eigenen deutschen Sprachlehre, die die von Gottsched ablösen sollte. Diesen Entschluss fasste Mázke (1776: 7) im Gespräch mit einem seiner Lehrer am Gymnasium, der bemängelte, dass es noch keine gute deutsche Grammatik gebe und selbst die Sprachlehre Gottscheds „bei weitem nicht die Regeln der deutschen Declination in Ordnung gebracht habe“ (KRITIK). Diese Einschätzung motivierte Mázke zu eigenen grammatischen Studien, u. a. den *Grammatischen Abhandlungen über die Deutsche Sprache*.

Die Vorrede Mázkes hebt sich inhaltlich von den anderen analysierten Vorreden des 18. Jahrhunderts ab. So schildert der Autor eingehend seine jahrelange Krankengeschichte³¹⁵, die seine Arbeit an der Grammatik immer wieder unterbrach. Diese Beschreibung der eigenen Befindlichkeit wird von Mázke (1776: 8) durch explizite Selbstbelobigungen ergänzt: „wie ich mich freute, als ich sah, wie weit der Gymnasiast [Mázke, Einfügung: V. S.] den Herrn Professor [Gottsched, Einfügung: V. S.] übertroffen hatte“. Hier spielt Mázke (1776: 8) auf die drei Deklinationsklassen an, die er bei der Durchsicht des „Frischischen Dictionärs“ rekonstruieren konnte und die „die gerühmten fünf lateinischen Declinationen übertreffen“.

Mázke (1776: 8) verfasste seine *Grammatischen Abhandlungen* jedoch nicht allein zu dem Zweck, Gottscheds *Sprachkunst* zu demontieren, sondern vor allem aus einer sprach- und kulturpatriotischen Gesinnung heraus (SPRACHPATRIOTISMUS). Zum einen wollte er die deutsche Muttersprache vor „tumultuarischen Unregelmäßigkeiten“ schützen, in dem er eine Schreibart entwickelte, die „gründlich, richtig, gut und vortheilhaft“ (Mázke 1776: 26) sei. Zum anderen versuchte er damit auch den „stolzen Nachbarn“ (Mázke 1776: 8), gemeint ist hier wohl Frankreich, von der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache zu überzeugen.

Zudem verfolgte er auch sprachdidaktische Ziele, die aus seiner langjährigen Erfahrung als Lehrer motiviert waren. Mázke (1776: 8) sieht, so wie viele andere Sprachgelehrte seiner Zeit, die Erlernung der grammatischen Struktur des Deutschen als wichtige Vorbereitung für das Studium anderer Sprachen an, die die Schüler*innen so „viel leichter erlernen würden“ (PROPÄDEUTIK). Deshalb sei es notwendig, „das grammatische Studium mit der Muttersprache an[zuf]angen“ (Mázke 1776: 19), da die Schüler*innen zunächst die deutsche Sprache beherrschen können müssten, bevor sie die Struktur einer fremden Sprache verstehen könnten. Dementsprechend

315 Brekle et al. (1998: 4) bewerten Mázkes Schilderungen als „hypochondrische[] Akribie“.

solle auch der Unterricht in deutscher Sprache abgehalten werden (NEUE METHODE), so wie Ratke es bereits im 17. Jahrhundert gefordert hatte.³¹⁶

Neben der *Sprachkunst* Gottscheds verweist Mázke (1776: 9) auch immer wieder auf die *Grundsätze* von Bödiker, dessen Ansichten zur deutschen Orthographie Mázke in weiten Stücken teilt (AUTORITÄT ‚Bödiker‘). Das phonetische Prinzip, also die Orientierung der Schreibung an der Aussprache, stellt auch für Mázke (1776: 15) die wichtigste orthographische Regel dar. Die Orthographie müsse dementsprechend an die Aussprache angeglichen werden, wenn weder eine etymologische Begründung für die abweichende Schreibung gefunden werden kann (ETYMOLOGIE), etwa die Entlehnung aus dem Lateinischen, noch eine Begründung durch Analogiebildung mit den Stammwörtern gegeben ist. Um diese Übereinstimmungen zwischen dem ursprünglichen Stammwort und der zu beurteilenden Wortform zu erkennen, seien „Verstande und Nachdenken“ (Mázke 1776: 20) von Nöten (VERSTAND).

Mázke (1776: 19) ist bewusst, dass seine Schreibart und die ihr zugrunde liegenden orthographischen Regeln „sehr von dem gewöhnlichen abgehe[n]“. Dennoch appelliert er an seine Leser*innen, diese Neuerungen daraufhin zu prüfen, ob sie „gründlich, richtig, gut und vortheilhaft [seien, Einfügung: V. S.]“ (Mázke 1776: 26) (APPELL), und auf dieser Basis eine Vernunft geleitete Entscheidung zu treffen (VERNUNFT).³¹⁷

316 Vgl. hierzu die Erläuterungen zu Ratkes Lehrmethode in Kapitel 6.

317 Vgl. hierzu die Abbildung 7.28.

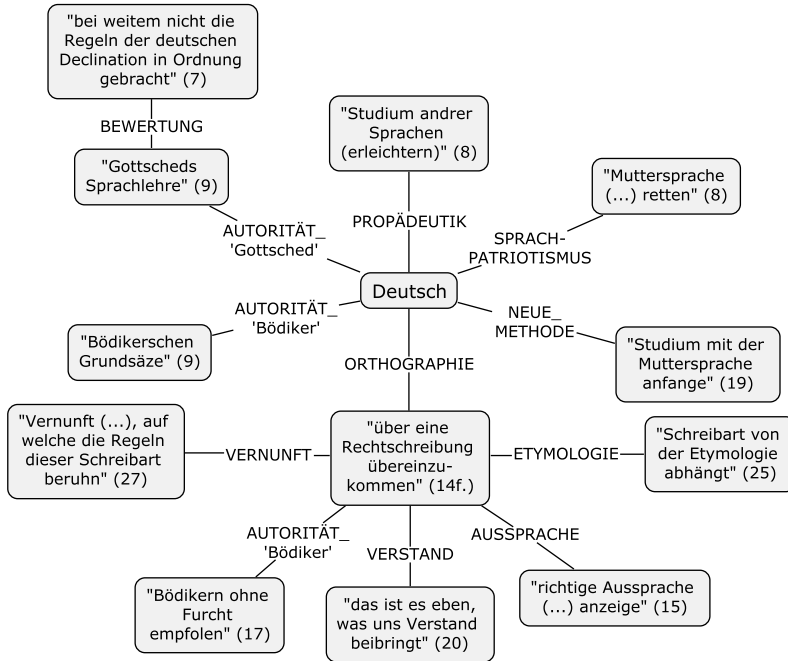


Abb. 7.28: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Mätzkes *Grammatischen Abhandlungen* (1776)

7.4.3 *Deutsch in Heynatz' Anweisung zur Deutschen Sprache (1785)*

Im Jahre 1744 wurde Johann Friedrich Heynatz in der Nähe von Stendal/Sachsen-Anhalt geboren und arbeitete später u. a. in Halle als Lehrer an Gymnasien (vgl. Brekle et al. 1996: 265f.). 1791 erhielt er einen Ruf auf die Professur für Beredsamkeit an der Universität Frankfurt/Oder (vgl. Brekle et al. 1996: 266). Seine Schriften waren vorwiegend für den Gebrauch an Schulen gedacht, so auch seine *Anweisung zur deutschen Sprache*. Schon zu seinen Lebzeiten waren die sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Heynatz populär und erschienen in mehreren Auflagen (vgl. Brekle et al. 1996: 266).

In seiner Vorrede bezichtigt Heynatz (1785: VIII) Adelung implizit des Plagiats, so habe dieser Heynatz' „ehemalige[] Bemühungen in Ansehung unsrer Sprache schlaue und reichlich benützt“ (Heynatz 1785: VIII), als er seine Sprachlehre verfasste (ANTIAUTORITÄT ‚Adelung‘). Im Hinblick auf seine *Anweisung zur Deutschen Sprache* gibt Heynatz (1785: VIII) an, zwar viele Quellen genutzt, aber keine davon „verheimlicht“ zu haben. In diesem Kontext muss auch die positive Bewertung Adelungs durch Heynatz (1785: VIII) interpretiert werden: Einerseits bezeichnet er Adelung als einen „verdienten und berühmten Mann[]“, andererseits beschuldigt er diesen aber, seine Quellen verheimlicht zu haben. Dementsprechend ist die Bewertung als *verdienter Mann* wohl eher sarkastisch zu verstehen.

Mit seiner *Anweisung zur Deutschen Sprache* möchte Heynatz vor allem die jungen Deutschen vor Fehlern im Sprachgebrauch bewahren und ihnen Regeln („gute Anzahl Sprachwahrheiten und Warnungen vor Fehlern“, Heynatz (1785: V)) an die Hand geben. Als fehlerhaft sieht Heynatz (1785: V) etwa die „barbarischen Wörter“ (FREMDWÖRTER) an, worunter er verwerfliche Ausdrücke zusammenfasst, die entweder aus „minder guten und minder angesehenen Schriften“ oder aus der „gemeinen Sprechart, besonders einzelner Landschaften“ (Heynatz 1797: 689) übernommen worden seien. Darüber hinaus warnt Heynatz (1785: V) auch vor dem Gebrauch von „entbehrlichen fremden Wörter[n]“ (FREMDWORTPURISMUS). Diese puristische Grundhaltung des Autors lässt sich bei dessen Verwendung der Kunstwörter ebenfalls beobachten, die er fast vollständig verdeutscht (vgl. Heynatz 1785: VIII) (DEUTSCHE KUNSTWÖRTER). Kritisch merkt Heynatz (1785: VIII) diesbezüglich jedoch an, dass erst die Kritik zeige, ob seine Verdeutschungen auf- bzw. angenommen werden.³¹⁸

318 Vgl. hierzu die Abbildung 7.29.

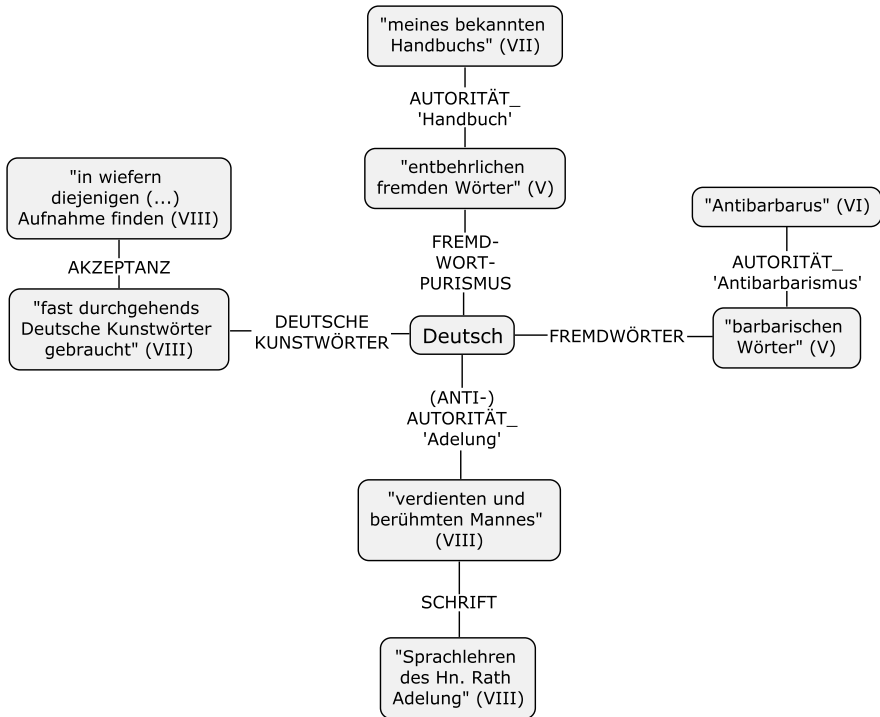


Abb. 7.29: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Heynatz' *Anweisung zur Deutschen Sprache* (1785)

7.4.4 Zwischenfazit

Die meisten Sprachgelehrten in Norddeutschland sprechen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits ein Hochdeutsch, das sie aus den hochdeutschen Schriften der besten Schriftsteller*innen und Autor*innen übernommen haben (vgl. Haas 1980: 159): „Die Hochdeutsche Sprache, so wie sie in Schriften lebt, ist das allgemeine Muster, nach welchem sich alle, so lange der Gebrauch nicht wankt, zu richten schuldig sind“ (Heynatz 1771: 34). Dieser Umstand wird in den analysierten Vorreden der norddeutschen Autoren nicht explizit benannt, ist aber für die Interpretation der vorgetragenen Spracheinstellungen wichtig. Wenn bspw. das ‚Niederdeutsche n. d. S.‘ als Leitvarietät benannt wird, ist damit die nach der (obersächsischen) Schrift erlernte niederdeutsche Aussprache gemeint und nicht die genuin niederdeutschen Regionalsprachen. An dieser Stelle wird deutlich, was bereits in Kapitel 2.4.3 erläutert wurde: Wissensbestände, die in den Vorreden nicht benannt werden, können auch im Frame nicht abgebildet werden. Das verstehensrelevante (historische) Hintergrundwissen muss aber bei der Analyse des Textes notwendigerweise berücksichtigt werden, um eine schlüssige Interpretation zu gewährleisten.³¹⁹

Die norddeutschen Autoren richten sich zunächst vorwiegend nach dem obersächsischen Raum, da hier die meisten und auch die besten (literarischen) Schriften entstehen, u. a. von Christian Fürchtegott Gellert, und passen ihren mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauch daran. Prinzipiell gilt jedoch der ‚Sprachgebrauch‘ der ‚besten Scribenten‘ als Orientierungsgrundlage: „Der Sprachlehrer, er sei Sachse oder Märker, kann wenig oder nichts entscheiden, wenn er den Gebrauch guter Schriftsteller gegen sich hat“ (Heynatz 1771: 34).

Nach dem Siebenjährigen Krieg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert verschieben sich die politischen und wirtschaftlichen Machtverhältnisse und Preußen erlangt gegenüber Sachsen die Vormachtstellung. Die norddeutschen Autoren verteidigen ihre Aussprache in der Folge vehementer und bewerten sie als reiner und verständlicher (‚Niederdeutsch n. d. S.‘) als die obersächsische Mundart (‚Obersächsisch‘). Da sie die hochdeutsche Sprache über den schriftsprachlichen Gebrauch erlernt haben und somit die Fehler des mündlichen Gebrauchs der Sachsen, z. B. die Lenisierungen, nicht realisieren, sei die norddeutsche Aussprache am besten zur Konstituierung der Sprachnorm geeignet.

Die Autoren verfassen ihre grammatischen Schriften vornehmlich aus einem sprachpatriotischen Motiv heraus (‚Sprachpatriotismus‘) und wollen ihre norddeut-

³¹⁹ Eine Analyse der Vorreden, die losgelöst vom jeweiligen Kontext sowie dem sprachlichen und situativen Kontext erfolgt, wird kaum zu validen Erkenntnissen führen. Eine ko(n)textsensitive Analyse, etwa nach dem Modell von Tophinke und Ziegler (2006), ist deshalb empfehlenswert. Vgl. hierzu auch die Erläuterungen in Kapitel 2.1.1.3.

sche Varietät (z. B. das Märkische bei Heynatz) als normkonstituierend, neben dem Meißnischen, etablieren.

In den analysierten Vorreden gehen die Autoren auf ‚Gottsched‘ und dessen Sprachlehre eher kritisch ein, da diese „unrichtig“ sei (Heinze 1759: b1v) und verbessert bzw. überarbeitet werden müsse (vgl. Mätzke 1776: 7). Auch ‚Adelung‘ wird als Autorität nicht anerkannt, Heynatz (1785: VIII) beschuldigt ihn sogar des Plagiats. Prinzipiell wird deutlich, dass die norddeutschen Autoren eher auf ihre eigenen Schriften verweisen und diese als Vorbilder in den Mittelpunkt stellen (‚Norddeutsche Autoren‘). Ihre Spracharbeit ist häufig mit dem Ziel verbunden, die Fehler in den Schriften der obersächsischen Kollegen aufzuzeigen und zu verbessern.³²⁰

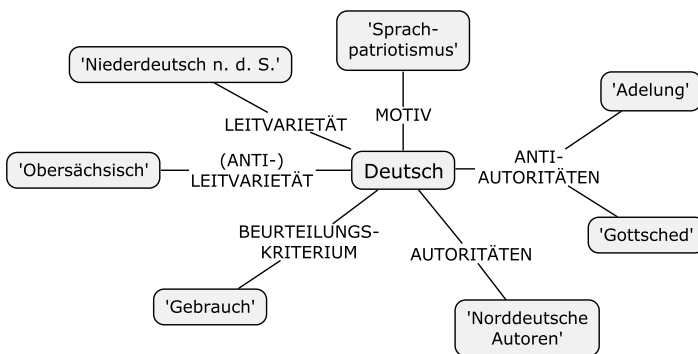


Abb. 7.30: Type-Frame Deutsch: Norddeutsche Autoren im 18. Jhd.

7.5 Fazit

Die Autoren des 18. Jahrhunderts argumentieren entsprechenden der jeweiligen Sprachideologie (Analogismus vs. Anomalismus), der sie folgen, und ziehen ideologiespezifische Kriterien zur Beurteilung der zu konstituierenden hochdeutschen Sprachnorm heran. Sie vertreten gruppenspezifische (süddeutsche vs. mitteldeutsche Autoren) Motive, die ihre Spracharbeit sowie ihr Konzept eines idealen Hochdeutchs prägen.³²¹

³²⁰ Vgl. hierzu die Abbildung 7.30.

³²¹ Vgl. hierzu die Abbildung 7.31.

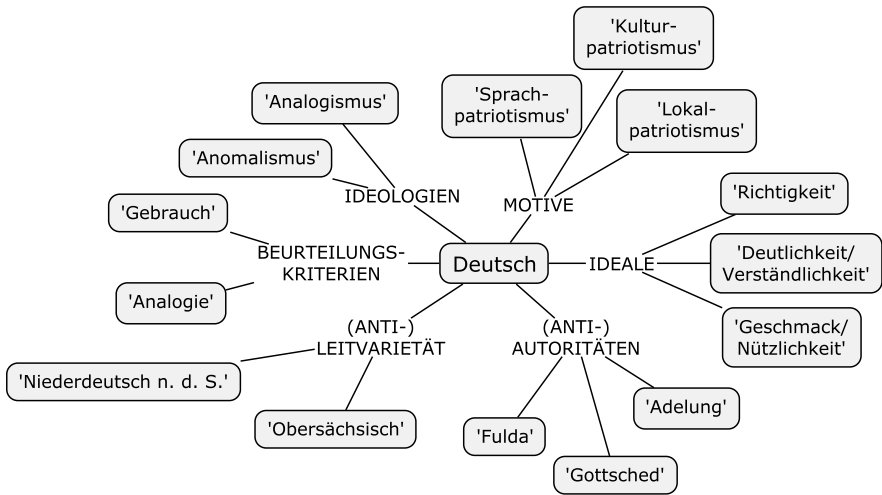


Abb. 7.31: Type-Frame Deutsch: 18. Jhd.

In den analysierten Vorreden der Autoren des 18. Jahrhunderts stehen deren patriotische Bestrebungen um die deutsche Sprache und Kultur (,Sprach-‘ und ,Kulturpatriotismus‘), aber auch um die eigene Region, im Sinne eines Lokalpatriotismus, im Vordergrund. Die Auseinandersetzung mit der Muttersprache sowie ihre Emporhebung zur gleichwertigen Hauptsprache wird von vielen Autoren auch auf die deutsche Kultur übertragen. Es kann eine Analogie zwischen Sprache und Kultur beobachtet werden:

Eine elaborierte Sprache war Zeichen einer differenzierten, entwickelten Kultur; eine ,rauhe‘ Sprache hingegen repräsentierte die Simplität der kulturellen Verhältnisse. (Scharloth 2005: 530)

Vor allem im süddeutschen Raum können, neben den sprach- und kulturpatriotischen Motiven, auch stärkere lokalpatriotische Tendenzen abgeleitet werden (,Lokalpatriotismus‘), da man sich einerseits gegen die Vormachtstellung des Obersächsischen als Prestigevarietät positionieren und andererseits die eigene süddeutsche Varietät als normkonstituierendes Vorbild etablieren wollte (vgl. Sauer 2021b: 115). Prinzipiell kann jedoch festgehalten werden, „dass die Sprachkundler am Ende des 18. Jahrhunderts eine Vielzahl im Detail variierender Konzepte der Leitvarietät vertreten“ (Faulstich 2008: 259).

Die mitteldeutschen Sprachgelehrten, vor allem Gottsched und Adelung, aber auch Heynatz als Vertreter aus dem norddeutschen Raum, sehen die sächsisch-meißnische Varietät als Leitvarietät an (,Obersächsisch‘). Zwar bewertet Heynatz (1785) den norddeutschen mündlichen Sprachgebrauch als klarer und verständli-

cher (Niederdeutsch n. d. S.) als den obersächsischen und stellt auch die kulturelle Vormachtstellung Meißen nach dem Siebenjährigen Krieg in Frage, dennoch gilt die Schriftsprache der obersächsischen Bildungselite als sprachliche Autorität. Diese wird auch von den süddeutschen Autoren Hemmer, Braun und z. T. auch von Aichinger als normkonstituierendes Vorbild angenommen.

Obersachsen stellt im 18. Jahrhundert ein wichtiges, in der Schaffensperiode von ‚Gottsched‘ und ‚Adelung‘ sogar ein stark polarisierendes Zentrum der Wissenschaften und Künste im deutschsprachigen Raum dar (vgl. Scharloth 2005: 530), weshalb sich die obersächsisch-meißnische Varietät als Vorbild für die Schreibnormierung im mittel- und norddeutschen Raum etablieren konnte.

Die Autoren des 18. Jahrhunderts können, ähnlich wie bereits zuvor im 17. Jahrhundert, nach ihrer sprachideologischen Position zu Gruppen zugeordnet werden: Während die süddeutschen und norddeutschen Gelehrten eher eine analogistische Position einnehmen, vertreten die beiden herausragenden mitteldeutschen Autoren Gottsched und Adelung einen ‚Anomalismus‘ zugunsten des Sprachgebrauchs der meißenischen Bildungselite und Oberschicht (‚Gebrauch‘). Die hochdeutsche Norm wird zum einen schichtspezifisch bestimmt (‚Adel‘ und ‚Bildungselite‘) und zum anderen mit der Schriftsprache gleichgesetzt (vgl. Faulstich 2008: 355).

Die Analogisten streben hingegen „ein Substrat aus den besten Eigenschaften aller Mundarten an“ (Faulstich 2008: 152) (‚Analogismus‘), d. h., dass ein Vergleich aller Formen durchgeführt werden muss und letztlich die Analogie als Beurteilungskriterium herangezogen wird und diese die Regeln konstituiert (‚Analogie‘). Dementsprechend würde eine Wortform auch dann als richtig anerkannt werden, wenn sie dem aktuellen Sprachgebrauch widerspricht.

Gottsched und später auch Adelung nutzen den Ausdruck *Hochdeutsch* meist synonym für die obersächsisch-meißnische Leitvarietät und ziehen damit den Groll der süddeutschen Autoren auf sich. Diese bezeichnen Gottsched deshalb als „Sprachmonarch“ (Aichinger 1754: VI) und betiteln die Sachsen als „Sprachrichter“ (Popowitsch 1754: 4). In den süddeutschen Provinzen, die „kulturell weniger entwickelt sind als Sachsen“ (Scharloth 2005: 531), argumentieren die Autoren häufig mit der Reinheit und Unvermischtheit ihrer Mundarten im Vergleich zum dekadenten Meißenischen (vgl. Scharloth 2005: 531). Hier wird auch der gottsched-kritische Fulda häufiger als Sprachautorität benannt (‚Fulda‘), z. B. von Hemmer (1775) und Nast (1777).

Die Ideale, die die Autoren mit der hochdeutschen Schriftnorm verbinden, sind äußerst homogen ausgeprägt: Entsprechend der antiken Stilllehre soll sich die deutsche Sprache vor allem durch ihre Reinheit (*puritas*) auszeichnen, also durch klare Regeln und die Freiheit von unklaren bzw. fremden Wörtern (‚Richtigkeit‘). Daneben spielen auch die überregionale ‚Verständlichkeit‘, die sprachliche Ausdifferenzierung der Begriffe (‚Deutlichkeit‘) und die zweckgebundene Nutzung des Sprachschmucks (‚Geschmack‘) eine wichtige Rolle.

8 Zusammenfassung und Fazit

8.1 Reflexion des framesemantischen Ansatzes

Ein fruchtbares theoretisches Modell und der daraus erwachsende methodische Ansatz, der die Ebene der Sprache (Bedeutungen) und der Diskurse verbinden kann, ist die Analyse von Wissensrahmen (Frames). (Busse 2018: 3)

In der vorliegenden Analyse wurde ein framesemantischer Ansatz verfolgt, um die Bedeutung des Ausdrucks (*Hoch-*)*Deutsch* innerhalb des Spracheinstellungsdiskurses des 16. bis 18. Jahrhunderts zu rekonstruieren. Im Folgenden werden einige ansatzspezifische Besonderheiten, die bei der Analyse der Konzepte aufgetreten sind, erläutert und reflektiert.

Vererbung von Attributen auf untergeordnete Frames

Eine grundlegende Erkenntnis bezieht sich auf die hierarchische Organisation von Frames bzw. Konzepten: Im Frame *Teutsch* zur Vorrede von Aichingers *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1754) nutzt der Subframe *Reines Hochteutsch*³²² u. a. die Attribute *AUTORITÄT*, *VERSTÄNDLICHKEIT* und *ANALOGISMUS*, die auch die übergeordneten Frames *Deutsch* strukturieren, wie aus der Attributübersicht in Tabelle 7.1 in Kapitel 7 ersichtlich wird. Die Attributstruktur des übergeordneten Frames kann folglich auf dessen untergeordnete Frames übertragen werden, die dann durch weitere neue Attribute ergänzt werden können.

Ein weiteres Beispiel für die Hierarchisierung innerhalb von Frames zeigt sich u. a. im Konzept *Deutsch* von Kromayer (1618): Das Attribut *NÜTZLICHKEIT*, als ein Ideal innerhalb des Frames *Deutsch*, kann im untergeordneten Frame *Ratichio* ebenfalls als Attribut rekonstruiert werden. Im übergeordneten Frame bezieht sich *NÜTZLICHKEIT* auf die deutsche Sprache allgemein, die von der christlichen Jugend geübt werden soll. Mittels des Deutschen ist es nämlich möglich, die jugendlichen Leser*innen zu frommen und gottesfürchtigen Christ*innen zu erziehen. Im untergeordneten Frame *Ratichio* bezieht sich das Attribut *NÜTZLICHKEIT* auf das Werk *Ratkes*, das als äußerst nützlich von Kromayer (1618: IIr) beurteilt wird, da durch dessen *Neue Methode* die Schüler*innen leichter die deutsche Sprache erlernen können und zudem besser auf das Lateinstudium vorbereitet werden. Hier kann ebenfalls die Vererbung von Attributstrukturen auf untergeordnete Frames beob-

322 Im Token-Frame ist der Subframe als expliziter Füllwert „reine Hochteutsche“ notiert. Da jeder konkrete Füllwert bzw. Standardwert durch rekursive Einbettung selbst zum Frame werden kann, muss die Notation entsprechend angepasst werden.

achtet werden. Obwohl sich die Gegenstände der beiden Frames unterscheiden, da zum einen die Varietät *Deutsch* im Vordergrund steht und zum anderen die Person Ratke, die für Kromayer (1618) eine Autorität im Hinblick auf das Deutsche darstellt, ist das Attribut NÜTZLICHKEIT Bestandteil in beiden Frames.

Es kann festgehalten werden, dass übergeordnete Frames ihre Attribute an untergeordnete Frames vererben können. Außerdem konnte im Rahmen der diachronen Untersuchung gezeigt werden, dass die Attributstruktur der Frames im Verlauf der drei Jahrhunderte relativ persistent ist. Zudem konnte auch eine Ausdifferenzierung der Attribute in Sub-Attribute ermittelt und somit eine Zunahme der Granularität der Framestruktur nachgewiesen werden.

Dynamizität der Strukturelemente in Frames

Der Vergleich der historischen Frames, auf Basis der Korpusdaten (Vorreden), legte auch Diskursdynamiken offen und zeigte darüber hinaus Entrenchment-Phänomene auf, wie z. B. die Verfestigung von Standardwerten zu Attributen.

Ein Attribut³²³, wie z.B. GLEICHWERTIGKEIT im Token-Frame von Bellin (1661), stellt im allgemeineren Type-Frame der Grammatiker im 17. Jahrhundert einen Standardwert ‚Gleichwertigkeit‘ dar. Type-Frames sind dementsprechend abstrakter bzw. allgemeiner als Token-Frames, die wiederum individuelle, auf einen empirischen Referenten zurückführbare Werte enthalten.

Diese Dynamizität konnte in der vorliegenden Untersuchung nur bei Sub-Attributen beobachtet werden, die sich im Frame nicht so stark verfestigt haben wie die ihnen übergeordneten Attribute. Darüber hinaus konnte gezeigt werden, dass die Dynamizität in einem Zusammenhang mit der Granularität der Sub-Attribute zu stehen scheint. Jene Attribute, wie z. B. ADRESSATENKREIS, AUTORITÄT oder LEITVARIETÄT, für die keine festen Sub-Attribute, sondern lediglich Standardwerte rekonstruiert werden konnten, behalten ihren Strukturstatus auch innerhalb der allgemeineren Type-Frames bei. Die Sub-Attribute der stärker ausdifferenzierten übergeordneten Attribute, wie z. B. IDEALE, MOTIVE und KOGNITIVE FÄHIGKEITEN, sind hingegen dynamisch. Während sie in den Token-Frames als Sub-Attribute fungieren, bilden sie in den allgemeineren Type-Frames Standardwerte. Die Dynamizität von Strukturelementen wird folglich durch deren Verfestigungsgrad beeinflusst. Demnach weisen Attribute einen hohen Verfestigungsgrad auf und zeichnen sich durch einen hohen Abstraktionsgrad aus, wohingegen Sub-Attribute weniger stark verankert und konkreter bzw. spezifischer sind.³²⁴

³²³ Hier sind nur die Sub-Attribute 1. und 2. Grades betroffen (vgl. hierzu die Tabellen 2.1, 6.1 und 7.1).

³²⁴ Vgl. hierzu Abbildung 8.1.

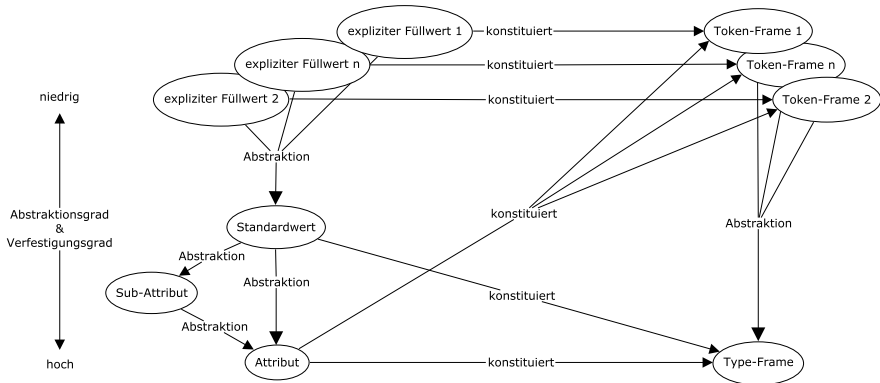


Abb. 8.1: Dynamizität von Frames und ihrer Strukturelemente

Granularität der Attribute und Frames

Teilweise werden Attribute verschränkt, wodurch Granularität entsteht:

Jdoch aber weil fast kein ort zu finden/da die Hochdeutsche sprache durchgängend rein geredet würd: Dän fast allenthalben (was gemeine Läute belanget) auch bei den Hochdeutschen/sich ein mangel befindet [...] in der Ausrede. (Bellin 1661: aXIV)

Im Frame von Bellin (1661) fungiert das Attribut UNREINHEIT als Determinans zum Attribut AUSSPRACHE als Determinatum, weil der Wert ‚(hochdeutsche) Aussprache‘ („Hochdeutsche sprache“) durch den Wert ‚unrein‘ („kein ort [...]/da [...] rein geredet würd“) näher charakterisiert wird. Diesbezüglich könnte auch die Frage gestellt werden: Wie wird die Aussprache semantisch näher bestimmt? *Die Aussprache ist unrein*. In diesem Beispiel ist AUSSPRACHE das Basis-Attribut (im Sinne eines Determinatums) zu UNREINHEIT als bestimmendem Attribut (im Sinne eines Determinans).

Dass Bellin (1661) die hochdeutsche Aussprache als ‚unrein‘ charakterisiert, erscheint zunächst nicht nachvollziehbar zu sein, da er das Hochdeutsche als Leitvarietät bestimmt. Eine Analyse der Abhängigkeitsstrukturen im Frame kann diesen scheinbaren Widerspruch auflösen: Der Zielausdruck (zentraler Knoten) *Deudsch* ist über das Attribut LEITVARIETÄT mit dem Wert „Hochdeutsche sprache“ verbunden. „Hochdeutsche sprache“ bildet einen Knoten 1. Grades, der über das Attribut LEITVARIETÄT mit dem zentralen Knoten *Deudsch* verbunden ist und über das Attribut AUSSPRACHE UNREINHEIT mit dem Werte-Knoten 2. Grades „kein Ort [...] rein geredet“. Die unreine Aussprache innerhalb des hochdeutschen Raumes wird im Hinblick auf den Personen- bzw. Sprecherkreis noch weiter eingegrenzt, d. h. determiniert: Bellin (1661: aXIV) benennt explizit die „gemeine[n] Läute“, also das einfache Volk, das selbst innerhalb des hochdeutschen Gebietes die hochdeutsche Sprache nicht rein sprechen könne. Somit stellt „gemeine[n] Läute“ einen Werte-Knoten 3. Grades

dar, der über das Attribut ANTIAUTORITÄT mit dem Werte-Knoten „kein Ort [...] rein geredet“ verknüpft ist. Die unreine Aussprache innerhalb des hochdeutschen Gebietes bezieht Bellin (1661: aXIV) demzufolge nur auf den Personenkreis „gemeine Läute“, die er als ANTIAUTORITÄT bestimmt.

Das Attribut AUSSPRACHE UNREINHEIT überspringt dabei vermeintlich einen Werte-Knoten³²⁵: Das Attribut LEITVARIETÄT wird durch den Werte-Knoten 1. Grades „Hochdeutsche sprache“ belegt, woran das Attribut AUSSPRACHE mit dem Werte-Knoten 2. Grades „geredet“ anschließt. Dieser ist wiederum mit dem Attribut UNREINHEIT und dem belegenden Werte-Knoten 3. Grades „kein Ort [...] rein“ besetzt. Der Werte-Knoten 2. Grades („geredet“) ist folglich mit dem Werte-Knoten 3. Grades („kein Ort [...] rein“) verschmolzen bzw. verschränkt, um die Übersichtlichkeit der Darstellung im Frame zu gewährleisten.

Darüber hinaus können auch hyperonymische Beziehungen zwischen Attributen und Standardwerten ermittelt werden, die die Granularität innerhalb des Frames von Bellin (1661) erhöhen: Im Vergleich zum obenstehenden Beispiel besteht ein Unterschied zum ebenfalls aus zwei Teilen bestehenden Attribut ANTIAUTORITÄT ‚Gemeine Leute‘, da hier keine Verschränkung, sondern eine Hyperonymie beobachtet werden kann. Das hyperonyme Strukturelement *Antiautorität* und das hyponyme Strukturelement *Gemeine Leute* können klar bestimmt werden, d. h., dass das Hyperonym *Antiautorität* immer dem Hyponym *Gemeine Leute* übergeordnet sein muss. Das Attribut (ANTIAUTORITÄT) wird durch den Zusatz eines hyponymischen Standardwerts (‚Gemeine Leute‘) spezifiziert. Je häufiger diese Attributstruktur innerhalb der Frames vorkommt, umso stärker verfestigt sich diese. In der Folge kann sich der Standardwert zum (Sub-)Attribut wandeln.

8.2 (Hoch-)Deutsch im 16. bis 18. Jahrhundert

16. Jahrhundert

Im 16. Jahrhundert³²⁶ setzen sich vor allem zwei Autorengruppen mit der deutschen Sprache auseinander: Zum einen die hauptamtlichen Schulmeister, die in den Schulen unterrichten und zum anderen die Schreiber, die u. a. in den Kanzleien tätig sind. Während die Schulmeister vorrangig die ‚Schüler‘ sowie deren ‚Schulmeister‘ mit ihren Schriften adressieren, wenden sich die Schreiber vermehrt den ‚Schreiberlehrlingen‘ zu. Dementsprechend unterscheiden sich beide Gruppen auch hinsichtlich ihrer Motive, die sie zur Arbeit an der deutschen Sprache veranlassen: Die Schulmeis-

³²⁵ Das Attribut stellt die Merkmalskategorie dar, der ein Wert zugeordnet werden kann.

³²⁶ Vgl. hierzu Tabelle 8.1.

ter folgen häufig dem Bestreben, die ‚Alphabetisierung‘ voranzutreiben und durch didaktisch aufbereitete Schriften die Jugend zum Lesen und Schreiben zu befähigen sowie deren Lehrer zu gutem Unterricht anzuleiten. Die Schreiber verfolgen mit ihren Schriften hingegen eher das Ziel, die angehenden Schreiber zu einer möglichst einheitlichen und verständlichen Schriftsprache anzuleiten und so zur Verbesserung der deutschen Schreibung beizutragen (‚Schreibbefähigung‘). Zudem verfolgen sowohl die Schulmeister als auch die Schreiber ein religiöses Motiv (‚Religion‘), das ihrer Arbeit übergeordnet ist. Die Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache soll die Deutschen Gott näher bringen, indem z. B. die *Heilige Schrift* und andere religiöse Schriften gut verdeutscht werden, viele Menschen diese Übersetzungen lesen bzw. verstehen können und so ein gottesfürchtiges Leben führen können. Dabei wird die deutsche Sprache selbst als eine Gabe Gottes angesehen (vgl. Luther 1990: 95), was einerseits deren Güte bzw. ‚Göttlichkeit‘ verdeutlicht und andererseits auch die Legitimationsbasis für eine intensive Auseinandersetzung und Pflege des Deutschen darstellt. Zudem wird auch das ‚Alter‘ der deutschen Sprache von den Autoren als Kriterium herangezogen, um deren Wert zu verdeutlichen und sie neben die heiligen Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch zu stellen.

Das ‚Wissen‘ der Deutschen um ihre Muttersprache stellt die wichtigste Voraussetzung für einen guten Sprachgebrauch dar; dementsprechend sollen die Schüler*innen fleißig üben und die Schreiberlehrlinge möglichst viele (regionale) Varianten kennen, um die verständlichsten herauszufiltern und in ihren Schriften zu verbreiten. Neben der ‚Verständlichkeit‘ streben die Autoren des 16. Jahrhunderts auch die ‚Sprachrichtigkeit‘ und die ‚Nützlichkeit‘ als wichtige Ideale an: So soll sich jeweils eine möglichst einheitliche Schreibung in den verschiedenen Sprachlandschaften etablieren, die klar formuliert ist und keine unnützen Fremdwörter oder andere Verdunklungen enthält. Als Vorbilder für eine „artlich[e] vnnd recht[e]“ (Kolroß 1530/1882: AIIr) hochdeutsche Sprache (‚Hochdeutsch‘), die den „andern tüttschen“ (Kolroß 1530/1882: AIIv) Sprachen vorzuziehen ist, wird auf die ‚Kaiserliche Kanzlei‘, ‚Luther‘ sowie weitere ‚berühmte Schreiber‘ verwiesen.³²⁷

Eine maßgebliche Entwicklung vom 16. Jahrhundert hin zum 17. Jahrhundert ist das Erstarken des (sprach-)patriotischen Motivs: Zwar ist eine (sprach-)patriotische Haltung auch schon bei manchen Autoren im 16. Jahrhundert nachvollziehbar,³²⁸ wobei in dieser Zeit eher der Wunsch ausgesprochen wird, dass sich die deutsche Sprache von den Hauptsprachen Latein, Griechisch und Hebräisch emanzipieren und selbst zur Hauptsprache aufsteigen solle (vgl. Frangk 1531: AIV). In diesem Zu-

327 Vgl. hierzu Tabelle 8.2.

328 Vgl. hierzu die Frames rekonstruiert aus den Vorreden von Frangk (1531), Ickelsamer (1534/1882) und Fuchßperger (1542/1882).

sammenhang wird auch darauf verwiesen, dass die deutsche Grammatik ganz eigene Strukturen aufweise und nicht einfach aus der lateinischen Grammatik übernommen werden könne (vgl. Ickelsamer 1534/1882: AIV).

17. Jahrhundert

Dieses Bestreben der Autoren im 16. Jahrhundert, das Deutsche ebenfalls in den Status einer Hauptsprache zu versetzen, scheint im 17. Jahrhundert³²⁹ umgesetzt zu sein, was u. a. schon aus den Titeln mancher Korpustexte ersichtlich wird.³³⁰ Die Rechtfertigungsproblematik des 16. Jahrhunderts, warum sich der Autor mit der deutschen Sprache als Gegenstand seines Werkes auseinandersetzt, besteht im 17. Jahrhundert nicht mehr bzw. wird diese kaum noch in den Vorreden thematisiert.

Stattdessen wird nun im Rahmen des ‚Sprachpatriotismus‘, der das Hauptmotiv der Autoren jener Zeit darstellt, auf die Gleichwertigkeit des Deutschen mit dem Lateinischen, Griechischen und Französischen verwiesen und später, u. a. bei Zesen (1651: AVIIv)³³¹ und Stieler (1691: IIIr)³³², die Überlegenheit des Deutschen propagiert.

In diesem Zusammenhang kritisieren die Autoren vehement die Haltung vieler deutscher Gelehrter gegenüber ihrer Muttersprache. Die Deutschen würden ihre Sprache nicht achten (‚Verachtung‘) und sich stattdessen nur um die Fremdsprachen bemühen (‚Fremdsprachenverehrung‘). Außerdem würden immer mehr ‚Fremdwörter‘ in die deutsche Sprache gemengt (‚Sprachmengerei‘) und diese so verunreinigt. Gleichzeitig reflektieren die Autoren auch über das Ansehen des Deutschen in anderen Ländern, wie etwa in Frankreich. Dort haben die deutsche Sprache und die Deutschen ein sehr negatives Ansehen und werden als minderwertig bzw. pöbelhaft beurteilt.

Um dem entgegenzuwirken und das Ansehen des Deutschen zu verbessern, appellieren die Grammatiker an ihre Leser*innen, sich mit ihrer Muttersprache auseinanderzusetzen und diese gut zu gebrauchen sowie verstehen zu können. Für viele Autoren ist dementsprechend der Sprachpatriotismus eng mit dem ‚Kulturpatriotismus‘ verbunden. D. h., dass Sprachverfall auch mit einem Machtverfall einhergeht bzw. ein sprachlicher Wandel einen kulturellen Wandel einläuten kann.

³²⁹ Vgl. hierzu Tabelle 8.1.

³³⁰ Vgl. hier die Titel von Butschky (1648) und Schottel (1663), in denen das Deutsche explizit als Hauptsprache angeführt wird.

³³¹ Zesen setzt das Deutsche mit dem Hebräischen gleich, welches in jener Zeit den Staus eines sprachlichen Ursprungs u. a. auch für das Lateinische und Griechische hatte.

³³² Stieler ist in seiner Argumentation noch deutlicher als Zesen (1651) und schreibt explizit, dass die „Lateinische Sprache [...] von den Teutschen [...] entsprungen“ (Stieler 1691: IIIr) sei.

Zudem entwickeln sich allmählich sprachdidaktische Ansätze heraus, die die Autoren des 17. Jahrhunderts in ihren Vorreden propagieren. Die ‚Neue Methode‘ nach ‚Ratke‘ stellt erstmals das Deutsche als Unterrichtssprache und gleichzeitig als Unterrichtsgegenstand heraus. Die Kenntnis der grammatischen Struktur der eigenen Muttersprache soll den Schüler*innen helfen, auch fremde Sprachen, wie etwa Latein, schneller und besser zu erlernen, da sie ihr grammatisches Wissen von der deutschen Sprache auf die Fremdsprache übertragen können. Somit dient die Auseinandersetzung mit der Muttersprache auch der Vorbereitung für das Erlernen fremder Sprachen (‚Propädeutik‘).

Neben der Didaktik, die sich immer stärker herausbildet, etabliert sich auch die ‚Poetik‘ allmählich im 17. Jahrhundert als (wissenschaftliche) Disziplin. In ihr sollen Natur und Kunst der deutschen Sprache miteinander vereint werden, indem zum einen die alten deutschen Stammwörter als Basis für die Dichtung dienen (‚Natürlichkeit‘) und zum anderen die Lehrsätze der antiken Dichter auf das Deutsche angewendet werden. Neben der Reinhaltung der deutschen Sprache wird folglich auch deren kunstmäßige Anwendung gefordert (‚Kunsthfähigkeit‘). Ein guter Poet zeichnet sich entsprechend nicht nur durch sein Talent, sondern vor allem durch sein ‚Wissen‘ und die Einübung der (antiken) Lehrsätze aus.

Eine weitere wichtige Entwicklung im 17. Jahrhundert ist die Herausbildung des ‚Analogismus‘ und des ‚Anomalismus‘ als sprachideologische Haltungen. Als Hauptvertreter des Analogieprinzips in dieser Zeit gilt ‚Schottel‘, der eine Ableitung der Sprachnormen anhand der alten ‚Stamm- und Wurzelwörter‘ anstrebt. Die Anomalisten, allen voran ‚Gueintz‘, orientieren sich hingegen am ‚Sprachgebrauch‘ der Gelehrten und nehmen diesen als Maßstab zur Konstituierung der Sprachregeln.

Es kann resümiert werden, dass im 16. Jahrhundert noch hauptsächlich einfache Lese- und Schreiblehren für die Schulen angefertigt wurden, die Autoren im 17. Jahrhundert dann jedoch schon den Anspruch erheben, eine ‚Sprachkunst‘ für die Gelehrtenkreise zu verfassen. Diese stetige Verwissenschaftlichung der Spracharbeit nimmt im 18. Jahrhundert weiter zu.

18. Jahrhundert

Die Stilideale der Rhetorik, vor allem der dritte Großbereich der *elocutio* (sprachliche Ausformulierung und Darstellung), prägen die Spracheinstellungen der Autoren in dieser Zeit. Die (hoch-)deutsche Schriftnorm soll sich durch ‚Reinheit und Richtigkeit‘ (*latinitas*), ‚Angemessenheit‘ (*aptum*) und ‚Verständlichkeit‘ (*perspicuitas*) ihres Ausdrucks sowie durch ihren ‚Redeschmuck‘ (*ornatus*) auszeichnen.³³³ Zur Beurteilung der Güte der sprachlichen Varianten wird zum einen die ‚Analogie‘

³³³ Vgl. hierzu auch die Erläuterung der Stilideale in Kapitel 7.

herangezogen (Orientierung an den grundrichtigen alten deutschen Wörtern) und zum anderen findet eine Orientierung am ‚Sprachgebrauch‘ der gelehrten Schichten („Beste Scribenten“) statt.

Der Diskurs im 18. Jahrhundert³³⁴ ist zudem stark durch die geistige Bewegung der Aufklärung geprägt. Die ‚Vernunft‘ gilt als die höchste moralische Instanz, der der ‚Verstand‘, die ‚Urteilkraft‘ sowie die ‚sinnliche Wahrnehmung‘ untergeordnet sind. Demnach soll im Disput der Autoren, um die Benennung einer deutschen Leitvarietät, die Vernunft entscheiden, welche (regionale) Varietät als Vorbild zur Konstituierung einer (hoch-)deutschen Norm geeignet ist.

Auf einer diachronen Ebene muss im Sprachnormierungsdiskurs des 18. Jahrhunderts zwischen der Zeit vor dem Erscheinen von Gottscheds Sprachkunst 1748 und der Zeit danach unterschieden werden. So wurden vor 1748 häufig ‚Bödiker‘ bzw. allgemein die ‚Poeten‘ als sprachliche Autoritäten genannt, an denen sich die Schreiber orientieren sollten. Nach 1748 bestimmt dann vor allem die diatopische Ebene, hier besonders die regionale Zugehörigkeit der Autoren, die Konzeption der Leitvarietät. Der ‚Lokalpatriotismus‘ bzw. die lokalpatriotischen Bestrebungen der Autoren prägen sich immer stärker aus und bestimmen deren Konzept des Hochdeutschen: Die mitteldeutschen Autoren um ‚Gottsched‘ und ‚Adelung‘ setzen Hochdeutsch meist mit dem ‚Obersächsischen‘ gleich und vertreten eher eine anomalistische Position. Dementsprechend ist für sie der (schriftliche) ‚Sprachgebrauch‘ der gelehrten Kreise innerhalb des obersächsischen oder meißnischen Raumes verbindlich zur Konstituierung der Norm. Die süddeutschen Autoren richten sich hingegen mehrheitlich gegen Gottsched und die Vorherrschaft des Obersächsischen. Sie beanspruchen stattdessen für die oberdeutschen Varietäten einen Vorbildanspruch, da diese noch die reinen alten Formen enthalten würden („Analogie“) und dementsprechend geeigneter wären als das alamodische Obersächsische. Im Süden ist folglich eher eine analogistische Haltung zu beobachten. Gottsched und dessen Schriften polarisieren auch im Süden stark. Sie werden von den süddeutschen Autoren mehrheitlich abgelehnt und Gottsched als „Sprachmonarch“ (Aichinger 1754: VI) titulierte. Als vorbildhaft gelten meist die Schriften des gottschedkritischen ‚Fulda‘ sowie ‚gute Bücher‘ im Allgemeinen.³³⁵

Im norddeutschen Raum haben sich die Einstellungen zur Leitvarietät im Verlaufe des 18. Jahrhunderts stärker gewandelt. Während sich in der ersten Hälfte die obersächsische Schriftsprache als Leitvarietät in Aussprache und Schreibung etabliert, verändert sich deren Ansehen u. a. aufgrund der politischen und wirtschaftlichen Machtverschiebungen in der zweiten Jahrhunderthälfte. Nun wird

³³⁴ Vgl. hierzu Tabelle 8.1.

³³⁵ Vgl. hierzu Tabelle 8.2.

die eigene niederdeutsche Sprache als normkonstituierend angenommen und ihre Gleichsetzung mit dem Obersächsischen gefordert.

Die Rechtfertigungsproblematik im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert – warum man sich überhaupt mit dem Deutschen als Sprache auseinandersetzen müsse bzw. dürfe – weicht einem Disput um die Vormachtstellung der deutschen Sprachlandschaften untereinander im 18. Jahrhundert, in dem sich die deutsche Sprache bereits größtenteils als Kultursprache etabliert hat.

Tab. 8.1: Attribute im diachronen Vergleich (16. bis 18. Jahrhundert)

Attribut	16. Jhd.	17. Jhd.	18. Jhd.
MOTIVE	ALPHABETISIERUNG, SCHREIBBEFÄHIGUNG, RELIGION	PROPÄDEUTIK, SPRACHPATRIOTISMUS	SPRACHPATRIOTISMUS, KULTURPATRIOTISMUS, LOKALPATRIOTISMUS
IDEALE	SPRACHRICHTIGKEIT, VERSTÄNDLICHKEIT, NÜTZLICHKEIT	SPRACHRICHTIGKEIT, VERSTÄNDLICHKEIT, NÜTZLICHKEIT	SPRACHRICHTIGKEIT, VERSTÄNDLICHKEIT, NÜTZLICHKEIT
BEURTEILUNGS- KRITERIEN	ALTER, GÖTTLICHKEIT	ALTER, NATÜRLICHKEIT, KUNSTFÄHIGKEIT	ALTER, REGELHAFTIGKEIT, GEBRAUCH
KOGNITIVE FÄHIGKEITEN	WISSEN	WISSEN	VERNUNFT, VERSTAND, WISSEN
GRAMMATIK	AUSSPRACHE, SCHREIBUNG, LEXIK, BEDEUTUNG, SYNTAX	AUSSPRACHE, SCHREIBUNG, MORPHOLOGIE/LEXIK, BEDEUTUNG, SYNTAX	AUSSPRACHE, SCHREIBUNG, MORPHOLOGIE/LEXIK, BEDEUTUNG, SYNTAX
DIDAKTIK	–	ALTE METHODE, NEUE METHODE	ALTE METHODE, NEUE METHODE
POETIK	–	POET, GEDICHT/POESIE	POET, GEDICHT/POESIE
RHETORIK	–	–	–
SPRACH- IDEOLOGIEN	–	ANALOGISMUS, ANOMALISMUS	ANALOGISMUS, ANOMALISMUS

Tab. 8.2: Standardwerte im diachronen Vergleich (16. bis 18. Jahrhundert)

Attribut	Standardwerte 16. Jhd.	Standardwerte 17. Jhd.	Standardwerte 18. Jhd.
ADRESSATEN- KREIS	„Schreiber(-lehrlinge)“, „Schüler“ und „Schulmeister“	„Jugend“, „Liebhaber der Poeterey“	„Alle“
AUTORITÄTEN	„Berühmte Schreiber“, „Gute Bücher“, „Kaiserliche Kanzlei“, „Luther“	„Antike Dichter“, „Fruchtbringende Gesellschaft“, „Ratke“	„Bödiker“, „Gottsched“ und „Adelung“, „Fulda“, „gute Bücher“
LEIT- VARIETÄTEN	„Hochdeutsch“	„Hochdeutsch“	„Obersächsisch“ vs. „Oberdeutsch“ vs. „Niederdeutsch n. d. S.“

Es wäre wünschenswert, dass weitere framesemantische Analysen im Hinblick auf den deutschen Spracheinstellungsdiskurs durchgeführt und die historischen Spracheinstellungen mit aktuellen Einstellungsdaten verglichen würden. So könnte zum einen die Dynamizität der Standardwerte sowie Attribute für das Konzept *(Hoch-)Deutsch* nachvollzogen werden und zum anderen die Anwendbarkeit bzw. Übertragbarkeit der Attributstruktur der historischen Frames Deutsch auf aktuelle Sprach(norm)einstellungen überprüft werden.

Literatur

Primärliteratur

- Adelung, Johann Christoph (1782). *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Erster Band*. Leipzig: Breitkopf.
- Aichinger, Carl Friedrich (1750). *Bemühungen der Oberrn Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottscheds zu besänffigen*. Regensburg: o. V.
- Aichinger, Carl Friedrich (1754). *Versuch einer teutschen Sprachlehre, anfänglich nur zu eigenem Gebrauche unternommen, endlich aber, um den Gelehrten zu fernerer Untersuchung Anlaß zu geben, ans Liecht gestellt*. Augsburg: Rieger.
- Albertus, Laurentius (1573/1895). *Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst*. In: *Ältere Grammatiken in Neudrucken. Band 3*. Hrsg. von Karl Müller-Fraureuth. Straßburg: Trübner, S. 11–16.
- Anonym (1527/1882). *Formulare vn duytsche Rethorica ader der schryfftspiegel ghenant [...]*. In: *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Hrsg. von Johannes Müller. Oxford: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 382–388.
- Antesperg, Johann Balthasar von (1747). *Die kayerliche deutsche Grammatick, oder Kunst die deutsche Sprache recht zu reden, und ohne Fehler zu schreiben, Mit zulänglichen Vor- und Anmerkungen, Zum Nutzen Des gemeinen Wesens, und deren, welche des regelmäßigen Verstandes und reinen Ausdrucks in eigener Sprache mächtig seyn wollen, oder ihres Amtes und Geschäfte halber seyn sollen. In vier Theilen, samt einem Examine, Mit sonderbarem Fleiß deutlich und vollkommen [...]*. Wien: Heyinger.
- Bellin, Johann (1661). *Syntaxis praepositionum Teutonicarum*. Lübek: Schmalhaerzens Erben.
- Bödiker, Johann (1698). *Grund-Sätze der deutschen Sprachen Im Reden und Schreiben Samt einen Bericht vom rechten Gebrauch der Vorwörter [...]*. Berlin: Meyers Erben.
- Bodmer, Johann Jakob (1768). *Die Grundsätze der deutschen Sprache. Oder: Von den Bestandtheilen derselben und von dem Redesatze. Oder: Von den Bestandtheilen derselben und von dem Redesatze*. Zürich: Heninger.
- Braun, Heinrich (1765). *Anleitung zur deutschen Redekunst in kurzen Sätzen, zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. [...]*. München: Ott.
- Breitinger, Johann Jakob (1740). *Johann Jacob Breitingers Critische Dichtkunst Worinnen die Poetische Mahlerey in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beyspielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird, mit einer Vorrede von Johann Jacon Bodemer*. Zürich: Conrad Orell und Comp.
- Brücker, Johann (1620). *Teutsche Grammatic/das ist/kurtzer Vnterricht/wie eyner etlicher massen recht reden und schreiben lehrnen solle. [...]*. Franckfurt: Luca Jennis.
- Buchner, August (1663). *August Buchners kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst/ [...]*. Jena: Georg Sengenwalden.
- Burdach, Konrad (1884). *Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Einleitung. Das 16. Jahrhundert*. Leipzig: Hirschfeld.
- Butschky, Samuel von (1648). *Der Hochdeutsche Schluessel/Zur Schreibrichtigkeit oder Rechtschreibung; [...]*. Leipzig: Timotheo Ritzscher.
- Clajus, Johannes (1578). *Grammatica Germanicae Linguae M. Iohannis Claj Hirtzbergensis: Ex Bibliis Lvtheri Germanicis et aliis eius libris collecta*. Lipsiae: Rhamba.

- Dornblüth, Augustin (1755). *Observationes oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weise eine gute Übersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen [...] Nebst einer [...] Critic über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst, und teutsche Grammatic [...]*. Frankfurt/Leipzig: Kraus.
- Fabritius, Hans (1532/1895). Eyn Nutzlich buchlein etlicher gleich stymender worther. In: *Ältere Deutsche Grammatiken in Neudrucken herausgegeben von John Meier. I. Das Büchlein Gleichstimmender Wörter, aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius*. Hrsg. von John Meier. Strassburg: Karl. J. Trübner, S. 1–44.
- Frangk, Fabian (1531). *Teutscher Sprach Art und Eygenschaft Orthographia, gerecht buchstäbig Teutsch zuschreiben [...]*. Franckfurt: Christian Egenolph.
- Freyer, Hieronymus (1728). *Hieronymi Freyers Anweisung zur teutschen Orthographie. Die andere Edition*. Halle: Wäysenhouse.
- Frisch, Johann Leonard (1729). *Joannis Bödikeri, P. [...] Grund-Sätze Der Teutschen Sprache Meistens mit Ganz andern Anmerkungen und einem völligen Register der Wörter/die in der Teutschen Übersetzung der Bibel einige Erläuterung erfördern Auch zum Anhange mit einem Entwurff und Muster eines Teutschen Haupt-Wörter-Buchs Verbessert und vermehrt von Joh. Leonh. Frisch*. Berlin: Christoph Gottlieb Nicolai.
- Fuchßperger, Ortholph (1542/1882). Leeßkonst (1542). In: *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Hrsg. von Johannes Müller. Oxford: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 166–188.
- Fulda, Friedrich Carl (1788). *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung, Sammlern und Liebhabern zur Ersparung vergeblicher Mühe bey bereits schon aufgefundenen Wörtern, und zu leichterer eigener Fortsetzung gegeben [...]*. Berlin/Stettin: Friedrich Nicolai.
- Girbert, Johann (1653). *Die Deutsche Grammatica oder Sprachkunst/[...]*. Muehlhausen: Johannis Hüteri.
- Gottsched, Johann Christoph (1730). *Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen; Darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondere Gattungen der Gedichte, abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden: Überall aber gezeiget wird Daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe. [...]*. Leipzig: Breitkopf.
- Gottsched, Johann Christoph (1748). *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst von Johann Christoph Gottscheden*. Leipzig: Breitkopf.
- Gottsched, Johann Christoph (1750). *Klag-Lied des Herrn Professor Gottsched über das rauhe Pfälzer-Land in einer Abschieds-Ode*. o. O.: o. V.
- Gueintz, Christian (1641). *Deutscher Sprachlehre Entwurf*. Coethen: o. V.
- Harsdörffer, Georg Philipp (1648). *Poetischen Trichters zweyter Theil. [...]*. Nuernberg: Wolfgang Endter.
- Harsdörffer, Georg Philipp (1650). *Poetischer Trichter/[...]. Erster Theil [...]. Zum zweiten mal aufgelegt [...]*. Nuernberg: Wolfgang Endter.
- Heinze, Johann Michael (1759). *Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. [...]*. Göttingen/Leipzig: Daniel Friedrich Kübler.
- Helwig, Johann (1619). *Sprachkuenste*. Giessen: Caspar Chemlin.
- Hemmer, Johann Jakob (1775). *Deutsche Sprachlehre zum Gebrauche der kuhrpfälzischen Lande*. Mannheim: o. V.
- Hempel, Christian Friedrich (1754). *D. Christian Friedrich Hempels Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre, worinnen gründlich und auf die leichteste Art gewiesen wird, wie man diese Sprache nicht nur recht und zierlich reden, sondern auch richtig schreiben solle. [...]*. Frankfurt/Leipzig: Johann Gottlieb Garben.
- Heyde, Johann Daniel (1772). *Regeln vom Schreiben, Reden und Verse machen in deutscher Sprache nebst einem Wörterbuche zum Gebrauche der wirzburgischen Schulen*. Wirzburg: Johann Jakob Stahel.

- Heynatz, Johann Friedrich (1771). *Briefe die Deutsche Sprache betreffend von Johann Friedrich Heynatz. Erster Theil*. Berlin: August Mylius.
- Heynatz, Johann Friedrich (1785). *Anweisung zur Deutschen Sprache. Zum Gebrauche beim Unterricht der ersten Anfänger*. Berlin: August Mylius.
- Heynatz, Johann Friedrich (1797). *Versuch eines Deutschen Antibarbarus oder Verzeichniß solcher Wörter, deren man sich in der reinen Deutschen Schreibart entweder überhaupt oder doch in gewissen Bedeutungen enthalten muß, [...] Zweiten Bandes Zweite Abtheilung*. Berlin: Königl. preuß. akadem. Kunst- und Buchhandlung.
- Hoffmann, Donat (1763). *Kurzer Begriff der deutschen und zugleich allgemeinen Sprachlehre für die mindere Jugend der frommen Schulen samt einem Anhang von der deutschen Orthographie und einem anderen von den Grundlehren der Rechenkunst [...]*. Augsburg: Matthäus Rieger.
- Huge, Alexander (1532). *Rhetorica vnd Formulare, Teütsch dergleich nie gesehen ist, beinach alle schreibery betreffend, von vilerley Episteln [...]*. Tübingen: Ulrich Morhart.
- Ickelsamer, Valentin (1534/1882). Die rechte weis aufs kürztzist lesen zu lernen [...]. In: *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Hrsg. von Johannes Müller. Oxford: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 52–64.
- Ickelsamer, Valentin (1534b). *Ain Teütsche Grammatica Darauß ainer von jm selbs mag lesen lernen, mit allem dem, so zum Teutsch[n] lesen [...]*. Augsburg: Philipp Ulhart d. Ä.
- Jordan, Peter (1533/1882). *Leyenschuol*. In: *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Hrsg. von Johannes Müller. Oxford: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 110–119.
- Kant, Immanuel (1781). *Critik der reinen Vernunft*. Riga: Johann Friedrich Hartknoch.
- Kolroß, Johannes (1530/1882). *ENchiridion: das ist Handbuechlin tütscher Orthographi h'chtütsche sprach artlich zeschryben [...]*. In: *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Hrsg. von Johannes Müller. Oxford: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 64–91.
- Kromayer, Johannes (1618). *Deutsche Grammatica/Zum newen Methodo der Jugend zum besten zugerichtet [...]*. Weymar: Johann Weidnern.
- Lochner, Johann Hieronymus (1735). *Chloreni Germani neu verbesserte Teutsche Orthographie, oder: Gründliche Anweisung, recht, und nach der unter den heutigen Gelehrten üblichen Art, zu schreiben. Nebst einer kurzen Untersuchung der Teutschen Sprach [...]*. Frankfurt/Leipzig: Georg Christoph Weber.
- Longolius, Johann Daniel (1715). *Einleitung zu gründlicher Erkänntniß einer jeden insonderheit aber der deutschen Sprache welcher man sich zu accurater Untersuchung jeder Sprache und Besizung [...] bedienen kann. Zum gemeinen Besten dem Druck überlassen*. Budissin: David Richter.
- Luther, Martin (1990). *Luther Deutsch. Die Werke Martin Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart. Herausgegeben von Kurt Aland. Band 5*. Göttingen: Vandenhoeck and Ruprecht.
- Mázke, Abraham Gotthelf (1776). *Grammatische Abhandlungen über die Deutsche Sprache [...]*. Breßlau: Johann Ernst Meyer.
- Meichßner, Johann Helias (1550). *Handbüchlin grundtlichs berichts, recht und wolschrybens [...]*. Tübingen: Ulrich Morhart.
- Morhof, Daniel Georg (1682). *Unterricht Von Der Teutschen Sprache und Poesie/deren Ursprung/Fortgang und Lehrsaetzen. [...]*. Kiel: Joachim Reumann.
- Nast, Johannes (1777). *Der teutsche Sprachforscher. allen Liebhabern ihrer Muttersprache zur Prüfung vorgelegt. Erster Teil. [...]*. Stuttgart: Johann Benedict Mezler.
- Olearius, Tilemann (1630). *Deutsche Sprachkunst. [...]*. Hall: Melchior Oelschlegeln.

- Ölinger, Albert (1573/1897). *Underricht der Hochteutschen Spraach: Grammatica Sev Institutio Verae Germanicae linguae [...]*. In: *Ältere Grammatiken in Neudrucken. Band 4*. Hrsg. von Willy Scheel. Halle: Niemeyer.
- Opitz, Martin (1624). *Buch von der Deutschen Poeterey. [...]*. Brieg: Augustino Gruendern.
- Popowitsch, Johann Siegmund Valentin (1754). *Die notwendigsten Anfangsgründe der teutschen Sprach-kunst zum Gebrauche der österrei-chischen Schulen*. Wien: Grundt.
- Pudor, Christian (1672). *Der Teutschen Sprache Grundrichtigkeit/und Zierlichkeit. [...]*. Coelln an der Spree: Georg Schultze.
- Raumer, Rudolf von (1857). *Der Unterricht im Deutschen*. Stuttgart: Liesching.
- Sattler, Johann Rudolph (1631⁴). *Teutsche Orthograpey/[...]*. Franckfurt am Mayn: Hartmanni Palthenij S. Erben.
- Schottel, Justus Georg (1641). *Teutsche Sprachkunst/[...]*. Braunschweig: Balthasar Grubern.
- Schottel, Justus Georg (1663). *Ausfuehrliche Arbeits von der Teutschen HauptSprache/[...]*. Braunschweig: Christoff Friedrich Zilligern.
- Stieler, Kaspar (1691). *Der Teutschen Sprache Stammbaum und Wortwachs/ oder Teutscher Sprachschatz/[...]*. Nuernberg: Heinrich Meyern.
- Stosch, Samuel Johann Ernst (1778). *S.J.E. Stosch Predigers zu Lüdersdorf kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der Deutschen Sprache*. Berlin: August Mylius.
- Tscherning, Andreas (1659). *Andreas Tschernings Unvorgreiffliches Bedencken ueber etliche mißbraeuche in der deutschen Schreib- und Sprach-kunst/[...]*. Luebeck: Schmalhertzens Erben.
- Weichmann, Christian Friedrich (1721). *C. F. Weichmanns Poesie der Nieder-sachsen, oder allerhand, mehrentheils noch nie gedruckte, gedichte von den berühmtesten Nieder-Sachsen, und sonderlich einigen ansehnlichen Mit-Gliedern der vormahls hieselbst in Hamburg blühendeen Teutsch-übenden Gesellschaft mit deren Genehmhaltung zusammen getragen, [...]*. Hamburg: o. V.
- Weitenauer, Ignaz (1764). *Zweifel von der deutschen Sprache vorgetragen, aufgelöset, oder andern aufzulösen überlassen; sammt einem orthographischen Lexikon*. Augsburg/Freiburg im Breisgau: Gebrüder Wagner.
- Zesen, Filip (1651). *Rosen-mand: das ist in ein und dreissig gespraechen eroefnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen: [...]*. Hamburg: Georg Papen.

Sekundärliteratur

- Aitchison, Jean (1997). *Wörter im Kopf. Eine Einführung in das mentale Lexikon*. Tübingen: Niemeyer.
- Allport, Gordon Willard (1971). *Die Natur des Vorurteils*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Anders, Christina A. (2010). *Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Antos, Gerd, Thomas Niehr und Jürgen Spitzmüller (2019). *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Arendt, Birte (2010). *Niederdeutschdiskurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien und Politik*. Berlin: Erich Schmidt.
- Arendt, Birte (2014). Qualitative Interviews als interaktive ko-konstruktive Prozesse. Kontextsensitivität in mikroanalytischer Perspektive. In: *Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung*. Hrsg. von Rebekka Studler und Christina Counz. Tübingen: Stauffenburg, S. 7–130.

- Arendt, Birte (2019). Wie sagt man hier? Bewertungen von Dialekt, Regionalsprache und Standard im Spannungsfeld regionaler Identität und sozialer Distinktion. In: *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*. Hrsg. von Gerd Antos, Thomas Niehr und Jürgen Spitzmüller. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 333–352.
- Babenko, Natalja (1997). Vorreden des XVI. Jahrhunderts in soziokultureller und sprachgeschichtlicher Sicht. In: *Gesellschaft, Kommunikation und Sprache Deutschlands in der Frühen Neuzeit: Studien des Deutsch-Japanischen Arbeitskreises für Frühneuhochdeutschforschung*. Hrsg. von Klaus J. Mattheier, Haruo Nitta und Mitsuyo Ono. München: Iudicium, S. 287–299.
- Bahder, Karl von (1914). Jellinek M. H. Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung I. In: *Indogermanische Forschungen* 33, S. 68–70.
- Baker, Collin (1992). *Attitudes and Language*. Clevedon/Philadelphia/Adelaide: Multilingual Matters Ltd.
- Bär, Jochen A. (1999a). *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Bär, Jochen A. (1999b). *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Barsalou, Lawrence W. (1992). Frames, Concepts, and Conceptual Fields. In: *Frames, Fields, and Contrasts. New Essays in Semantic and Lexical Organization*. Hrsg. von Adrienne Lehrer und Eva Kittay Feder. New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, S. 21–74.
- Bartlett, Frederic C. (1932). *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Basler, Otto (1953). Albertius, Laurentius. In: *Neue Deutsche Biographie. Erster Band*. Hrsg. von Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Duncker & Humblot, S. 148.
- Bendel Larcher, Sylvia (2015). *Linguistische Diskursanalyse. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Bergmann, Gunter und Ingrid Eichler (1967). Zum meißnischen Deutsch. Die Beurteilung des Obersächsischen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)* 89, S. 1–57.
- Bergmann, Rolf (1982). Zum Anteil der Grammatiker an der Normierung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: *Sprachwissenschaft* 7, S. 261–281.
- Bergmann, Rolf (1983). Der rechte Teutsche Cicero oder Varro. Luther als Vorbild in den Grammatiken des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: *Sprachwissenschaft* 8, S. 265–276.
- Berschin, Helmut (1998). Rezension zu Erich Strassner: Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 65, S. 66–71.
- Beuge, Patrick (2009). *Was ist gutes Deutsch? Eine qualitative Analyse laienlinguistischen Sprachnormwissens*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bezooijen, Renée van (2002). Aesthetic Evaluation of Dutch: Comparisons across Dialects, Accents, and Languages. In: *Handbook of Perceptual Dialectology. Vol. 2*. Hrsg. von Daniel Long und Dennis R. Preston. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 13–31.
- Brekle, Herbert E., Edeltraud Dobning-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß (1992). *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Band 1. A–Br*. Tübingen: Niemeyer.
- Brekle, Herbert E., Edeltraud Dobning-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß (1993). *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Band 2. Bu–E*. Tübingen: Niemeyer.
- Brekle, Herbert E., Edeltraud Dobning-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß (1994). *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexi-*

- kographien und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Band 3. F–G.* Tübingen: Niemeyer.
- Brekle, Herbert E., Edeltraud Dobning-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß (1996). *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Band 4. H–I.* Tübingen: Niemeyer.
- Brekle, Herbert E., Edeltraud Dobning-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß (1997). *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Band 5. J–L.* Tübingen: Niemeyer.
- Brekle, Herbert E., Edeltraud Dobning-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß (1998). *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Band 6. M–Pa.* Tübingen: Niemeyer.
- Brekle, Herbert E., Edeltraud Dobning-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß (2001). *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Band 7. Pe–Schr.* Tübingen: Niemeyer.
- Brekle, Herbert E., Edeltraud Dobning-Jülch, Hans Jürgen Höller und Helmut Weiß (2005). *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Band 8. Schu–Z.* Tübingen: Niemeyer.
- Breuer, Dieter (2012). Der Streit über die Frage, „wo das beste Teutsch zu finden“. In: *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Perspektiven.* Hrsg. von Jürgen Macha, Anna Maria Balbach und Sarah Horstkamp. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann, S. 31–43.
- Bubenhöfer, Noah und Joachim Scharloth (2015). Maschinelle Textanalyse im Zeichen von Big Data und Data-driven Turn – Überblick und Desiderate. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 43, S. 1–26.
- Busse, Dietrich (2009). *Semantik.* Paderborn: Wilhelm Fink.
- Busse, Dietrich (2012). *Frame-Semantik. Ein Kompendium.* Berlin/Boston: De Gruyter.
- Busse, Dietrich (2018). Diskurs und Wissensrahmen. In: *Handbuch Diskurs.* Hrsg. von Ingo H. Warnke. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 3–29.
- Busse, Dietrich, Michaela Felden und Detmer Wulf (2018). *Bedeutungs- und Begriffswissen im Recht. Frame-Analysen von Rechtsbegriffen im Deutschen.* Berlin/Boston: De Gruyter.
- Busse, Dietrich und Wolfgang Teubert (1994). Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der Historischen Semantik. In: *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik.* Hrsg. von Wolfgang Teubert, Dietrich Busse und Fritz Hermanns. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Casper, Klaudia (2002). *Spracheinstellungen. Theorie und Messung.* Norderstedt: Book on Demand.
- Conrad, François, Stefan Ehrlich und Peter Schlobinski (2021). *Hannover – Zentrum des Hochdeutschen. Einschätzung zum »besten« Hochdeutsch in Deutschland.* Wiesbaden: GfDS.
- Cooper, Robert L. und Joshua A. Fishman (1974). The Study of Language Attitudes. In: *International Journal of the Sociology of Language* 3, S. 5–19.
- de Beaugrande, Robert A. und Wolfgang U. Dressler (1981). *Intoduction to Text Linguistics.* London: Longman.
- Donhauser, Karin (1989). Das Deskriptionsproblem und seine präskriptive Lösung. Zur grammatikologischen Bedeutung der Vorreden in den Grammatiken des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: *Sprachwissenschaft* 14 (1), S. 29–57.

- Dorn, Benjamin (2008). Von wilden und von edlen Zungen. Über die Reflexion der deutschen Volkssprache im Mittelalter. In: *Muttersprache* 118, S. 332–356.
- Faulstich, Katja (2008). *Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Felder, Ekkehard (2006). Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen. In: *Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften*. Hrsg. von Ekkehard Felder. Berlin/New York: De Gruyter, S. 13–46.
- Fiedler, Klaus und Stephanie Kurzenhäuser (2000). Das Linguistische Kategorienmodell und die sprachliche Vermittlung von Einstellungen. In: *Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen. Studies in Language Attitudes*. Hrsg. von Szilvia Deminger, Thorsten Fögen, Joachim Scharloth und Simone Zwickl. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 161–177.
- Fijalkowski, Adam (2010). Vortrag zur Eröffnung der Ausstellung „Orbis Pictus. Die Welt in den Bildern des Johann Amos Comenius“ am 6. Mai 2010 in der BBF. In: *Mitteilungsblatt des Förderkreises Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung e.V.* 21 (1), S. 15–21.
- Fillmore, Charles J. (1968). The Case for Case. In: *Universals in Linguistic Theory*. Hrsg. von Emmon Bach und Robert T. Harms. New York: Holt, Rinehart und Winston, S. 1–88.
- Fillmore, Charles J. (1975). An Alternative to Checklist Theories of Meaning. In: *Proceedings of the First Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society*, S. 123–131.
- Fillmore, Charles J. (1982). Frame Semantics. In: *Linguistics in the Morning Calm. Selected Papers from SICOL-1981*. Hrsg. von The Linguistic Society of Korea. Seoul/Korea: Hanshin Publishing Company, S. 111–137.
- Fillmore, Charles J. (1985). Frames and the Semantics of Understanding. In: *Quaderni di Semantica*, S. 222–254.
- Fillmore, Charles J. und Collin Baker (2009). A Frames Approach to Semantic Analysis. In: *The Oxford Handbook of Linguistic Analysis*. Hrsg. von Bernd Heine und Heiko Narrog. Oxford: Oxford University Press, S. 313–339.
- Fishbein, Martin und Icek Ajzen (1975). *Belief, Attitude, Intention, and Behavior. An Introduction to Theory and Research*. Massachusetts/California/Amsterdam/Ontario/Sydney: Addison-Wesley Publishing Company.
- Foucault, Michel (1970). *Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970*. <https://www.uzh.ch/cmsssl/suz/dam/jcr:00000000-36d7-41d4-ffff-ffffe448bed7/foucault.pdf>.
- Foucault, Michel (1973). IV Michel Foucault. Über verschiedene Arten Geschichte zu schreiben. In: *Antworten der Strukturalisten. Roland Barthes, Michel Foucault, François Jacob, Roman Jakobson, Claude Lévi-Strauss*. Hrsg. von Adelbert Reif. Hamburg: Hoffmann und Campe, S. 157–175.
- Foucault, Michel (1981). *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fraas, Claudia (1996). *Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte „Identität“ und „Deutsche“ im Diskurs zur deutschen Einheit*. Tübingen: Narr.
- FrameNet (2020). *What is FrameNet?* <https://framenet.icsi.berkeley.edu/fndrupal/WhatIsFrameNet>.
- Garber, Klaus (1999). *Opitz, Martin in: Neue Deutsche Biographie [Onlinefassung]*. <https://www.deutschebiographie.de/pnd118590111.html>.
- Gardt, Andreas (1994). *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gardt, Andreas (1999). *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gardt, Andreas (2007). Diskursanalyse. Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. In: *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Hrsg. von Ingo H. Warnke. Berlin/New York: De Gruyter, S. 28–52.

- Gardt, Andreas (2017). Zum Diskursbegriff. In: *Der Deutschunterricht* 6, S. 2–7.
- Garrett, Peter, Nikolas Coupland und Angie Williams (2003). *Investigating Language Attitudes. Social meanings of Dialect, Ethnicity and Performance*. Cardiff: University of Wales Press.
- Gauch, Sigfrid (1987). Peter Jordan – Leben und Werk. In: *Die „Leyenschul“ von Peter Jordan (1533). Mit einem bio-bibliographischen Essay von Sigfrid Gauch*. Hrsg. von Sigfrid Gauch. Gießen: Gamig, S. 43–98.
- Geier, Ruth (1997). Rezension zu Erich Straßner: Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache. In: *Muttersprache* 107, S. 85–86.
- Gelhaus, Hermann (1989). *Der Streit um Luthers Bibelverdeutschung im 16. und 17. Jahrhundert. Teil 1: Mit der Identifizierung Friedrich Traubs*. Tübingen: Niemeyer.
- GermanFrameNet (2020a). *Analyse von Frames*. <https://gsw.phil.hhu.de/framenet/wp?id=157>.
- GermanFrameNet (2020b). *Methoden & Tools*. <https://gsw.phil.hhu.de/framenet/wp?id=160>.
- Giesecke, Michael (1998). *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Giles, Howard, Richard Bourhis, Peter Trudgill und Alan Lewis (1974). The imposed norm hypothesis. A validation. In: *The Quarterly Journal of Speech* 4, S. 405–410.
- Götz, Ursula (1992). *Die Anfänge der Grammatikschreibung des Deutschen in Formularbüchern des frühen 16. Jahrhunderts: Fabian Frangk – Schryfftspiegel – Johann Elias Meichßner*. Heidelberg: Winter.
- Haas, Elke (1980). *Rhetorik und Hochsprache. Über die Wirksamkeit der Rhetorik bei der Entstehung der deutschen Hochsprache im 17. und 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main/Bern/Cirencester: Peter Lang.
- Hannken-Illjes, Kati (2018). *Argumentation. Einführung in die Theorie und Analyse der Argumentation*. Tübingen: Narr.
- Hartung, Wolfdietrich (1997). Text und Perspektive. Elemente einer konstruktivistischen Textauffassung. In: *Die Zukunft der Textlinguistik: Traditionen, Transformationen, Trends*. Hrsg. von Gerd Antos und Heike Tietz. Tübingen: Niemeyer, S. 13–25.
- Hermanns, Fritz (2002). Attitude, Einstellung, Haltung. Empfehlung eines psychologischen Begriffs zu linguistischer Verwendung. In: *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*. Hrsg. von Dieter Cherubim, Karlheinz Jakob und Angelika Linke. Berlin: De Gruyter, S. 65–89.
- Hermanns, Fritz (2012). *Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Huber, Wolfgang (1984). *Kulturpatriotismus und Sprachbewusstsein. Studien zur deutschen Philologie des 17. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Hübner, Arthur (1917). Geschichte der neuhochdeutschen grammatik von den anfängen bis auf Adeling von Max Hermann Jellinek. Heidelberg, Carl Winter. erster halbband 1913, 392 ss.; zweiter halbband 1914, 503 ss. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 55 (4), S. 119–122.
- Hundt, Markus (1992). *Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen*. Stuttgart: Steiner.
- Hundt, Markus (2000). „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. Berlin/New York: De Gruyter.
- Hundt, Markus (2010). Bericht über die Pilotstudie *Laienlinguistische Konzeptionen deutscher Dialekte*. In: *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Hrsg. von Christina A. Anders, Markus Hundt und Alexander Lasch. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 179–219.
- Hundt, Markus (2011). Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt – Theorien und Methoden der Einstellungsforschung im Bereich der Wahrnehmungsdialektologie. In: *Gute Sprache, schlechte Sprache*.

- Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel*. Hrsg. von Michael Elementaler und Ulrich Hoinkes. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 77–104.
- Hundt, Markus (2017). Struktur und Komplexität des linguistischen Laienwissens. In: *Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projektes*. Hrsg. von Markus Hundt, Saskia Schröder und Nicole Palliwoda. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 121–159.
- Hundt, Markus (2018a). Sprachmischungen im Deutschen. Sprach- und Fremdwortpurismus im 17. Jahrhundert. In: *Sprachmischung – Mischsprachen. Vom Nutzen und Nachteil gegenseitiger Sprachbeeinflussung*. Hrsg. von Thorsten Burkhard und Markus Hundt. Berlin: Peter Lang, S. 269–298.
- Hundt, Markus (2018b). Wahrnehmungsdialektologie – quo vadis? In: *Variation – Norm(en) – Identität(en)*. Hrsg. von Alexandra Lenz und Albrecht Plewnia. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 99–126.
- Hundt, Markus, Saskia Schröder und Nicole Palliwoda (2015). Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien – das Kieler DFG-Projekt. In: *Deutsche Dialekte*. Hrsg. von Michael Elementaler. Bd. 158. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte. Stuttgart: Steiner, S. 295–320.
- Inama von Sternegg, Theodor (1878/2023). *Fulda, Friedrich Karl. Allgemeine Deutsche Biographie [Onlinefassung]*. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118703536.html>.
- Jelinek, Max Hermann (1913). *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von den Anfängen bis auf Adelung. Erster Halbband*. Heidelberg: Winter.
- Josten, Dirk (1976). *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts*. Bern/Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Jürgens, Carolin (2015). *Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg*. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms.
- Kämmel, Heinrich (1880/2023). *Helwig, Christoph. Allgemeine Deutsche Biographie [Onlinefassung]*. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd100292208.html>.
- Keller, Reiner, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver (2006). *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.
- Knappe, Joachim (1994). Elocutio. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 2*. Hrsg. von Gerd Ueding. Tübingen: Niemeyer, S. 1022–1083.
- Konerding, Klaus-Peter (1993). *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie*. Tübingen: Niemeyer.
- Konerding, Klaus-Peter (1997). Grundlagen einer linguistischen Schematheorie und ihr Einsatz in der Semantik. In: *Methodologische Aspekte der Semantikforschung. Beiträge der Konferenz „Methodologische Aspekte der Semantikforschung“ und der Universität Koblenz-Landau/Abteilung Landau 1998*. Hrsg. von Inge Pohl. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 57–84.
- König, Katharina (2014). *Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen*. Berlin: De Gruyter.
- Kramer, Undine (1997). Rezension zu Strassner, Erich: Deutsche Sprachkultur. In: *Zeitschrift für Germanistik 7*, S. 455–460.
- Langacker, Ronald Wayne (1987). *Foundations of Cognitive Grammar. Volume 1: Theoretical Prerequisites*. Stanford: Stanford University Press.
- Langer, Nils (2012). Rezension zu Faulstich, Katja. 2009. Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungs-diskurs im 18. Jahrhundert. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB) 134*, S. 106–109.
- Langer, Nils und Robert Langhanke (2016). Ideologies of National and Regional Languages. Metalinguistic Discourses on Low German in the Nineteenth Century. In: *Metalinguistic Perspectives on*

- Germanic Languages. European Case Studies from Past to Present.* Hrsg. von Gijssberg Rutten und Kristine Horner. Oxford: Peter Lang, S. 57–77.
- Law, James (2019). Diachronic Frame Analysis. The Purpose Frame in French. In: *Constructions and Frames 2*, S. 43–78.
- Lenz, Alexandra N. (2003). *Struktur und Dynamik des Substandards: Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel)*, Bd. 125. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte. Stuttgart: Steiner.
- Lenz, Alexandra N. (2014). Sprachvariation und Sprachwandel aus der Perspektive von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern. Einstellungsdaten aus Österreich, Deutschland und der Schweiz. In: *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Hrsg. von Albrecht Plewnia und Andreas Witt. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 323–352.
- Leweling, Beate (2005). *Reichtum, Reinigkeit und Glanz – Sprachkritische Konzeptionen in der Sprachreflexion des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Linke, Angelika und Juliane Schröter (2018). 19. Diskurslinguistik und Transsemiozität. In: *Handbuch Diskurs*. Hrsg. von Ingo H. Warnke. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 449–469.
- Lippmann, Walter (1922/1998). *Public Opinion*. New Brunswick/London: Transaction Publishers.
- Löbner, Sebastian (2015). Functional Concepts and Frames. In: *Meaning, Frames and Conceptual Representation*. Hrsg. von Thomas Gamerschlag, Doris Gerland, Rainer Osswald und Wiebke Petersen. Düsseldorf: dup, S. 35–62.
- Locke, John (1695). *The Works. Volume 6: The Reasonableness of Christianity*. London: Rivington.
- Lönneker, Birte (2003). *Konzeptframes und Relationen. Extraktion, Annotation und Analyse französischer Corpora aus dem World Wide Web*. Berlin: Aka.
- Mayerl, Jochen (2009). *Kognitive Grundlagen sozialen Verhaltens. Framing, Einstellungen und Rationalität*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Meier, John (1895). *Ältere Deutsche Grammatiken in Neudrucken herausgegeben von John Meier. I. Das Büchlein Gleichstimmender Wörter, aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius*. Strassburg: Karl. J. Trübner.
- Meinefeld, Werner (1977). *Einstellung und soziales Handeln*. Hamburg: Rowohlt.
- Mertens, Volker (2004). *Hartmann von Aue: Gregorius, Der arme Heinrich, Iwein. Hg. und übersetzt von Volker Mertens*. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag.
- Minsky, Marvin (1974). *A Framework for Representing Knowledge*. MIT-AI Laboratory Memo 306.
- Minsky, Marvin (1986). *The Society of Mind*. New York: Simon and Schuster.
- Moser, Hugo, Hans Wellmann und Norbert R. Wolf (1981). *Geschichte der deutschen Sprache. Band 1: Althochdeutsch-Mittelhochdeutsch*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Moulin-Fankhänel, Claudine (1994). *Bibliographie der deutschen Grammatiken und Orthographielehren. Band I: Von den Anfängen der Überlieferung bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*. Heidelberg: Winter.
- Moulin-Fankhänel, Claudine (1997). *Bibliographie der deutschen Grammatiken und Orthographielehren. Band II: Das 17. Jahrhundert*. Heidelberg: Winter.
- Müller, Georg. (1892). Siber, Adam. In: *Allgemeine Deutsche Biographie. Vierunddreißigster Band*. Hrsg. von Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig: Duncker & Humblot, S. 125–130.
- Müller, Johannes (1882/1969). *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Müller-Fraureuth, Karl (1895). *Ältere Grammatiken in Neudrucken. Band 3*. Straßburg: Trübner.
- Niehr, Thomas (2005). Von „veraltetem“, „edlem“ und „ganz pöbelhaftem“ Sprachgebrauch. Johann Christoph Adelungs Grammatisch-Kritisches Wörterbuch als Quelle für die Erforschung des Denkens, Fühlens und Wollens einer sozialen Schicht des ausgehenden 18. Jahrhunderts. In: *Bri-*

- sante Semantik – neue Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Hrsg. von Dietrich Busse. Tübingen: Niemeyer, S. 169–185.
- Ortner, Heike (2014). *Text und Emotion. Theorie, Methode und Anwendungsbeispiele emotionslinguistischer Textanalyse*. Tübingen: Narr.
- Palliwoda, Nicole und Verena Sauer (2022). ‚unsere sprache tut enorm verarmen [...] dadurch dass wir viele anglizismen übernehmen‘ – Norminstanzen von Schüler*innen und Lehrer*innen im deutschsprachigen Raum. In: *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte*. Hrsg. von Hans Ulrich Schmid und Arne Ziegler. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 53–75.
- Patzelt, Werner J. (2007). *Einführung in die Politikwissenschaft: Grundriss des Faches und studiumbegleitende Orientierung*. 6., erneut überarb. Aufl. Passau: Wiss.-Verl. Rothe.
- Plewnia, Albrecht und Astrid Rothe (2012). Sprache – Einstellung – Regionalität. In: *Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive*. Hrsg. von Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia, Christiane Schoel und Dagmar Stahlberg. Tübingen: Narr, S. 9–118.
- Polenz, Peter von (1978). *Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Polenz, Peter von (1986). Altes und Neues zum Streit über das Meißnische Deutsch. In: *Sprachnormen: lösbare und unlösbare Probleme – Kontroversen um die neuere Sprachgeschichte*. Hrsg. von Peter von Polenz. Tübingen: Niemeyer, S. 183–202.
- Polenz, Peter von (1999). *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III. 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Polenz, Peter von (2009). *Geschichte der deutschen Sprache (10. Auflage)*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Polenz, Peter von (2013). *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II. 17. und 18. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Puff, Helmut (1995). „Von dem schlüssel aller Künsten, nemblich der Grammatica“. *Deutsch im lateinischen Grammatikunterricht 1480-1560*. Tübingen/Basel: Francke.
- Quasthoff, Uta (1998). Stereotype in Alltagsargumentationen. Ein Beitrag zur Dynamisierung der Stereotypenforschung. In: *Sprachliche und soziale Stereotype*. Hrsg. von Margot Heinemann. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 47–72.
- Reiffenstein, Ingo (2003). Metasprachliche Äußerungen über das Deutsche und seine Subsysteme bis 1800 in historischer Sicht. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Band 2/3*. Hrsg. von Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, S. 2205–2229.
- Reifferscheid, Alexander (1887). Oelinger, Albert. In: *Allgemeine Deutsche Biographie. Vierundzwanzigster Band*. Hrsg. von Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig: Duncker & Humblot, S. 301–302.
- Riehl, Claudia Maria (2000). Spracheinstellungen und Stereotype im Lichte diskursiver Praxis. In: *Einstellungsforschung in der Linguistik und Nachbardisziplinen. Studies in Language Attitudes*. Hrsg. von Szilvia Deminger, Thorsten Fögen, Joachim Scharloth und Simone Zwickl. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 141–160.
- Roelcke, Thorsten (1995). *Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Analysen und Tabellen*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Roelcke, Thorsten (2015). Einzelsprachen im Werturteil deutscher Sprachdenker des Barock und der Aufklärung, Teil 1, Positive Beurteilungen. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 134, S. 431–467.
- Rosenberg, Milton J. und Carl I. Hovland (1966). Cognitive, Affective, and Behavioural Components of Attitudes. In: *Attitude Organization and Change: An Analysis of Consistency Among Attitudes Components*. Hrsg. von Milton J. Rosenberg et al. New Haven/London: Yale University Press, S. 1–14.

- Rössinger-Hager, Monika (1969). Einführung. In: *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Hrsg. von Johannes Müller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. III–X.
- Sauer, Verena (2018). *Dialektgrenzen – Grenzdialekte. Die Struktur der itzgründischen Dialektlandschaft an der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Sauer, Verena (2021a). „weil Geschmack und Feinheit der Sitten sich gemeiniglich um den Thron zu versammeln pflegen“ – Historische Spracheinstellungen in Adelungs Lehrgebäude der Deutschen Sprache (1782). In: *LaienWissenSprache. Konzepte, Anwendungsfelder und Perspektiven der Folk Linguistics im deutschsprachigen Raum*. Hrsg. von Toke Hoffmeister, Markus Hundt und Saskia Schröder. Berlin/New York: De Gruyter, S. 201–225.
- Sauer, Verena (2021b). Eine framesemantische Analyse von Spracheinstellungen zum Meißenischen im 18. Jahrhundert. In: *Linguistik Online* 110 (5), S. 97–122.
- Scharloth, Joachim (2005). *Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766 bis 1785*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Scheel, Willy (1897). *Ältere Grammatiken in Neudrucken. Band 4*. Halle: Niemeyer.
- Schlobinski, Peter (1996). *Empirische Sprachwissenschaft*. Wiesbaden: Springer.
- Schmid, Hans Ulrich (2017). *Einführung in die deutsche Sprachgeschichte*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Schmidlin, Regula (2013). Zu den Einstellungen der Sprecherinnen und Sprecher aus dem ganzen deutschen Sprachraum gegenüber Varianten des Standarddeutschen. In: *Vielfalt, Variation und Stellung der deutschen Sprache*. Hrsg. von Karina Schneider-Wiejowski, Birte Kellermeier-Rehbein und Jakob Haselhuber. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 32–41.
- Schmidt, Jürgen Erich und Joachim Herrgen (2011). *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Schmidt, Wilhelm (1993). *Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium*. Stuttgart/Leipzig: Hirzel.
- Schwarz, Monika (1992). *Einführung in die kognitive Linguistik*. Tübingen/Basel: Francke.
- Searle, John (1969). *Speech Acts. Essays in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Socin, Adolf (1888/1970). *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*. Heilbronn: Henninger.
- Spitzmüller, Jürgen (2005). *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen (2019). „Sprache“ – „Metasprache“ – „Metapragmatik“: Sprache und sprachliches Handeln als Gegenstand sozialer Reflexion. In: *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*. Hrsg. von Gerd Antos, Thomas Niehr und Jürgen Spitzmüller. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 11–30.
- Spitzmüller, Jürgen und Ingo H. Warnke (2011). *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorie und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Stamm, Karl (1967). Peter Jordan. Von seinem Leben und Schaffen zu Mainz und Köln. In: *Mainzer Almanach*, S. 99–109.
- Stedje, Astrid (1989). *Deutsche Sprache gestern und heute. Einführung in die Sprachgeschichte und Sprachkunde*. München: Fink.
- Stenschke, Oliver (2002). „Einmal Text – Diskurs und zurück!“. Welches Interesse hat die diskursanalytische Forschung daran, Ordnung ins Dickicht der Textdefinition(en) zu bringen? In: *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage*. Hrsg. von Ulla Fix, Kirsten Adamzik, Gerd Antos und Michael Klemm. Frankfurt/M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Peter Lang, S. 113–120.

- Straßner, Erich (1995). *Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Stukenbrock, Anja (2005). *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617-1945)*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Takada, Helmut (1981). Eine vergleichende Untersuchung der beiden barocken Grammatiken von Ch. Gueintz und J. G. Schottel. In: *Doitsu bungaku ronkō* 23, S. 41–60.
- Tesnière, Lucien (1980). *Grundzüge der strukturalen Syntax*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Thiele, Martina (2015). *Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes*. Bielefeld: transcript.
- Tognini-Bonelli, Elena (2001). *Corpus Linguistics at Work*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Topfink, Doris und Evelyn Ziegler (2002). Plädoyer für eine kontextsensitive Modellierung von Spracheinstellungen. In: *Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bd. 3*. Hrsg. von Peter Wiesinger. Bern: Peter Lang, S. 187–193.
- Topfink, Doris und Evelyn Ziegler (2006). „Aber bitte im Kontext“: Neue Perspektiven in der dialektologischen Einstellungsforschung. In: *Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie*. Hrsg. von Anja Voeste und Joachim Gessinger. Duisburg: OBST, S. 203–222.
- Trudgill, Peter (1976/2013). *Sociolinguistics and Linguistic Value Judgements. Correctness, Adequacy and Aesthetics*. Essen: LAUD.
- Warnke, Ingo H. (2007). Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Hrsg. von Ingo H. Warnke. Berlin/New York: De Gruyter, S. 3–24.
- Warnke, Ingo H. (2009). Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen. In: *Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes Sprache und Wissen*. Hrsg. von Ekkehard Felder und Marcus Müller. Berlin/New York: De Gruyter, S. 113–140.
- Warnke, Ingo H. (2013). Diskurs als Praxis und Arrangement – Zum Status von Konstruktion und Repräsentation in der Diskurslinguistik. In: *Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung*. Hrsg. von Willy Viehöver, Reiner Keller und Werner Schneider. Wiesbaden: Springer, S. 97–117.
- Weigand, Friedrich Ludwig Karl (1882/1972). Valentinus Ickelsamer. In: *Vier seltene Schriften des sechzehnten Jahrhunderts mit einer bisher ungedruckten Abhandlung über Valentinus Ickelsamer von Friedrich Karl Weigand*. Hrsg. von Heinrich Fechner. Hildesheim/New York: Olms, o. S.
- Wertheimer, Max (1923). Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. In: *Psychologische Forschung* 4, S. 301–351.
- Zeman, Dalibor (2004). Die Beurteilung der schriftsprachlichen Varietäten des Deutschen – retrospektiv betrachtet – unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Varietät. In: *Brücken N.F.* 12, S. 291–315.
- Ziem, Alexander (2008). *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Ziem, Alexander (2014). Von der Kasusgrammatik zum FrameNet: Frames, Konstruktionen und die Idee des Konstruktionskonzepts. In: *Grammatik als Netzwerk von Konstruktionen. Sprachwissen im Fokus der Konstruktionsgrammatik*. Hrsg. von Alexander Lasch und Alexander Ziem. Berlin: De Gruyter, S. 263–290.
- Ziem, Alexander (2018). Frames interdisziplinär: Zur Einleitung. In: *Frames interdisziplinär: Modelle, Anwendungsfelder, Methoden*. Hrsg. von Alexander Ziem, Lars Inderelst und Detmer Wulf. Düsseldorf: dup, S. 7–22.

Ziem, Alexander (2020). Wortbedeutungen als Frames. Ein Rahmenmodell zur Analyse lexikalischer Bedeutungen. In: *Semantiktheorien II. Analysen von Wort- und Satzbedeutungen im Vergleich*. Hrsg. von Sven Staffeldt und Jörg Hagemann. Tübingen: Stauffenburg, S. 25–54.

Index

- Adelung, 69, 181, 204, 206, 208, 232, 235, 242, 246, 247
- Aichinger, 202, 212, 247
- Alphabetisierung, 89, 93, 95, 114, 116
- Alter, 89, 91, 113, 119, 127, 142, 155, 171, 178, 180, 190, 203, 232
- Analogismus, 42, 45, 51, 66, 73, 76, 94, 151, 153, 159, 160, 164, 174, 177, 179, 182, 183, 188, 194, 196, 207, 232, 235, 247, 254, 255
- Anomalismus, 45, 51, 66, 76, 129, 130, 141, 143, 159, 160, 174, 178, 183, 188, 196, 201, 208, 232, 247, 254, 255
- Autostereotyp, 12, 16
- Barsalou, 23, 26
- Bartlett, 5, 7, 21, 22, 42
- Bodmer, 69, 193, 195, 216, 224, 225
- Breitinger, 69, 193, 216, 224
- Deutlichkeit, 182, 201, 247
- Diskurs, 4, 36, 40–42
- Dynamizität, 32
- Egalitarismus, 57, 73
- Elitarismus, 57
- Entrenchment, 34, 49, 52
- Fillmore, 19, 24, 25, 28
- Frame, 15, 16, 18
- Framesemantik, 16, 33
- Fulda, 228, 229, 231, 235, 247
- Göttlichkeit, 91, 92, 100, 120
- Gemeinsprachepostulat, 59, 75, 90, 105, 109, 111, 124
- Gottsched, 59, 69, 177, 181, 191, 197, 200, 202, 209, 212–215, 218, 224, 226, 227, 235, 236, 239, 246, 247
- Gueintz, 66, 140, 141, 143, 148, 150, 154, 160, 165, 174, 254
- Harsdörffer, 66, 148, 154, 163
- Heterostereotyp, 12, 13, 15
- Hierarchisierung, 32, 37, 49
- Konzept, 19, 26
- Kulturpatriotismus, 182, 210
- Lokalpatriotismus, 178
- Luther, 4, 18, 56, 62, 66, 67, 91, 92, 94, 108, 110, 113, 119–121, 125, 131, 145, 148, 151, 161, 176, 198, 226
- Metastereotyp, 13
- Minsky, 22, 23
- Nützlichkeit, 132, 134, 136, 139, 150, 168, 179, 182, 184, 191, 205, 211, 219, 224, 233
- Opitz, 66, 151, 161, 163, 166, 168
- Perspektivierung, 33, 34, 46, 47
- Propädeutik, 128, 135, 136, 156
- Prototypikalität, 34, 49
- Reichtum, 130, 144, 211, 219, 232
- Rekursivität, 19, 30, 37, 49
- Schema, 5, 18, 20–22, 30
- Schottel, 59, 66, 154–157, 159, 163, 174, 180, 188, 254
- Schreibbefähigung, 89, 97, 98, 109
- Spracheinstellungen, 4, 6, 8, 10, 15, 42, 48
- Sprachpatriotismus, 143, 153, 162, 165, 166, 182, 190, 200, 215, 220, 230, 239
- Sprachrichtigkeit, 142, 213
- Stereotyp, 5, 10, 12, 15, 38, 42, 47, 48
- Token-Frame, 36, 38, 39, 49
- Toleranzpostulat, 59, 75, 90, 98, 101, 103, 107, 110, 125
- Type-Frame, 36, 38, 39, 49, 54
- Vernunft, 182, 192, 240
- Verständlichkeit, 90, 107, 110, 129, 134, 142, 150, 179, 182, 212, 225, 232, 247
- Verstand, 149, 164, 188, 192, 211, 225, 240
- Wissen, 120, 164, 180, 213, 220

